

UC-NRLF



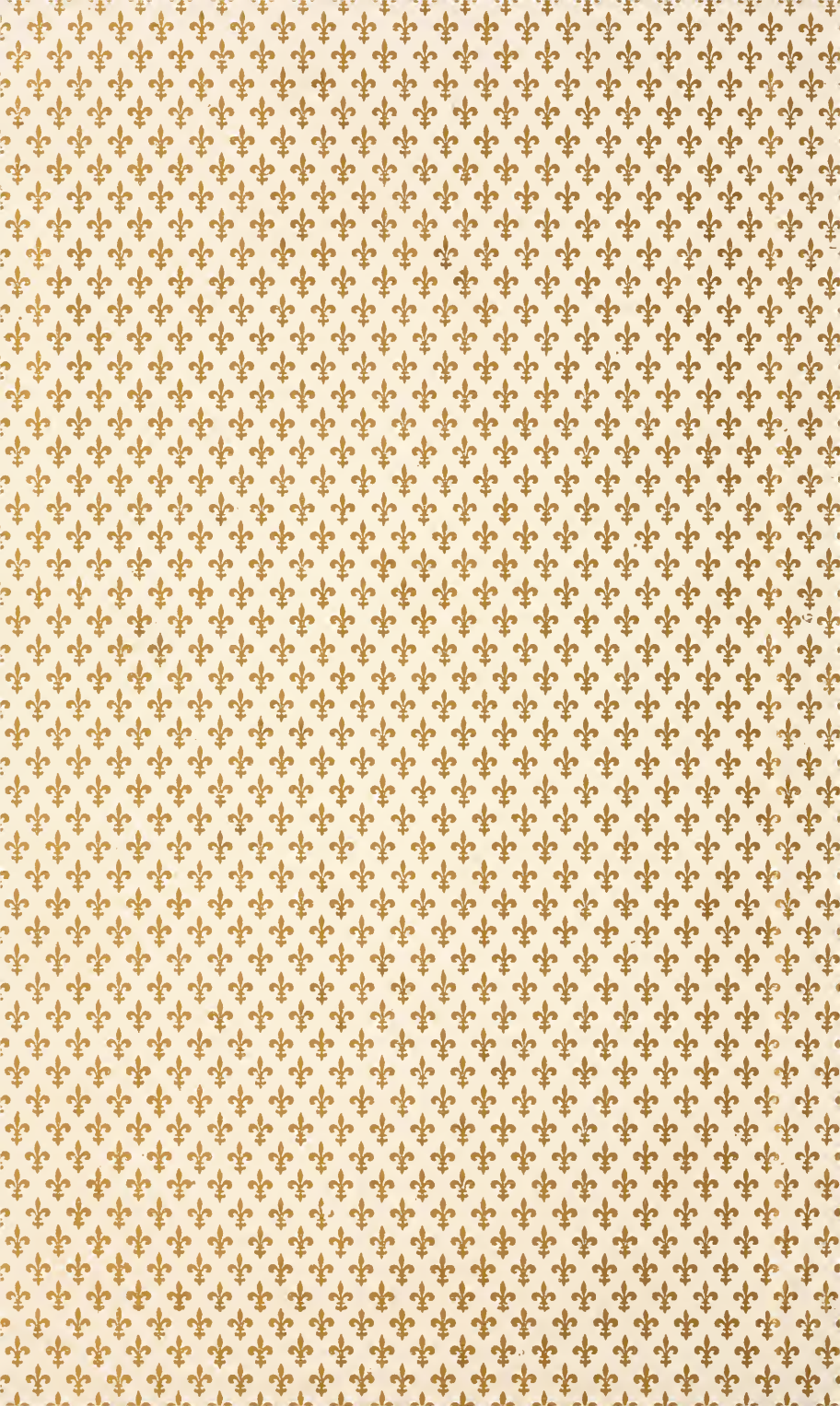
B 3 898 141

# CHRONIK

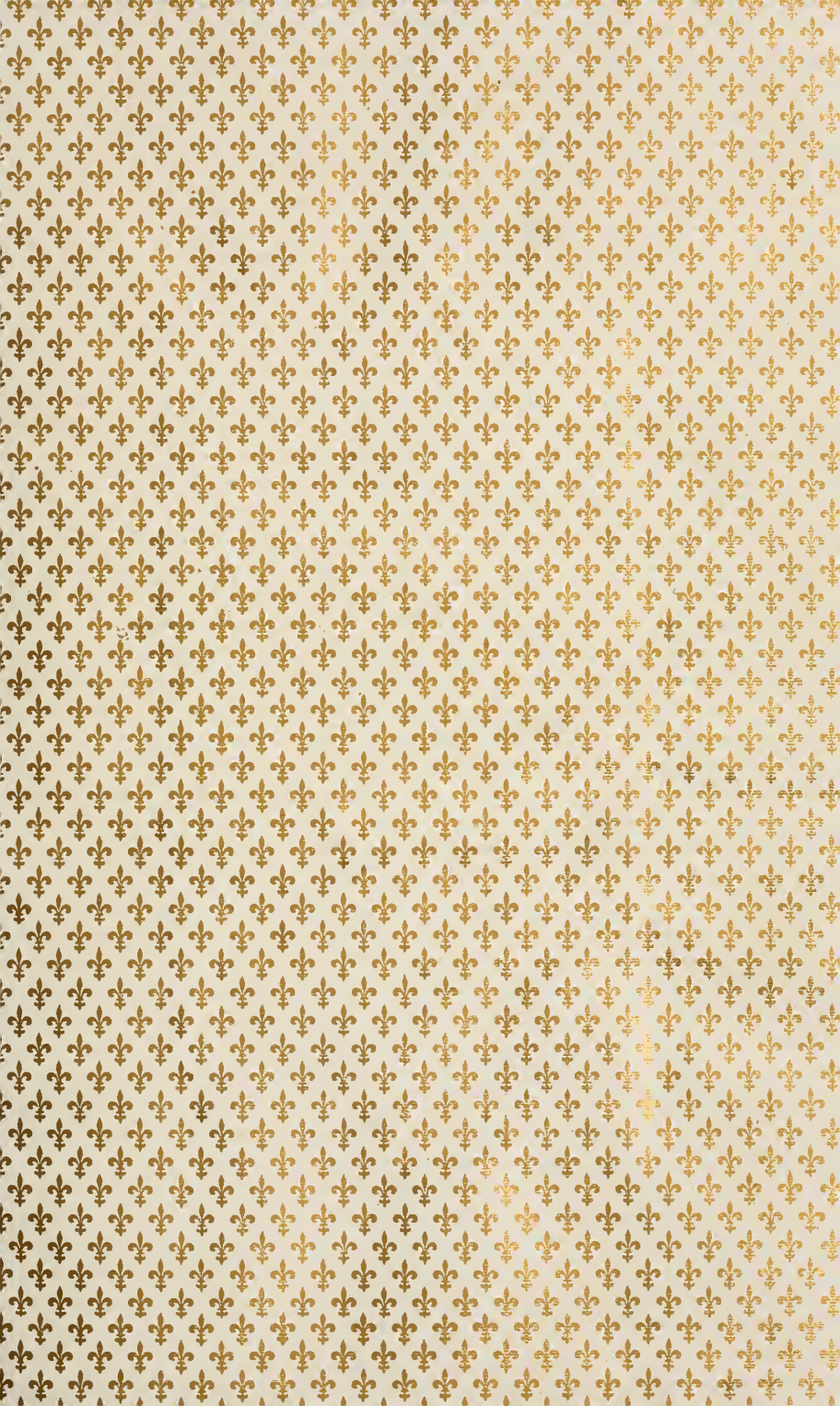
1650

1900

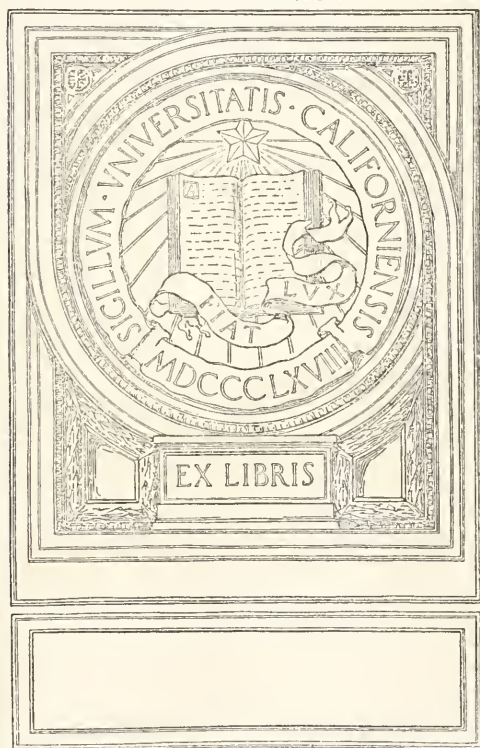








GIFT OF  
Miss Ella Castelhun





# CHRONIK

der

aus Ibra (Churhessen) stammenden

## Familie Johann Heinrich Hermann

1650 bis 1900.

---

Von

Karl Friedrich Hermann.

---

— *Mit Stammbaum und Familientafel.* —

---

Als Manuskript gedruckt.

6 1/2

Wir können den Stammbaum der Herrscher feststellen, ein vollständiges Verzeichniss der belagerten Städte und der verwüsteten Provinzen anfertigen, sogar das ganze Gepränge von Krönungen und anderen Festlichkeiten früherer Zeiten beschreiben, aber die wirkliche Geschichte der Menschheit vermögen wir nicht zu ermitteln.

Halam, Geschichte des Mittelalters.

70. VIII  
August 1870

37  
38  
39  
40

Über das mehrfach erwähnte Inventar ist ein handschriftliches Verzeichniss — dessen Drucklegung nicht beabsichtigt ist — vorhanden, und können sich etwaige Interessenten an den Herausgeber dieser Chronik wenden.

Thy 2

Miss Ella Castellon

St Louis Mo 1901



Vom Richter  
Friedrich Karl Zupflein  
Rangher für Exekution  
der künftigen Prozesse  
in jeder Hinsicht  
der Herrscher.





# Inhalt.

---

|                                                                | Seite |
|----------------------------------------------------------------|-------|
| Das Siegel der Familie Hermann . . . . .                       | 4     |
| Einleitung . . . . .                                           | 5     |
| Stammbaum . . . . .                                            | 8     |
| Voreltern . . . . .                                            | 9     |
| Familien-Chronik . . . . .                                     | 10    |
| Johann Heinrich 1650 . . . . .                                 | 13    |
| Johann Kaspar 1691—1760 . . . . .                              | 15    |
| Konrad Christoph 1732—1796 . . . . .                           | 17    |
| Johann Wilhelm 1776—1848 . . . . .                             | 19    |
| Eduard Wilhelm 1805—1876 (Johann Wilhelms erster Sohn) . .     | 25    |
| Julius Pierre Elisée 1840— . . . . .                           | 29    |
| Adolf Joseph Pierre 1850— . . . . .                            | 30    |
| Heinrich 1879. Johann 1883 . . . . .                           | 30    |
| Johann Heinrich 1823—1892 (Johann Wilhelms zweiter Sohn) .     | 31    |
| Wilhelm Franz 1856 . . . . .                                   | 35    |
| Oskar Julius 1860 . . . . .                                    | 35    |
| Johann Wilhelm 1886. Oscar Julius 1887. Walter Julius 1894 .   | 36    |
| Karl Friedrich 1826— (Johann Wilhelms dritter Sohn) . . .      | 37    |
| Wiege und Woge . . . . .                                       | 41    |
| An der Grenze . . . . .                                        | 63    |
| In Furcht und Noth . . . . .                                   | 103   |
| Va-banque . . . . .                                            | 149   |
| Kopien, deren Originale im Inventar sind . . . . .             | 207   |
| Heinrich Wilhelm 1855. Eduard Adolph 1856. Louis Karl 1859. .  | 217   |
| Friedrich Albert 1892 . . . . .                                | 218   |
| Eduard Wilhelm 1829—1898 (Johann Wilhelms vierter Sohn) . .    | 219   |
| Wilhelm Friedrich 1858. Fritz Wilhelm 1859 . . . . .           | 222   |
| Eduard Ludwig 1888. Ludwig Adolph 1890. Wilhelm Walter 1892. . | 223   |



Siegel in Form eines Uhrgehänges, welches sich derzeit (1899) im Besitz und Gebrauch von Karl Friedrich Hermann befindet.

Beschreibung: Ein flacher Achat mit goldener Einfassung und Uhrschlüssel. Das eingravirte Wappen zeigt im Mittelfeld eine Gestalt in ganzer Figur, in Brustrüstung, Sturmhaube und Bein- und Armschienen, das Schwert aufrecht in der Linken haltend. Die Figur ist stahlgrün, in weissem Feld. Ueber dem auf dem Schild ruhenden Turnierhelm gleicher Farbe, erhebt sich, als Kniestück, dieselbe Figur, wie im Wappenschild. Hinter dem Helm, und bis zur Mitte des Feldes reichend, ist der klassische Mantel, hier in schwarz und gelb gehalten, ausgebreitet. Das Wappen ist bürgerlich, da die Figur eine Sturmhaube statt eines Helmes trägt.

In dem vom Archivrath von Alberti in Stuttgart, einem authentischen Heraldiker, 1888 abgegebenen Gutachten heisst es: „Das Wappen bezieht sich ohne Zweifel auf den Namen ‚Hermann‘, es ist ein bürgerliches. Weitere Nachschläge in der vielbändigen Heraldik würden eine Woche Zeit in Anspruch nehmen und das gewünschte Resultat aus den Sammlungen möglicher Weise noch nicht nachweisen.“

---

## Einleitung.

---

Die vorliegende genealogische Zusammenstellung und Chronik bezweckt den Familiensinn der Hermann'schen Stammesgenossen zu fördern.

Wie erklärt es sich, dass so wenige Menschen kaum den Namen ihrer Grosseltern wissen, dass ihnen weder vom inneren noch äusseren Lebensgange derselben etwas bekannt ist?

Auch die nachsichtigste Beurtheilung wird den Grund für diese Thatsache theils der Ungewissheit eines materiellen Nutzens, theils der Gleichgültigkeit gegen die Pflichten der Blutsverwandtschaft, oder im schlimmsten Falle gemüthsöder Trägheit beimessen.

Aus diesem Grunde stelle ich ein Verzeichniss auf, welches die Existenz dieses oder jenes Vorfahren der dunklen Strömung der Vergessenheit entreisst und vielleicht werthvolle Familienbande darlegt. Um das Interesse daran fort-dauernd frisch zu nähren, versuche ich die Anlage einer Familien-Chronik, welche in redlich freimüthigen Beiträgen das Wesen und die Umgebung der Vorgänger veranschaulicht und der scheinbar unfruchtbaren, viel vernachlässigten Theilnahme für den Stammbaum mehr Pflege zuwenden soll.

In allen Zeiträumen des Lebens strebt der Mensch nach Erkenntniss, welche durch das Denken vermittelt wird. Das Kind hört mit verhaltenem Athem die Fabeln vom „Fuchs und Löwen“ vom „Entchen und der Henne“ und lernt aus ihrem naiven Gewande die Wahrheit erkennen; es lauscht dem tausendjährigen Märchen von Aladdin's Zaubershöhle, von menschenfreundlichen Zwergen, hinterlistigen Riesen und



Kobolden, jenem Gemisch von Mensch und Teufel, und ahnt daraus die Widersprüche dieser Welt. In den späteren Jahren durchpaukt der Jüngling die Geschichte des Vaterlandes und der übrigen Erde, bewältigt sogar die Reihenfolge der syrischen Könige, aber bis ans Lebensende bleibt der übergrossen Mehrzahl das Lebensbild der eigenen Vorfahren unbekannt, ja gleichgültig, fremd. Und doch ist Tradition, dieses langsame Werk der Zeit, kein leeres Wort für den fühlenden Nachkommen. Wohl dürfen daraus weder im günstigen noch im umgekehrten Falle falsche Schlüsse gezogen werden. Da sich aber Jeder im besseren Rock eher gefallen darf, als im schlechten, so kann vom ehrfähigen Menschen auch erwartet werden, dass er ein gutes Kleid rein zu erhalten sucht oder neu zu schaffen strebt.

Sogar Alltäglichkeiten aus dem Leben der Voreltern gewinnen im Laufe der Zeit an besonderem Reiz, indem sie schätzbare Einblicke in Stellung und gesellschaftliche Gebräuche gestatten; Vorkommnisse, welche sich ewig wiederholen, mögen Lehren enthalten, die zur Freude, Nachahmung oder Warnung dienen, und das Resumé ihrer Betrachtung mag auf die Flüchtigkeit des Daseins hinleiten, wie auch auf die sich daraus ergebenden Folgerungen. Wie gern hätte der Eine oder Andere Nachrichten über das Ergehen seiner Voreltern in grossen Zeitereignissen oder ihrer Führung während politischer Umwälzungen.

Der spätere amerikanische Nachkomme wünscht Aufklärung über seine nationale Abstammung, ob seine Vorfahren Deutsche oder Türken waren, was ihre sittliche Vergangenheit gewesen und die Umstände oder die Ursache ihrer freiwilligen oder vielleicht unfreiwilligen Expatriation.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Fälle, wie der nachstehende, sind nicht selten. Ich fragte die Tochter einer wohlhabenden Familie, die sich jetzt Anderson nennt, ob das Gemälde eines ältlichen Herrn das Porträt ihres Vaters sei und ob er geborener Deutscher wäre, worauf die Dame erwiderte: „he was a Dalmatian Greek — you know“! Er war aber Skandi

Gleich bei den Vorarbeiten zur Erforschung meiner nächsten Stammesvorgänger stellte sich das Unternehmen, wegen Verspätung, als eine schwierige Aufgabe dar. Wie bald erlöschen doch die Spuren der Herkunft!

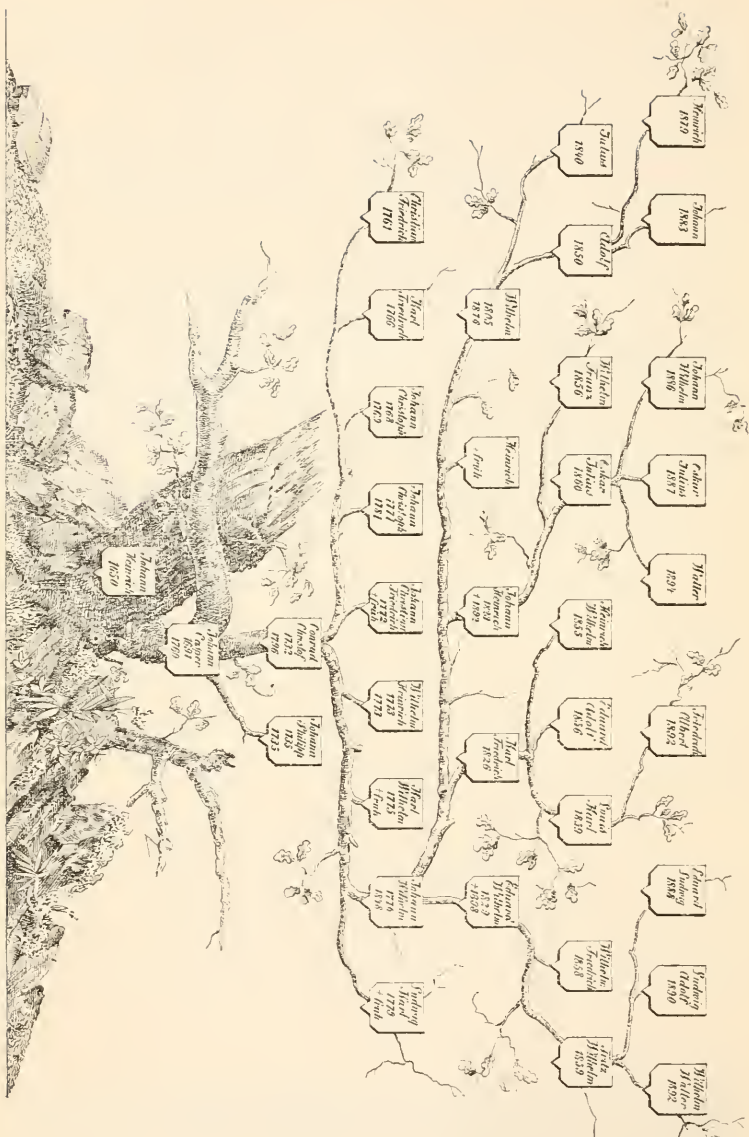
Ich verdanke das vorliegende Resultat der unermüdlichen Forschung des Herrn Pfarrers Schumann in Bonfeld (Württemberg), dessen freundliche Mitwirkung ich durch meinen dortigen Besuch im Jahre 1888 gewann.

Nachdem mit dem Anfange des Verzeichnisses der mühsamste und schwierigste Theil geschehen, möge diese Grundlage spätere Nachträge und Verbesserungen veranlassen, die Pflege eines echten Familienbandes sichern, den Begriff gegenseitiger Verpflichtung erhalten, den aufstrebenden wie den durch feindliche Zufälle verzagten Nachkommen anspornen und ein angenehmes nützliches Vermächtniss sein.

St. Louis, Staat Missouri, V. St. A., 1899.

---

navier und hiess „Andersen“. Was soll man mit solcher Auskunft voller Widersprüche? Der Däne eine Slave, dieser ein romanisch-türkisch-slavischer Neugrieche! Genau ebenso könnte Columbus ein Engländer gewesen sein.



Voreltern.

---

Aus kirchlichen Einträgen, hinterlassenen Briefen  
und  
mündlichen Ueberlieferungen.

---

1650—1729.

---

Mangelhafte kirchliche oder gerichtliche Urkunden bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ergeben oft nur lückenhaften Nachschlag über Familienabstammung, und der gänzliche Verlust unzähliger Dokumente während der schrecklichen Verheerungen des dreissigjährigen Krieges bringt die Nachforschung über bürgerliche Geschlechtsfolge in Deutschland beinahe ausnahmslos zum Stillstand.

Freilich sind ja alle dahinzielenden Erforschungen, wenn sie auch noch so fern zurückreichen, nur Atome gegenüber den unendlichen Wandlungen vorhergegangener Generationen. Hier muss die Thatsache genügen, dass um das Jahr 1650 die Stammeswurzel meiner Familie verschwindet.

Schon mit dem Grossvater Konrad Christoph schien die Rückspur verloren, weder im Kircheneintrag seiner beiden Verheirathungen, in Wertheim am Main, noch in den gräflich Gemmingen'schen Archiven in Bonfeld, ist etwas über seine Geburt oder seine Eltern zu entdecken.

Zufällig hatte sich in der Familie eine vergilbte Pergamentrolle mit Wachssiegel,<sup>1)</sup> auf den Namen Johann Kaspar Hermann lautend, erhalten; sie blieb viele Jahre unbeachtet

---

<sup>1)</sup> deren sich der Schreiber wohl erinnert.



und war in der letzten Zeit verschwunden. Um vielleicht Aufschluss zu erlangen, wurde der Rolle in Mannheim und anderen Orten nachgespürt. Erst nach vieler Mühe ward sie in Kehl unter dem Staub eines Jahrhunderts hervorgezogen, doch ohne ihre Umhüllung und das Siegel.<sup>1)</sup> Indessen erwies sich die Urkunde als ein Jägerlehrbrief vom Jahre 1713, der wohl den Geburtsort des Inhabers, aber nichts Näheres über seine Herkunft ergab. — Gleichzeitig hatte sich in der Familie auch die mündliche Ueberlieferung von einem vorväterlichen Förster erhalten, welche vermuthen liess, dass dieser mit dem im Pergament Genannten ein und dieselbe Person resp. der gesuchte Urgrossvater sein könnte, wie sich später auch aus den Kirchenverzeichnissen in Ibra (Kurfürstentum Hessen) ergab, und wonach der Weg zur nächstfrüheren Generation unter dürftigen Angaben angezeigt war, im Weiteren aber die Nachforschungen zum Abschluss brachte.

Aktenmässige Ueberlieferungen stellen fest, dass meine Familie aus dem früheren Churfürstenthum Hessen stammt und der südwärtige Zug dieses einzig überlebenden Zweiges schon unter Johann Kaspar stattfand, somit waren seine Nachkommen 1777 nicht mehr Zeugen des schmachvollen hessischen Soldatenschachers an England.<sup>2)</sup>

Mit diesem Material entwerfe ich nun einen Stammbaum, welcher die Namen, Geburts- und Todesjahre aller männlichen Nachkommen aufführt, ausserdem eine Familientafel, welche die weiblichen Nachkommen einschliesst, bis sie durch Verheirathung andere Familiennamen annehmen, ferner die Namen sammt Geburts- und eventuell der Todestage der nächstfolgenden Generationen.

Ich verwahre mich gegen den Anschein exclusiver Neigung, wenn ich dem Stammbaum ein Wappen beifüge. Es ist

---

<sup>1)</sup> Das Pergament selbst im Inventar (unter Documente I g).

<sup>2)</sup> Ein Theil des Vorurtheils gegen Deutsche ist in der Thatsache der hessian dutch, die mit den Engländern fochten, zu suchen.

einem Siegel entnommen, welches sich durch Generationen in der Familie fortgeerbt hat und dessen Erhaltung der zeitliche Stamm den späteren Nachkommen schuldet, weniger in Beachtung seiner heraldischen Bedeutung — welche zur Zeit mittelalterlicher Kultur in den Privilegien eines wehrhaften Freien bestand — sondern vielmehr in Rücksicht auf seine Dienstleistung als Siegel, wozu das ehrwürdige Inventarstück den Voreltern zweifellos gedient hat und uns noch dient.

---

Johann Heinrich,  
Geburts- und Sterbetag unbestimmt.

---

Der erste nachweisliche Vorvater

### Johann Heinrich

geb. in Holzheim im damaligen Churfürstenthum Hessen, jetziger preussischer Provinz Hessen, war mit Margaretha . . . . . geb. (1667?), verehlicht und in Ibra (Hessen) wohnhaft, wo beide bürgerlich waren.

Aus den Kirchenbüchern geht hervor, dass Margaretha, Hans Heinrich Hermann's Wittwe am 26. Juni 1733 in Ibra, im Alter von 66 Jahren gestorben ist, ihr Geburtstag findet sich nicht, müsste aber des letzten Eintrags zufolge im Jahre 1667 gewesen sein, und das Geburtstagsjahr des Johann Heinrich, der in hohem Alter vor 1729 gestorben ist, dürfte in die fünfziger Jahre des vorhergehenden Jahrhunderts fallen.

---

Johann Kaspar

1691—1760.

---

## Johann Kaspar

\* 8. Sept. 1691 zu Ibra (Hessen) — † 28. Nov. 1760 in Wimpfen am Neckar und begraben zu Wollenberg (Baden), verehelichte sich nach 4jähriger erster Ehe wieder und hatte 3 Kinder.

Johann Kaspar war freiherrlich von Gemmingen'scher Verwalter und Löwenwirth zu Wollenberg (Baden). Nach dem vorerwähnten Original-Jägerlehrbrief, war er in jungen Jahren Jäger. Die unter Voreltern angedeutete mündliche Ueberlieferung, welche sich auf den Schlussakt seines Lebens bezieht, erfuhr, obwohl im wesentlichen mit den Thatsachen übereinstimmend, durch einen aufgefundenen Kirchen- bzw. Familienbucheintrag einige Berichtigungen. Die Schrift lautet: „Nachdem er mit seinem Sohne zu Bonfeld zu Mittag gespeiset, ging er nach Wimpfen, allwo er von einem Freund ein Berliner Fusseisen zu legen gebeten wurde (er war von Profession ein Jäger), er ging in den Garten, welchen man ihm angewiesen, um sothanes Eisen zu legen, blieb aber etwas lange aussen. Da die Leute nach ihm sahen, war er starr tot. Die beiden leidtragenden Häuser zu Bonfeld und Wollenberg waren bekümmert, den Leichnam seinen verstorbenen Weibern beizustellen, brachten es auch so weit und liessen ihn dahinführen, allwo er unter sehr volkreicher Begleitung am 1. December beerdigt wurde.“

Weiteres nicht bekannt.

---



Konrad Christoph

1732—1796.

---

Sein Sohn

## Konrad Christoph

\* 21. Jan. 1732 zu Wollenberg — † 16. Nov. 1796 zu Bonfeld.

Er verheiratete sich nach vierjähriger erster Ehe nochmals in Wertheim a/M. und hatte 15 Kinder.

Konrad Christoph war Doctor juris utriusque Licentiat und freiherrlich von Gemmingen'scher Amtmann in Bonfeld bei Heilbronn (Württemberg). Als solcher hatte er die Güter der genannten Familie, beziehungsweise des Zweiges Guttenberg-Bonfeld zu verwalten, zu welchen auch die Güter in Neckarmühlbach, (wo das Stammschloss Guttenberg liegt) und die in Hüffenhardt-Wollenberg-Altenberg gehörten. Die Freiherren von Gemmingen gehörten zum ritterlichen Adel und waren zur Zeit des alten deutschen Reiches von den Landesherren, in deren Gebiet ihre Besitzungen lagen, unabhängig, bis unter König Friedrich von Württemberg zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit aufgehoben wurde. Seitdem sind sie für ihre Besitzungen in Württemberg und Baden den Kronen dieser Länder unterthan.

Im Todtenbuch zu Bonfeld steht über Konrad Christoph Hermann verzeichnet:

„Er war vierzigjähriger herrschaftlicher Beamter dahier, und starb am Nachlass der Natur. 65 Jahre 10 Monate weniger 5 Tage alt.“

---

Johann Wilhelm  
1776—1848.

---

Sein Sohn

## Johann Wilhelm

\* 14. Mai 1776 in Bonfeld — † 27. Mai 1848 in Heidelberg.

Er war Apotheker in Mannheim (Baden) und lebte später als Rentier in Heidelberg. Im Jahre 1812 verheiratete er sich zum zweiten Male und hatte 8 Kinder.

Ein Wachsbild<sup>1)</sup> nebst einer Todtenmaske<sup>2)</sup> haben sich erhalten.

Er war von mittlerer Grösse und Körperfülle, gesund und rüstig, besass reichliches Kopfhaar bis an sein Ende, ergraute früh und trug kurzen Seitenbart und Schnurrbart. Sein Temperament äusserte sich rasch vorübergehend, gelind aufbrausend, er war aufopfernd, gefällig und wohlwollend gegen Jedermann. Johann Wilhelm machte um die Jahre 1791/95 bei seinem Grossvater mütterlicherseits in Wertheim a/M. die Apothekerlehre durch und war später Gehülfe in Frankfurt a/M. Zu jener Zeit wurden dort die Juden, welche sich aus dem ihnen angewiesenen Stadtviertel (dem Ghetto von Frankfurt) gewagt oder verirrt hatten, mit dem Hepp-Hepp-Geschrei der Gojim (Christen) unter unchristlichem Steinhagel verfolgt und der in die Enge getriebene Flüchtling musste auf den Zuruf: „Mach Mores Jud“ den Hut ziehen.

Der Vater kaufte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die Mohren-Apotheke in Mannheim und blieb einen Rest darauf schuldig, welcher erst in der zweiten Ehe getilgt wurde,

---

<sup>1)</sup> Relief-Wachsbilder von 1812 im Inventar II.

<sup>2)</sup> Im Inventar III.

dennoch konnte er sich schon im Jahre 1835 vom Geschäft zurückziehen.

Einer ihn kennzeichnenden Handlung sei zu seiner Ehre gedacht. Durch gerichtliche Ernennung war er unter anderem auch Vormund zweier fremder Waisen, deren elterliche Hinterlassenschaft in wenigen Gulden bestand. Er überlieferte der Behörde bei der Schlussabrechnung einen solch ansehnlichen Betrag, dass die Vermehrung des Vermögens in Erstaunen setzte, wofür seine Erklärung darin bestand, dass er aus der eigenen Tasche stets das Fehlende zugelegt hatte, wenn die kleinen Zinsersparnisse seiner Mündel zur Wiederanlage nicht genügten. Das Gericht bestand nun auf Annahme einer besonderen Anerkennung in Gestalt einer Rolle Kronenthaler.

Ueber seiner ersten Ehe schwebt völliges Dunkel; seine erste Frau war die Tochter eines geadelten Beamten und soll sehr schön gewesen sein. Am 12. September 1812 fand die Vermählung mit seiner zweiten Frau statt, deren Vater in Bensheim (Hessen) einen Spezereiladen betrieb; sie war die einzige Tochter neben acht Brüdern. Auch von ihr existiert ein WachsBild aus der Zeit 1812 und eine kolorierte Photographie von 1853, welche beide Spuren grosser Schönheit tragen. Als aufgeklärte Katholikin trug sie keine Bedenken, um Zeit und Weg zu ersparen, gelegentlich eine Predigt in protestantischer Kirche zu hören, allein ihre Söhne waren protestantisch nach dem Vater und ihre Töchter katholisch getauft. Sie verbat sich stets die Ehrentitel ihres Gemahls, wenn sie ihr in der Ansprache beigelegt wurden.

Den Schreiber besänftigte sie mit den Worten: Du mit Deinem Hitzkopf bringst noch „Einen um“, und belehrte mit grösster Ruhe die nicht minder aufgeregte Schwester Amalie: „Man muss immer überlegen, ehe man spricht.“ Sie war eine geliebte Mutter ihrer zwei angeheiratheten und eigenen Kinder, und wurde von Allen, die im Haus verkehrten, bis zur Vergötterung geschätzt. — Eine von ihr beabsichtigte Stiftung zu Gunsten der Familiennachkommen, lautet wie folgt:

„Zur freundlich dankbaren Erinnerung an meinen ver-

storbenen Gatten Wilhelm Hermann, gewesenen Apotheker zum Mohren in Mannheim und um ihm ein bleibendes Denkmal zu erhalten, entschloss ich mich Folgendes zu bestimmen:

1. Zum Besten der Hermann'schen Familie stifte ich die Summe von . . . . tausend Gulden, welche unter Aufsicht der betreffenden Staatsbehörde, womöglich von einem Hermann'schen Anverwandten im Grossherzogthum Baden, sorgfältig verwaltet und ungeschmälert erhalten werden soll. Der Verwalter hat je nach Ablauf von zwei Jahren der Aufsichtsbehörde nicht nur Rechnung abzulegen, sondern auch Nachweis über die Erhaltung des Vermögens durch Vorlegung der Obligationen zu liefern, wofür der Verwalter die gesetzliche Belohnung vom Vermögensertrag bezieht.

2. Das Stiftungsvermögen soll entweder bei einer Gemeinde oder aber bei Privaten gegen gesetzliche Sicherheit angelegt, und der Ertrag desselben, solange er nicht anderwärts nach gegenwärtiger Stiftungs-Urkunde verwendet wird, wieder als Kapital angelegt werden.

3. Die Stiftung hat den Zweck, der Hermann'schen Familie zur Unterstützung zu dienen, im Falle je ein Anverwandter in die Lage käme, solche in Anspruch nehmen zu müssen, und es darf, wenn dieser Fall eintritt, nur der Ertrag von dem bis dahin vorhandenen Vermögen nach Abzug der Verwaltungskosten zur Unterstützung verwendet werden, sodass keine Abnahme des Grundstockes erfolgt. Sollte es für einen Anverwandten von Werth sein, einen Theil des Kapitalvermögens etwa zu einem Geschäftsbetrieb zu erhalten, so darf auch dieses gestattet werden, wenn für den auszufolgenden Betrag wenigstens einfache Bürgschaft geleistet wird, sodass kein Verlust des Darlehns zu befürchten ist.

4. Die zwei ältesten volljährigen, im Lande wohnenden Hermann'schen Anverwandten haben als Senioren der Familie die Pflicht und das Recht, für die Erhaltung des Stiftungsvermögens zu wachen und darüber zu verfügen, ob und wie nach meiner obigen Bestimmung der Vermögensertrag nach Abzug der Verwaltungskosten verwendet oder

ein Theil des Grundstockes ausgefolgt werden darf. Einer von diesen beiden Senioren darf auch die Vermögensverwaltung allein besorgen, wenn ihm solche, ohne Gefahr befürchten zu müssen, überlassen werden kann; er ist dann wie jeder Verwalter von Stiftungsvermögen in Pflicht zu nehmen, und nach Umständen ist von ihm eine Caution einzulegen, letzteres namentlich dann, wenn das Vermögen bedeutend gewachsen sein wird.

5. Ueber die Hermann'schen Verwandten ist ein Stammbaum anzulegen und vom jeweiligen Verwalter fortzuführen.

6. Sollte der Fall eintreten, dass die Mehrzahl der Hermann'schen Verwandten im Auslande sich befindet, so darf das Stiftsvermögen in das Land ausgeführt werden, wo die Mehrzahl der Hermann'schen Verwandten sich befindet.

7. Im Fall des Aussterbens der Hermann'schen Anverwandten soll das Stiftsvermögen der Stiftungsverwaltung der Stadt Mannheim zufallen.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass diese Stiftung zum Wohl der Hermann'schen Familie gereiche.“

Dieser um das Jahr 1853 abgefasste Entwurf kam nicht mehr zur Ausführung. Um nicht den Zeitereignissen vorauseilen, bringe ich erst im Verlauf des Späteren einige Auszüge von Briefen, zum Denkmal ihres grossen Herzens und Verstandes.

Der stattliche Mannheimer Colonialwaaren-Händler Tuna, mit pechschwarzen Löckchen, fein geformten Gesichtszügen, gepudertem Haarbeutel und sorgfältiger Toilette, war einer der Anbeter aus ihrer Jugendzeit. Er ging eines Tages auf Brautwerbung nach dem fünf Stunden entfernten Bensheim, von Eroberungen verwöhnt, seines Erfolges nur zu gewiss.

Trotz italienischer Abkunft war er schon zum „Limburger“ germanisirt und seiner landsmännisch ökonomischen Eigenschaft gemäss steckte er sich mehrere frische Semmeln und ein Stück Limburger Käse in die Flügeltasche seines Spitzfrackes, der sich unvermerkt an die Stelle des Sitzpolsters verschob, wodurch der Reiseproviand zur ungestaltigen Masse geformt wurde. Aus süssen Träumen erhoffter Glückseligkeit



erwacht, entfernte er die sichtbaren Spuren des Unfalls, ohne jedoch zu bedenken, dass der Gegenstand seiner Sehnsucht mit aussergewöhnlich feinem Geruchssinn begabt, und zudem der Limburger Specialität entschieden abgeneigt war. Ahnungslos näherte sich der verliebte Feinschmecker, allein jedem seiner Schritte folgten auf der anderen Seite zwei Tritte nach rückwärts, und ein ominöses Oeffnen der Fenster, als gelte es dem Verflüchtigen einer soeben geäusserten Lüge. Nur um so überschwenglicher züngelten die heissen Schwüre der Liebe, aber sie verklangen in üblen Dünsten und einem schonenden „Nein“. Bald darauf trug ein glücklicherer Bewerber, umgeben von allen Wohlgerüchen Indiens, den hohen Preis davon.

Tuna blieb als Hausfreund später die Aufklärung seines Missgeschickes nicht vorenthalten und er musste sich noch oft für sein Leckermaul hänseln lassen.

In die ersten Jahre der zweiten Ehe fiel die Periode des höchsten Uebermuthes und des Sturzes eines Welteroberers. — Die Einquartirungen der Napoleonischen Kriege wurden unerträglich; Franzosen folgten auf Kroaten, auf diese Kosaken und Baschkiren. Die tauglichen Männer auf deutscher Seite standen unter Waffen. Da Mannheim mit Verwundeten und Kranken überfüllt war, konnte Johann Wilhelm die übermenschlichen Anstrengungen seines Berufes nur mit Hülfe eines muthigen Dienstmädchens, das in Männerkleidung gesteckt wurde, bewältigen, doch nicht ohne das lebenslange Leiden eines Leistenbruches davon zu tragen. Noch viele Jahre später erregte die Erinnerung an jene schwere Zeit lebhaften Schrecken.

Nach seinem Rückzug vom Geschäft lebte mein Vater als Rentier in Mannheim, mit vielen Ehrenämtern bedacht, und seit 1846 in Heidelberg, wo er im 72. Lebensjahre einem Schlagfluss erlag, dagegen starb die Mutter während eines Besuches bei ihrem Bruder Adam, einem katholischen Geistlichen, in Lauda (Baden). Auf dem Kirchhof in Heidelberg bezeichnet ein schöner Stein beider Eltern Grab.

---

Eduard Wilhelm  
1805—1876.

---

Sein Sohn

## Eduard Wilhelm

\* am 8. Januar 1805 in Mannheim — † am 25. Januar 1876 in Lyon, war verheirathet und hatte 2 Söhne und 1 Tochter. Photographie.<sup>1)</sup>

Eduard Wilhelm war wenig über mittelgrosser Statur, fröhlichen Sinnes und geneigt zu schnurrigen Anekdoten; er besass grosse Herzensgüte, gesunde massvolle Ansichten und war ein Mann der streng Wort hielt.

Schon im 18. Jahre ging er nach Lyon, wo damals noch immer jeder angehende deutsche Kaufmann gewesen sein musste, um etwas zu gelten.

Seine Frau<sup>2)</sup>, von feinem Körperbau, nicht gross, stets à la Reine mit grossen Pauschlocken an den Schläfen frisiert, was ihr elegantes Aussehen noch erhöhte, war eine hochgebildete Dame und eine brave Hausmutter. Sie sprach nicht deutsch, ebenso wenig lernten die Nachkommen die deutsche Sprache.

Er war Prokurist einer grossen Bankfirma und genoss unbeschränktes Vertrauen, verschmähte jedoch ein Mittel, dessen sich später ein Schwabe bediente, Miteigner des Geschäftes zu werden, und zog sich mit seinem 60ten Lebensjahre in guten Verhältnissen in's Privatleben zurück.

Seine Offenherzigkeit und Opferwilligkeit gegen Jedermann erwarben ihm den Namen „père Hermann“ unter den Deutschen

---

<sup>1)</sup> s. Inventar. <sup>2)</sup> s. Inventar.

in Lyon. Er wurde Bürger und leidenschaftlicher Verehrer seines Adoptiv-Vaterlandes, diente als Offizier in der Nationalgarde während der Wirren daselbst in den dreissiger Jahren. Allein 1870 wurde ihm seine Liebe zu Frankreich schlecht gelohnt, was ihn tief kränkte. Als nach der schlagfertigen Austreibung des französischen Grössenwahnnes, die blinde Wuth des so reich begabten Volkes seinen Höhepunkt erreichte, und selbst die schönsten Denkmäler seiner Ruhmesgeschichte der Zerstörung verfielen, sollte er, der über 50 Jahre eingebürgert war und einen Sohn im Felde hatte, ausgetrieben werden; er erklärte lieber zu sterben als zu weichen, und blieb, doch die harte Enttäuschung schmerzte ihn sein Leben lang.

Auch die katholische Unduldsamkeit, die sich zwischen den protestantischen Ketzern und seine Tochter drängte, verbitterten seine späteren Tage. Er hing mit grosser Liebe an seinen Enkeln; die Kinder wurden täglich in die Wohnung des Grossvaters gebracht, aber der Beichtvater verbot die Besuche; der alte Mann stieg nun die steile Wolkentreppe zum Heim seiner Tochter hinauf, doch auch dies liessen die christlichen Hirten nicht zu, und es blieb nichts übrig, als den Kindern auf der Promenade wie zufällig zu begegnen. Die dem Vaterherzen so bedürftige Freude scheiterte an dem unnatürlichen Gebote eines starren Pfaffen, der die Elternliebe eifersüchtig für die Kirche in Anspruch nahm.

Als ihn der Schreiber zuletzt 1874 besuchte, war sein Körper gealtert, sein Geist aber frisch geblieben; bei allen Gelegenheiten theilte er den staunenden, in der Geographie stets schwachen Franzosen mit: „il vient six mille lieux de me voir“. Damals zeigte er mir mit Trauer den Sockel einer zerstörten Reiterstatue Napoleon's III. Alle Schichten der französischen Bevölkerung waren noch von einem kaum menschenwürdigen Hass gegen Alles erfüllt, was an die Demüthigung ihres verwöhnten Nationalstolzes erinnerte. Ein Droschkenkutscher, dem ich Amerikaner war, und der sich meinen Tadel wegen unbarmherzigen Einhauens auf

seinen Gaul zuzog, antwortete: „ça ne fait rien, c'est un prussien!“

Wilhelm war ein guter Mensch, in des Wortes vollster Bedeutung! ein wahrer Bruder und Freund, allen unvergesslich. Kurze Auszüge aus einigen seiner Briefe voll brüderlicher Anhänglichkeit, mögen, da sie einen Blick in sein Wesen gestatten, an passenden Stellen beschränkte Aufnahme finden.

Er starb nach kurzem Leiden in Folge eines Schlagflusses.

---

Sein erster Sohn

Julius Pierre Elisée

\* 27. März 1840 in Lyon, verehelicht (s. Familientafel), hat 1 Tochter.  
Er ist Kaufmann in Lyon. Näheres nicht bekannt, da eine Anfrage  
unberücksichtigt blieb.

---

Eduard Wilhelms zweiter Sohn

### Adolf Joseph Pierre

\* am 18. Juli 1850 in Lyon, verehelicht (s. Familientafel), hat 2 Töchter und 2 Söhne und ist Kaufmann in Lyon.

Er diente im französisch-deutschen Kriege von 1870/71 in der Ostarmee als Zuave unter General Bourbaki, entkam aus jener Katastrophe, welcher die Flucht der Armee in die Schweiz folgte, nach Lyon. Nach seiner Versicherung von 1874 will er durchaus „revanche“ nehmen und im nächsten Kriege den verhassten „prussiens“ die Spitze ihrer Pickelhaube in den Kopf stecken. Wenn dies so einfach ist, wie er damals mit lebhaften Gesten demonstirte, so geschieht den — Preussen — Recht; qui vivra verra.

Aufforderung zu weiterem Familiennachtrag unberücksichtigt gelassen.

---

Seine Söhne

Heinrich

\* 1879.

Johann

\* 1883.

---



Johann Heinrich  
1823—1892.

---

## Johann Heinrich

\* 28. Mai 1823 in Mannheim — † 14. Oktober 1892 in New York,  
verehelicht, hat 2 Söhne und 3 Töchter.

Er war von stattlicher Mannesgrösse, gesund, rüstig, mässig und von friedlich nachgiebiger Natur, seine Mutter übertreffend ruhig, fast Pflégmatiker.

Seine Frau war die Tochter des ehemaligen Pfarrers Wilhelm Wilhelmi aus Baden, der mit Frau<sup>1)</sup> und zwei Töchtern im Jahre 1850 nach Amerika zog, um bei zweien seiner Söhne zu leben, die in Folge der badischen Revolution 1849 vorausgegangen waren und sich auf einer Farm in der Nähe von Gray's Summit, 40 Meilen westlich von St. Louis niedergelassen hatten.

Alle Mittel waren Johann Heinrich in seiner Jugend zu einer gründlichen Ausbildung geboten. Er hatte mechanische Geschicklichkeit und Liebhaberei zum Maschinisten, verfolgte dieses Fach auch praktisch und theoretisch in grossen Fabriken Deutschlands, Belgiens und Frankreichs, sowie auf der Polytechnischen Schule in Wien und der Universität Heidelberg. Als in Frankreich die Revolution 1848 ausbrach, kam er vom Creuzot nach Lyon und nach seines Vaters Tode nach Deutschland. Er schloss sich kurze Zeit den Freischaaren an und reiste Mitte des Jahres nach der Schweiz, von wo er im folgenden Jahre einem Heidelberger Studiengenossen, dem Juristen Ganter, nach Amerika folgte, nachdem Mutter und

---

<sup>1)</sup> s. Inventar, Oelgemälde beider Eltern Wilhelmi.

Schwester Amalie zum Abschied nach St. Gallen gekommen waren. Mit seinem Freund verlor er sich 1850 in den Hinterwald von Arkansas, kaufte in Washington County einen vermeintlichen Mühlensitz mit anstossenden mehreren hundert Acker Land, und nach vielen Entbehungen wurde er in Umschreibung des Hans Sachs'schen „Poet und Schuster dazu“, bald „Müller und Arzt dazu“, doch letzteres nur aus Menschenliebe, nicht zum Erwerb; und zu gewissenhaft, mit Giften zu spielen, gebrauchte er zum Einen wie dem Anderen nur das reine Wasser, wobei er als tüchtiger Mechaniker wie als Doktor einen weit verbreiteten Ruf genoss.<sup>1)</sup>

Er legte eine deutsche Ansiedelung an, deren Poststation den Namen „Hermannsburg“ führte und verkaufte Baustellen. Als sich im Jahre 1855 sein Schwager Julius mit ihm verband, wurde die Wassermühle zur Dampfmühle umgewandelt, mehrere Wollkämmerei-Maschinen hinzugefügt, und beide Industrien blieben in vortheilhaftem Betrieb, bis der Verlauf der Unruhen von 1860 im December 1862 die Flucht der Familie von Haus und Hof, sowie den Verlust seiner sämtlichen häuslichen und geschäftlichen Geräthschaften zur Folge hatte, indem selbst Dampfkessel und Mühlsteine gestohlen, und zuletzt alle Gebäude abgebrannt wurden.

Nach dem Kriege stieg die Ansiedelung, wo nur ein Deutscher wohnen blieb, unter dem Namen „Dutch Mills“ wieder empor, die theilweisen Landverkäufe brachten nicht die Hälfte des ersten Ankaufspreises.

Mitte Januar 1863 in Washington (Missouri) angekommen, starb vor Ablauf von drei Monaten seine Frau, ihn mit fünf Waisen und wenig bemittelt zurücklassend. Die Schrecken in Arkansas, und die Strapazen der Flucht hatten ihre Gesundheit untergraben. Von da an wohnte er mit seinen Kindern in gemeinschaftlicher Haushaltung mit seinem eben-

---

<sup>1)</sup> s. Briefe im Anhang.

falls flüchtigen Bruder Karl, bis seine Schwester, Frau Schmitt in Mannheim, wie auch der Bruder und Schwägerin Anna in Kehl (Baden) sich zur Erziehung der Kleinen anboten, worauf er sie im Sommer 1863 nach Deutschland brachte.

Da seine Vermögensverhältnisse aufs Aeusserste reduziert waren, entschloss er sich, jetzt in Heidelberg seine medizinischen Studien zu vollenden; gründliche Vorbildung, und etwas Erfahrung in der Krankenpflege kamen ihm fördernd zu statten. Erst im August 1865 kehrte er nach Amerika zurück und liess sich auf Karls Veranlassung in St. Louis nieder.

Die Mutter bezeichnete die Anhänglichkeit seiner Jugendfreunde an ihn mit dem Ausspruch: „sie verfolgen ihn wie sein Schatten“. Auch in St. Louis fand er schnell bleibende Freunde, die ihm bald einen guten Lebensunterhalt bereiteten.

Ein Augenübel zwang ihn 1884, seine Thätigkeit als Arzt aufzugeben; nun folgte er dem Wunsche der verwittweten Schwester Amalie, indem er nach Mannheim ging, doch kam er von astmathischen Leiden geplagt in der Hoffnung auf Genesung im Jahre 1889 nach Amerika zurück, fand Linderung und lebte als Privatier bis zu seinem Tode bei seinen Töchtern in New York.

Seine Asche fand im Privat-Columbarium seines Schwiegersohnes W<sup>m</sup>. Grevel Aufnahme.

---

Sein Sohn

### Wilhelm Franz

\* 11. October 1856 in Hermannsburg (Arkansas), ist verhehlicht  
und hat 3 Töchter.

Er war bis 1892 Zahnarzt in St. Louis, ist von seiner Frau  
geschieden und lebt jetzt auf Reisen.

Johanna geb. Bang, die geschiedene Frau nebst Kindern,  
leben geachtet und in bescheidenen Verhältnissen in St. Louis.

Wilhelm Franz ist wieder verheirathet.

---

Johann Heinrich's zweiter Sohn

### Oskar Julius

\* 10. December 1860 in Hermannsburg (Arkansas), ist verhehlicht  
und hat 3 Söhne und 2 Töchter.

Er wohnte als Elektriker bis 1892 in Emnden (N. Jersey).  
Jetzt lebt er auf einer Obstfarm in Georgia.

Ist bis zur Undankbarkeit schreibfaul, daher Obiges unvollständig, auch  
seine Berichterstattung bezüglich späterer Nachkommenschaft.

---

Seine Söhne:

Johann Wilhelm

1886.

Im Kindesalter.

---

Oscar Julius

1887.

Im Kindesalter.

---

Walter Julius

1894.

Im Kindesalter.

---

Johann Wilhelms dritter Sohn

Karl Friedrich.

---





## Karl Friedrich

\* 11. März 1826 in Mannheim, verehelicht, 3 Söhne und 3 Töchter.

Im Vertrauen auf Cicero's Ausspruch: „Alle sind in dem, was sie verstehen, hinreichend beredt“, versucht der Letztgenannte seine Feder und leitet diesen Eintrag mit folgenden Vorbemerkungen ein:

Die Ausführung des ursprünglichen Vorhabens, meinen Kindern eine Darstellung eigener Erlebnisse aus dem amerikanischen Secessionskriege, im besonderen der Monate Januar bis März 1864, zu erhalten, führte mich weiter, als ich anfangs beabsichtigte, und in der aus sich selbst gestaltenden Ausdehnung, mag der historische Hintergrund mancher kritischen Erlebnisse auch ausserhalb eines engeren Familienkreises lesenswerth sein. — Es stellte sich bald heraus, dass das Herausgreifen der soeben bezeichneten Epoche, wenn auch des Wichtigsten aus meinem Lebenslaufe, ohne das einführende Vorhergegangene nur ein lückenhaftes, zum Theil unverständliches Fragment bleiben würde. — Zugleich wuchsen meine Entwürfe derart unter der Hand, dass es nothwendig wurde, deren Bearbeitung auf die langersehnte Zeit meines Privatlebens zu verschieben, und während ich darin eine Ausfüllung müssiger Stunden fand, schuf ich mir gleichzeitig eine tröstliche Lösung manches Ungemachs.

Meine Aufzeichnungen stützen sich einzig auf Rück Erinnerungen und tief empfundene Eindrücke, die meinem Gedächtniss unauslöschlich eingeprägt sind, dennoch war es eine mühevolle Arbeit, sie chronologisch zu ordnen.

Ein spärliches Ueberbleibsel von Briefen und authentischen Dokumenten, die mir erst nachträglich zur Verfügung standen, ergaben nur die befriedigende Bestätigung meiner schon geschriebenen Darstellung, da sie aber eine wohlthuende Abwechslung verschaffen, schalte ich deren Inhalt bei den entsprechenden Perioden, zum Theil unverkürzt oder im Auszug ein.

Ich eile flüchtig über alltägliche Vorkommnisse hinweg, werde auch im Uebrigen das erlaubte Mass der Ausführlichkeit nicht überschreiten, noch auf Theilnahme spekulierend, bei bereits vernarbten Wunden verweilen, dagegen nenne ich diese Blätter eine ungeschminkte treue Photographie des Erlebten, und sollten sie auch gänzlich der Beachtung entgehen, so gereichte mir das aus der Erinnerung diktirte Ergebniss doch stets zu jener erklärbaren Genugthuung, welche ein Rückblick dem Scheidenden gewährt.

An passenden Ruhepunkten theile ich meine Erzählung, die sich nun bis zu den Tagen der glücklichen Kindheit erstreckt in schickliche Abschnitte ein.<sup>1)</sup>

Karl Friedrich Hermann.

---

<sup>1)</sup> Wiege und Woge. S. 41. An der Grenze. S. 63. Furcht und Noth. S. 103. Va-banque. S. 149. Beilage. S. 207.

## Wiege und Woge.

---

Von der Ansicht ausgehend, dass spontane, unbewusste Eingebungen des Kindes im Zusammenhang mit seinem späteren Verhalten stehen, beginne ich mit einigen kleinen Begebnissen aus meiner frühesten Kindheit.

Zur Zeit der Messe, eines Jahrmarktes in Mannheim, setzte die Wärterin ein kaum zweijähriges Kind, in die wagenähnliche Schaukel eines Caroussels, und unter dem Kreischen eines Leierkastens ging es mit noch anderen „Rackern“ lustig im Kreise herum; von allen der Ruheloseste, fiel er schreiend zwischen den Querarmen zur Erde und versuchte mehrmals ohne Hilfe aufzustehen, allein die aufeinanderfolgenden Balken stiessen das Kind immer wieder unsanft zu Boden, bis das hölzerne Gespann stillstand und der Schreier mit dem ersten Loch im Kopf hervorrollte.

Es war Fastnacht, der nun dreijährige Kleine wurde als Bauernjunge in Knichosen und mit Flittergold besetzter Pelzkappe verkleidet, vom Kindermädchen den Bekannten zur Ansicht ausgestellt, worunter auch die Dame Lorenz war, welche wissen wollte, was seine Maske sei. Das Bübchen solle einmal lachen, damit sie die Löchlein in den rothen Backen sehe, und mühsam überwand es die störrische Schüchternheit.

Nicht über fünf Jahre alt, sah der Knabe eines Abends den dicken bausbäckigen Apothekergehilfen, welcher „Essig“ hiess und einen kugelrunden Kopf hatte, mehrere Talglichter aus der Küche tragen; da lief der Junge geschwind zur Mutter und rief: „der Herr hat schon wieder zwei Lichter geholt.“ Mutter fragte: welcher? worauf ich antwortete: „der mit dem runden Kopf.“ Die Eltern lachten und flüsterten: „der verdirbt nicht.“ — Regsamkeit, zaghafte Bescheidenheit und Oekonomie sind mit mir durchs Leben gegangen.

Da eine Selbstschilderung über Naturell und Temperament die unzuverlässigste Quelle, wie die heikelste Aufgabe ist, welche sich der selbstsüchtige, irrende Mensch zutrauen kann, überlasse ich die Beurtheilung meiner späteren Entwicklung der milden Nachsicht des Lesers.

Der Ort meiner Geburt ist Mannheim im Grossherzogthum Baden in Deutschland; meine Wiege stand im Hause der dort privilegirten Mohren-Apotheke, die ich als meine Jugendumgebung flüchtig zeichne. Sie war an einer sehr breiten Hauptstrasse gelegen, in deren Mitte sich eine schöne Baumallee, welche zur Promenade diente, beinahe von einem zum anderen Ende der Stadt hinzog. Als Merkmal stand über dem Eingang der Apotheke ein drei Fuss hoher Mohr, geschmückt mit Krone und Gürtel aus bunten Federn, behängt mit Pfeil gefülltem Köcher. Die Kinder des Hauses betrachteten ihn seit dem ersten unbewussten Eindruck, den der Schwarze mit den kirschrothen Lippen und dem abgegrenzten Weiss des Auges auf sie machte, als zur Familie gehörig, folglich durfte dieser kleinste Bruder, obgleich nicht der jüngste, denn er war weit über 100 Jahre alt, hier nicht übergangen werden.

In den letzten Jahren, als das anstossende Hôtel „Zum Russischen Hof“ den zweiten Stock des väterlichen Hauses mittelst durchbrochener Grenzmauer inne hatte, machten sich einmal einige, in den zunächst gelegenen Zimmern logirende junge Engländer den Scherz, „das arme Mohrle“ über Nacht feuerroth anzustreichen, und am Morgen freuten sich die Verüber des Frevels hinter den Gardinen des Auflaufs und der Aufregung vor dem Hause. Mit Heiterkeit bezahlten die daheim aufgesteiften, nur im Auslande ungebundenen Lords für die wieder aufgefrischte Natürlichkeit des Mohren.<sup>1)</sup>

Unter anderen verkehrte häufig im Elternhause der in

---

<sup>1)</sup> In der Mannheimer, später Kehler Apotheke diente viele, viele Jahre als Receptenbeschwerer der kleine Porzellan-Löwe, welcher jetzt meinen Schreibtisch schmückt.

Mannheim wohnende Freiherr von Drais, der eigentliche Erfinder des Zweirades und der Schreibmaschine mit Klaviatur. Ich sah ihn, auf seiner, mit zwei gleich hohen Rädern versehenen Schnellaufmaschine „Draisine“ sich rittlings mit den Füßen am Boden fortstossend, beim Hause an- oder abfahren und hörte die gaffende Menge ihn dieser „Narrheit“ wegen verlachen.

In seiner Wohnung lauschte ich dem Ticktack seiner Schreibübungen auf dem damals unvollkommenen, jetzt verbesserten „Typewriter“, indem er mit unermüdlicher Beharrlichkeit tastete: „aller Anfang ist schwer, aller Anfang ist schwer“, diese Worte unzählige Male wiederholend.

Ein späterer interessanter täglicher Besuch war der berühmte Schnellrechner Zacharias Dase von Hamburg, während eines längeren Aufenthaltes in Mannheim. Er war von Natur ein einseitiges mathematisches Talent; all seine Bemühung mit mir blieb erfolglos. Er multiplicirte 40- bis 60ziffrige Zahlen ohne Aufzeichnung und dictirte die einzelnen Factoren wie das Produkt vor- und rückwärts aus dem Gedächtniss, nannte die richtige Zahl einer Hand voll Erbsen, die auf dem Tisch ausgebreitet waren, oder die Augen einer Reihe Dominos nach flüchtigem Ueberblick, so dass seine öffentlichen Productionen Bewunderung erregten. Dagegen war er im Umgang läppisch und kindisch naiv. Da er über Alles lachen konnte, befiel ihn eines Abends ein Lachkrampf; er wurde blau im Gesicht, und es herrschte wegen ernstlicher Erstickungsgefahr die grösste Bestürzung.

Eine stets wirkende Strafandrohung meiner Eltern bestand darin, dass das Söhnchen nöthigenfalls der starren Hausordnung des Kaiser'schen Institutes in Heidelberg, dem eine Freundin der Mutter Namens Reinier, eine Französin, vorstand, internirt werden solle. Dort schmachtete stets ein grosser Theil der Zöglinge unter der wirthschaftlich sparsamen Disciplinarstrafe bei Wasser und Brod, welche Bruder Jean vier Jahre lang redlich durchhungerte. Der Vater soll sich nie des directen Weges zum Herzen, nämlich des „argumentum baculinum“ bedient haben.

Meine Lernlust concentrirte sich vorzugsweise aufs Zeichnen, wozu mich Anlage und Neigung zu unterstützen schienen. Unvergesslich klappert in meiner Erinnerung der Inhalt meiner Mappe vom freudigen Trapp zur Zeichenschule; wohingegen mir die Worte des Vaters: „du Racker“ noch in den Ohren klingen, als er mich zur Büchergelehrsamkeit des Lyceums antrieb. Es mussten erst viele Jahre vergehen, bis ich mir die vorgeschriebene Berechtigung zu den Hörsälen der Heidelberger Universität erwarb, um in dem Semester 1874—75 einen angemessenen Theil des früher Versäumten mit dem Eifer des Gereiften nachzuholen.

Durch einen in der Apotheke Angestellten, der sich später dem Theater zuwandte, wurde ich um jene Zeit hinter die Coulissen der Mannheimer Bühne eingeführt, und ich ergriff hinter dem Rücken meiner Eltern die reizende Gelegenheit, als freiwilliger Statist mitzuwirken. Besonders lebhaft steht mir das Schaugepränge der Oper „Robert der Teufel“ vor Augen, in welcher ich in der Anfangsscene als Page die Becher der Ritter aus papierener Kanne füllte, in der Kirchhofsscene des dritten Actes als zappelndes Satanchen, an der Hand eines grossen Teufels hängend, der Mittelversenkung entstieg, und am Schluss in der Kathedrale als Bauernjunge andächtig die Fahne schwang.

Als ich dann die Ursache der öfteren Verspätung eingestanden, wurde mir die Bühnenthätigkeit untersagt, aber die Decorationen hatten gewaltige Empfindungen in der empfänglichen Seele erweckt.

Etwas ideenreich veranlagt, malte ich um dieselbe Zeit für ein Jugendtheater auf dem Speicher des ehemaligen Kaffée Lorenz, wo jetzt das Postgebäude steht, die Decorationen: Wald, Schloss und Rittersaal, nebenbei fiel mir die Rolle eines Ritters zu, welcher ich nicht genügte, dagegen wurde der Coulissenmaler mit dem damals in Mannheim üblichen Rufe: „Mühdörfer raus!“ stürmisch vor die Rampe gerufen. Mühdörfer, der grosse Künstler meiner Vaterstadt, zu jenen Jahren der berühmteste Theatermaschinist



und Decorationsmaler Deutschlands, war das Vorbild meiner Idee, Decorationsmaler werden zu wollen, doch die Eltern dachten nicht so, und mein Vater wusste es einzurichten, dass der Sohn zur Berathung seinem Freunde Mühldorfer vorgeführt wurde. Ich erinnere mich noch der schönen künstlerisch ausgestatteten Wohnung im dritten Stock des Theatergebäudes und der Worte des Meisters, dass zur Bekämpfung der Schwierigkeiten viel Ausdauer nöthig sei, und nur ein ausgeprägtes Genie Erfolg haben könne u. s. w. In meiner Bescheidenheit wagte ich nicht, geniale Begabung zu beanspruchen; kurz, ich bestand die Probe, welche ganz am Platze war, nicht, und somit ist es fraglich, ob ich immer Kraft genug besessen hätte, an der jugendlichen Neigung festzuhalten.

Uebrigens konnte ich nie der Vermuthung entsagen, dass der Vater den Mühldorfer im Voraus bat, dem Sohne den Maler auszureden.

So verfloss die ungetrübte Zeit des Lebens; nun aber sollte der Junge nach bestem Urtheil der wohlmeinenden Eltern den Handelsstand als Beruf ergreifen, und ein Freund des Vaters erbot sich, ihn für vierhundert Gulden Lehrgeld, bei vierjähriger unbezahlter Arbeit, in die Mysterien des Klein-Spezerei-Geschäftes einzuführen; doch ehe ein Monat verstrich, lief der Bursche davon. Die nun zunächst versuchte Lehre in einem Speditionsgeschäft endete ebenso rasch auf ganz gleiche Weise, und damit fand vorerst die Krämerei ihren Abschluss.

Der Wunsch, Decorationsmaler zu werden, erwachte von neuem, aber auf Anrathen des Lyoner Bruders sollte ich dort zum Seidenfabrikanten gemacht werden, wobei meine Neigung zum Zeichnen zur Verwendung kommen könne. Nachdem kaum 14 Tage vergangen waren reiste ich im Sommer 1840 in Obhut eines alten Herrn nach Lyon, und es ist mir sehr wohl erinnerlich, wie der Anblick der roth-hosigen Schildwache auf der Mitte der Schiffbrücke des deutschen Rheines vor Strassburg meine ersten politischen Gefühle verletzte und eine tiefe Kränkung zurückliess. Den Schmerz über Frankreichs Raub nach Deutschlands

schwerster Prüfung und Ohnmacht im 17. Jahrhundert, sog der Deutsche, insbesondere der am Rhein geborene schon mit der Muttermilch ein; und so schuf sich der langverhaltene „Furor teutonicus“ des Jahres 1870.

So gut es der Bruder beabsichtigte, verstand er es doch nicht, mein Heimweh im Lande einer kaum verstandenen Sprache vergessen zu machen, sein unzeitiger Tadel alles Deutschen und sein Lob alles Französischen thaten mir weh, auch wollte mir nicht einleuchten, dass ich die Mannheimer Mütze mit dem Cylinder vertauschen solle, wie proponiert wurde. Wäre es nicht um die damalige grosse Ueberschwemmung der Saône gewesen, die mich zerstreute, so würde sich die Sehnsucht nach der Heimath wohl noch früher eingestellt haben. Zur grossen Enttäuschung Bruder Wilhelm's ging ich nach etlichen Monaten zurück, ohne am Webstuhl gesessen zu haben.

Mein Vergnügen über die Wiederkehr äusserte sich in Freudenthränen und der Veranstaltung eines Scherzes; ich wollte den Meinigen verändert erscheinen oder gar, sie als fremde Erscheinung überraschen. Ich liess mir von einem Haarkünstler Locken anzaubern; der Spiegel log mir richtig einen unbekannten Ausländer vor, aber welche Verblüffung, als durchaus keine Ueberraschung bemerkbar wurde, und man mich sogleich erkannte.

Zu einem bestimmten Willensausdruck zu unreif und den auf mich einwirkenden Einflüssen nachgebend, wurde ich gegen Ende des Jahres 1840 von meinen Eltern einem höchst pedantischen Commerzienrath in Cannstatt bei Stuttgart übergeben, der alles bis auf's Kleinste systematisiren wollte. Dieser war den Einflüsterungen eines schuftigen Buchhalters zugänglich und seine Zuneigung blieb mir versagt; übrigens mögen dem Angeber seine Sünden verziehen sein, denn er hatte allerdings Ursache mich zu hassen, da ich ihn hartnäckig karrikirte, und er sich stets tödlich getroffen fühlte. Unbefriedigt wie früher, wäre ich gern wieder weggelaufen, doch jetzt hielt mich Ehrgefühl und die Furcht vor dem Prädikate „Taugenichts“ zurück. Vier Jahre vergingen in dieser nichtsnutzigen Lehre, die nur meinen



Hass gegen alles Kaufmännische bestärkte. Ich sollte eines Tages vom Bankier in Stuttgart Barschaft holen und benutzte den zum Geschäfte gehörigen Wagen, war aber so mit einer in der Stadt besuchten Gemäldesammlung beschäftigt, dass ich meinen Geldsack nicht eher vermisste, bis dessen Inhalt im Staub der Landstrasse verzettelt lag, nur der kleinste Theil wurde wiedergefunden, das Fehlende legte Papa hinzu.

Die Veranlassung meiner Zerstretheit war der Studienkopf einer Italienerin, und die Verloosung einer Anzahl Bilder am Schluss der Ausstellung, wozu ich von meinem Taschengeld ein Loos kaufte. Geldsackvergessend, sandte ich nun die heissesten Gebete um den Besitz des Bildes, welches mir als die Perle des Dargebotenen galt, zum Himmel.

Meine Freunde, welchen ich mit Begeisterung vom Gemälde sprach, beschlossen unter sich einen Spass, und am Tage der Ziehung brachten sie während des Mittagstisches glaubhafte Belege für den von mir erhofften Gewinn.

Nur zu glücklich, fiel ich auf die Verschwörung rein und wenn auch gelinde misstrauend, ging ich doch nach Stuttgart um meinen Schatz in Empfang zu nehmen, allein grausam enttäuscht, wurde ich bei der Rückkehr auch noch herzlich ausgelacht.

Ich eile über die Cannstatter Periode der schweren Seelenkämpfe und der Ertödtung innerster Stimmung, dennoch bedauere ich den seitherigen Verlust des dort angelegten Skizzen-Albums, welches viele Aufnahmen enthielt, die meine damalige Denkungsweise anschaulich wiedergaben.

Anfang 1844 nach Mannheim zurückgekehrt, erhielt ich dort Anstellung in einem bedeutenden Verlag von neuen Erzeugnissen der wissenschaftlichen Litteratur, Kupferstichen und Oelgemälden und fand in dieser naturverwandten Umgebung mehr Befriedigung. Hier lernte ich meinen kunstsinnigen Freund Happel kennen.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Photographie im Inventar.

Nachdem meine Eltern, bei welchen ich bisher wohnte 1846 nach Heidelberg verzogen, reisten sie im Sommer des gleichen Jahres zum Besuche des Bruders Wilhelm nach Lyon; und gerade zur selben Zeit durch das Loos vom Militärdienste frei geworden, begleitete ich sie nach Frankreich, um Stellung in dem von dem Bruder geleiteten Bankhaus zu nehmen.

Wenn sich die Erhaltung zweier Briefe des guten Vaters nicht aus meiner Gemüthsrichtung erklärt, so haben diese Blätter all die Stürme der Zeit wunderbar überlebt. Seine innige Schreibweise, und die Einfachheit der eigenhändig sich anhängenden Mutter, mögen hier in Dankbarkeit Platz finden.

Heidelberg, den 3. August 1847.

Deine wenigen Zeilen haben uns viel Freude gemacht, und wir wünschen sehr, immer solch' gute Nachrichten von Dir zu erhalten. Hast Du auch nicht Zeit noch Stoff uns viel zu schreiben, so erfreue uns nur oft mit einigen Zeilen.

Die Versicherung Herrn Stengelins<sup>1)</sup> die er uns gestern über Dich gab, machte uns viel Vergnügen. Fahre nur so fort, lieber Sohn zu Deinem und Deiner treuen Eltern Glück. Wir befinden uns auf die in Lyon glücklich und vergnügt verlebten Tage kreuzwohl, wir sind voll der seeligsten Erinnerungen, und noch ehe der Rhône Besançon zuläuft, sind wir wieder in Lyon. Haben wir nur immer gute Nachrichten von unseren Lyonern und Creuzotianern<sup>2)</sup>, dann sind wir glücklich. Bald wieder wenig Nachrichten von Dir entgegengehend,

Dein treuer Vater

hier schreibt die Mutter:

und treue Mutter,

die sich hoch erfreute, die guten Nachrichten von Euch Allen zu erhalten. Fahre so fort lieber Karl, Du wirst dadurch  
• Dein künftiges Wohl und unser Glück gründen.

---

<sup>1)</sup> Einer meiner Chefs.

<sup>2)</sup> Jean befand sich auf dem grossen Creuzot-Werke.

Den 16. Dezember 1847.

Ich muss Dir in dem alten Jahre auch noch mal auf einem besonderen Blättchen sagen, wie sehr wir uns immer freuen über das, was Du uns von Dir selbst mittheilst, und der gute Bruder Wilhelm über Dich freudiges berichtet. Bei dem vielen Bauchweh, welches uns dies Jahr die Theurung und schlechten Zinszahlungen machen, ist's wohlthätig, wenigstens von seinen Kindern Gutes zu erfahren. Fahre so fort lieber Karl, uns Freude und Dir Glück zu bereiten. Besonders auch hüte Deine Gesundheit! auf dem glatteisigen Pflaster von Lyon. Zu diesem Zuruf veranlasst mich besonders Dein gewesener Bekannter M . . . . etc. Den Wechsel, den ich heute dem lieben Wilhelm schicke, hätte ich gerne früher besorgen mögen, meine Gelder gehen mir aber dies Jahr wie gesagt, gar schlecht ein.

Wie geht's denn bei dem Herrn mit der Musik, wird's noch fortgesetzt? Ach hätte ich doch nur schon wieder Briefe von Euch! Ich zahle kein Porto lieber, doch wünschte ich, wir wären näher beisammen, und ich könnte Euch alle öfter sehen. Gehe gesund und brav in das neue Jahr über.

\*

\*

\*

Das Lob des nachsichtigen Bruders Wilhelm ist nicht zu hoch anzuschlagen; die väterliche Jahressubsidie von Fr. 600 über meinen Gehalt von Fr. 1200 wurde „rutz und butz“ verbraucht.

Nach dem Ausbruch der Februar-Revolution (1848), als das Geschäft völlig daniederlag, wurden dreiviertel der achtundzwanzig Angestellten des Hauses verabschiedet, alle nahmen auf Anregung des Chefs Herrn Audra, Dienst in der Nationalgarde, und obwohl selbst nicht entlassen, schloss ich mich ihnen an, lag mehrere Tage in der Festung „la motte“ nahe der Vorstadt Guillotière, und bestand dann, in die Arbeiterquartiere des Croix-rouge verlegt, Patrouillenzüge und lebhaftes Zusammenstöße, wobei Kugeln gegen Pflastersteine

gewechselt wurden. Mitte Mai wurde meine Kompagnie ausgemustert.

Die französische Erhebung wirkte zündend auf Deutschland; der stürmische Hecker in Baden stand bereits unter Waffen, es hielt mich nicht länger in Lyon, als ich aber in der Heimath ankam, erschien mir die Erfolglosigkeit der Badischen Bewegung kaum zweifelhaft.

Acht Tage nach der Ankunft in Heidelberg starb plötzlich mein guter Vater am Schlagfluss. Ich blieb über den Sommer bei der Mutter, und der dort anregende Umgang ausschliesslich mit Freunden gesinnungsverwandter Lebensziele, eine Gesellschaft, in welcher wegen der damaligen Unbestimmtheit meines Verbleibens oft Collegien geschunden wurden, entfremdete mich dem Krämerthum von neuem, während der unvergessene Lieblingsplan mir nochmals vorgaukelte. Mutter wäre jetzt einem fest ausgesprochenen Willen nicht entgegen gewesen, allein ich schwankte hin und her, und da sich die Jugend mit zweiundzwanzig Jahren schon gar alt glaubt, schien mir endgültig ein ernstliches Umsatteln allzu verspätet. Missmuthig nahm ich zu Ende des Jahres 1848 Stellung in Frankfurt a/M. in einem Detail-Seidenbandgeschäft, allein was Wunder, wenn das Unmännliche der ertödtend faden Beschäftigung mir so unerträglich war, dass ich schon nach zwei oder drei Monaten nach Heidelberg zurückkehrte.

Die politischen Zustände des Landes geriethen in hoffnungslose Bahnen, und auf Wunsch der Mutter, die mich der Möglichkeit des Anschlusses an die Freischaaren entrücken wollte, ging ich im Frühjahr 1849 nach St. Gallen in der Schweiz, wo auch bald die geschlagene badische Volksarmee Schutz suchte. Dieser voraussichtliche Ausgang der Revolution in Baden, die darauf erfolgte Sprengung des deutschen Rumpfparlaments in Stuttgart, und die erstarkte Reaktion, führten zum Ende der freiheitlichen und grossdeutschen Bestrebungen in Deutschland.

Die sorgliche Mutter wusste mich unter den herrschenden Verhältnissen lieber in der Ferne, und nachdem ich auf Empfehlung des Spitzenfabrikanten Tobler in St. Gallen, die

Secretärstelle des berühmten Hotels Feder in Genua erhielt, kam sie mit Schwester Amalie zum Abschied an den Bodensee, worauf ich durch Luzern und über die Gotthardstrasse nach Italien reiste und im August am reizenden Golf des alten Ligurien anlangte.

Nach einer gezwungenen Unthätigkeit in ungebundener Verfügung über meine Zeit, war ich nun Tag und Nacht in Anspruch genommen; doch wenn ich die mit meiner verantwortlichen Stellung verknüpften Pflichten nicht so aufgefasst hätte, als streiften sie den Oberkellner, würde sie mir nach zehn Monaten nicht überdrüssig geworden sein. Es bedurfte nur der Bekanntschaft einiger fast täglich im Hotel verkehrender junger Officiere der amerikanischen Marine und eines Besuches auf ihrem Schiffe, um dem durch Bruder Jean's Reise mir eingepflichten Amerikafieber wieder neue Nahrung zuzuführen.

Nicht ohne Undank gegen die Familie Feder, die mich durch häuslichen Umgang und die möglichsten Privilegien für die Beschwerden meines Dienstes entschädigte, gab ich die Stelle im Frühjahr 1850 auf, und da mir währenddessen wenig Muse zu Ausgaben übrig geblieben war, konnte ich mit Ersparnissen vor meiner Rückkehr Süditalien besuchen.

Ich beabsichtige keine Beschreibung des durch den Duft der Orangenblüthen berauschenden Landes, will aber der Reisegelegenheiten erwähnen, welche dem jetzigen Flug des Dampfrosses vorangegangen. Meine Stellung verschaffte mir freie Dampferfahrt nach Livorno, von dort fuhr ich auf der damals einzigen italienischen Eisenbahn nach Pisa und Florenz, sodann mit dem Vetturin durch das Land über Siena nach Rom, welches noch viele frische Spuren der französischen Einnahme gegen Garibaldi aufwies. — Das Oster-Hochamt in der St. Peterskirche gab mir die den wenigsten Touristen gebotene Gelegenheit, einen Papst zu sehen, den in den ersten Jahren seines Pontifikats von liberalen Wallungen angehauchten Pius IX., der jedoch später den Syllabus und das Unfehlbarkeitsdogma verkündete und zur Zeit unter dem Schutze

des erfolgreichsten Schwindlers des Jahrhunderts, „Louis Napoleons“, stand.

Von Rom nach Civita-Vecchia gelangte ich wieder zu Wagen und von da mit dem Dampfer nach Neapel, wo die Häscher des Re Bomba (Ferdinand II.), der noch am Ruder war, dem des Heckerismus verdächtigen Badener anfänglich die Landung verweigerten und auch in der Folge unter Ueberwachung behielten. Die Bekanntschaft mit einem Touristen aus Preussen (Nöther), der hier nach überstandnem Examen seine goldene Ungebundenheit beschloss, und dessen Sinn und Verständniss für alles gebotene Schöne mich reizte, gestaltete den dortigen Aufenthalt zur lieben Erinnerung. Zusammen durchstreiften wir die Umgegend zu Wasser und zu Land, bis seine Thaler, und meine Genueser Scudi in communistischem Angriff zur Neige gingen; um aber trotz dreimonatlicher Besichtigung Neapels „nicht zu sterben“, verschrieb ich mir vom Bruder Bankier einen Creditbrief, der mir die Mittel zur Reise über Marseille nach Lyon verschaffte, wo ich zum Abschied nach Amerika anhalten wollte. Zum Glück war der Capitän des Dampfers ein ausnehmend nobler Franzose, der mich, im Hinweis auf mein Accreditive, auf Borg mitreisen liess. Er weigerte sich sogar bei Ankunft in Marseille, meinen als Pfand für die Passage angebotenen Koffer zurückzubehalten, sondern bestand auf Mitnahme meiner Effecten vor Berichtigung der Schuld. Nach kurzem Aufenthalt in Marseille und Toulon, erreichte ich Lyon und ein vierzehntägiges Verweilen daselbst zauberte mir vielfach das Bild der nun in alle Welttheile zerstreuten Freunde hervor. Verödet waren die ehemaligen Tummelplätze der Deutschen und aus dem jubelnden Festmarsch einer unvergesslichen Weihnachtsbescheerung im festlich geschmückten Saale, bei landesüblicher Theilnahme der kleinen Verwandtschaft, schlugen die Töne wehmüthig nach.

Auf meiner Fahrt von Frankreich nach Heidelberg, hielt ich in Baden-Baden an und machte am grünen Tisch, dem Unglücksteich passionirter Goldfischer aller Nationen, eine Erfahrung für Lebenszeit.



Wohl dem, der nur aus Neugierde, vom Spielteufel angesteckt, seine abgezählte Opferspende blitzschnell unter dem Rechen des Croupiers fortgleiten sieht, aber zugleich selbst verschwindet. Fortuna lachte, bis ein launisches Spiel des Zufalls mir alle Taschen buchstäblich zum Ueberlaufen füllte; mein Glück erregte das Aufsehen aller Umstehenden, allein ich versäumte, mit der Hochfluth des Gewinns hinwegzuschwimmen. Das Spiel wandte sich gegen mich, die Fülle, sammt meiner mitgebrachten Baarschaft ging verloren.

Albern verduzt über diese selbstverschuldete Lage, musterte ich mit gesenktem Kopf und scheu aufblickenden Augen die Zuschauer, deren Mienen hämischen Spott oder blöde Blasirtheit verriethen; mit einem Male verschwand ich beschämt durch die nächste Thür, wanderte verstimmt durch die Strassen und gelangte ins Hotel zurück, gerade als die Glocke zur Tafel rief.

Ich reihte mich „unverfroren“ den Gästen an und dachte eben darüber nach, der Mutter wegen unvorhergesehener Reisekosten einen schönen Brief um Vergebung meiner Schuld und Schulden zu schreiben, als ich gegenüber zur Linken in kleiner Entfernung einen alten Stuttgarter Freund bemerkte, den ich mir sogleich zum Helfer aus der Noth erkor. Mit rührender Bereitwilligkeit zog „Ludwig“ seine Börse, die ich bis zur prompten Rückerstattung um fünfzig Gulden erleichtert hatte, um meine Gastrechnung berichtigen und an mein Reiseziel gelangen zu können, mit Vorsätzen, welchen ich niemals untreu wurde.

Ohne das Herbe zu ahnen, theilte ich der guten Mutter meine Absicht mit, nach Amerika zu gehen; allein noch war die Wunde, welche des Bruders Fortzug ihr geschlagen, nicht geheilt, und Rücksicht nehmend, liess ich mein Vorhaben fallen.

Erst im Spätjahr nahm ich in Frankfurt a/M. Stellung an, in einem grossen Geschäft feiner Luxusgegenstände und einer Specialität geschnitzter Hirschhorn- und Elfenbeinarbeit, vorzüglich Thiergruppen darstellend. Hiervon führten Reisende

Originalmuster in grossen Verpackungsstücken mit, ohne aber Beschädigungen verhindern zu können, und da photographische Karten noch unbekannt waren, erbot ich mich, tuschirte Abbildungen anzufertigen, welche in der Folge Verwendung und den grössten Beifall fanden.

Bei aller unverdrossenen Ausübung meiner Liebhaberei konnte dennoch nicht dem Principal entgehen, dass mir im Uebrigen der pflichtschuldige Eifer mangelte.

Da in jenen Jahren der Reaction die Bevölkerung des zerrissenen Deutschlands, besonders die jüngere Classe, von der uralten deutschen Wanderlust und ihrem kosmopolitischen Hang und Drang nach der Fremde beherrscht war, so gährte auch in mir wieder der fiebrische Wunsch, übers Meer zu ziehen, und dieser Trieb wurde durch täglich fortgehende Freunde wach erhalten.

Hatte ich doch seit Jahren meine Berufsverrichtungen als eine drückende Bürde empfunden, nie eine Stunde der inneren Befriedigung darin gekannt, stets meinen Umgang in Kreisen gesucht, die, um kaufmännisch zu sprechen, keinen Beigeschmack von Soll und Haben verriethen. Habe ich doch später im Hinterwald jede Arbeit dem kalkulirenden Schacher vorgezogen und in fernerer Zukunft das eigene Geschäft nur erduldet, um mich davon möglichst bald wieder zu befreien.

In solcher Stimmung wurde mir in Frankfurt meine Resignation nahe gelegt; ich wurde abgedankt, als ich eben darüber brütete, dies unaufgefordert zu thun.<sup>1)</sup> Im November 1852 nach Heidelberg zurückgekehrt, war ich wieder an derselben Klippe angelangt, die vor zwei Jahren meinen Entschluss scheitern liess. Das Fehlschlagen einiger Versuche, mich

---

<sup>1)</sup> In Frankfurt a/M. besuchte ich 1874 den Eigenthümer des Geschäfts, Fr. Böchler fand auch den alten Buchhalter noch am selben Platz. Mein Name sammt üblichem Eintrag des Verhaltens wurde aufgesucht, und ich hatte die Befriedigung, lobend erwähnt zu sein.



in der Schweiz für eigene Rechnung niederzulassen, machte Mutter mit dem Gedanken vertraut, dass ich besuchsweise zu Bruder Jean nach Amerika reisen solle, um mich drüben umzusehen. Bald darauf wurden denn auch die bizarren Vorbereitungen getroffen, welche nach damaliger europäischer Vorstellung zur Reise nothwendig waren. Nicht nur die Nähe, sondern auch die Ferne wurde zur Ausrüstung gegen die Unbilden urweltlicher Naturkräfte durchstöbert. Auf eine Anfrage, ob in Stuttgart Kautschukmäntel mit Kapuze, und Gummiwasserstiefel zu haben seien, lautete die Antwort einer Freundin in Cannstatt, wie folgt:<sup>1)</sup>

Cannstatt, den 27. December 1852.

Es ist mir leid, auf Ihren Brief erst jetzt antworten zu können, allein es war früher unmöglich, da ich krank war, und Madame Anderwerth<sup>2)</sup> über die Feiertage so grosse Unruhe hatte.

Da ich nicht nach Stuttgart konnte, war Marianne Anderwerth wie immer so gut, sich zu erkundigen nach Mantel und Stiefel, fand aber leider weder Eins noch das Andere. Es ist uns allen sehr leid, dass wir Schwaben nicht haben, was Sie wünschen, doch bin ich froh, dass man es bei Ihnen auch nicht hat; wie wäre es, wenn Sie selbst heraufkämen, vielleicht finden Sie doch noch etwas, was Ihnen gefällt. Sie reisen ja so gerne, und wir könnten Ihnen dann mündlich Lebewohl sagen.

Dass aus Ihrer Reise in die Schweiz nichts wurde, bedauere ich sehr, ich dachte es mir, denn ich wollte nicht glauben, dass Sie durch unsere Stadt gefahren seien, ohne uns zu grüssen.

Ueber Ihre Reise nach Amerika kann ich nichts sagen, als dass ich von Herzen wünsche, es möge Ihnen dort recht

---

<sup>1)</sup> Original in Inventar-Nr. III d. <sup>2)</sup> Die Mutter eines Freundes.

wohl gehen, und denken Sie manchmal mit Liebe an Ihre Freunde in Cannstatt. Madame Anderwerth will Ihnen auch noch schreiben, so will ich schliessen. Grüsse geben mir auf: Jungfer Louise, Bertha, Mina, Anna Glaser und Nani, auch Moritz lässt Sie schön grüssen.

Nanele.

Frau Anderwerth fügt hinzu:

Ihr Schreiben hat uns alle recht gefreut, da wir sehen, dass Sie an uns denken, auch wir sprechen oft von Ihnen und hoffen, Sie wieder bei uns zu sehen.

Es ist gewiss besser für Sie, dass aus dem schweizer Geschäft nichts geworden ist, ich hielt nicht viel darauf und glaube jetzt auch, dass es gut ist, dass Sie nach Amerika gehen. Sie können dort eher etwas finden, als bei uns, besonders, da Sie einen Bruder dort haben, also nicht allein stehen, und finden Sie dort nichts, wie Sie es wünschen, so kommen Sie wieder zurück, es war dann auch nicht ohne Nutzen, denn auf so einer Reise kann man viel lernen.

Anderwerth.

Die Wasserstiefel waren nicht zu beschaffen, daher liess ich mir vom besten Leder hohe Kanonenstiefel mit weit über das Knie reichenden Schäften und dick mit Nägeln besäten Sohlen machen, ferner einen Jägerrock mit grünen Aufschlägen und Kragen, gelbe hirschlederne Reithosen, auch sah ich mich mit doppeläufigem Schiessgewehr für Schrot und Kugel, von elephantenmässigem Kaliber vor, und für die übrigen Abenteuer mit einem Hirschfänger und mordsmässigem Waidmesser.<sup>1)</sup> Wie der spätere Schwager Franz vor seiner Reise nach Amerika „zur Abhärtung“ seine Stiefel selbst über die Strasse zum Flickschuster trug, so versuchte ich einige

---

<sup>1)</sup> Inventar-Nr. 10 diente bei Pea Ridge als Ausrüstung eines Secessionsstreibers im Jahre 1861.

Tage hindurch, zur Uebung amerikanischer Selbsthülfe, bei einem Küfer die Böttcherarbeit, und so possirlich dies war, erwies es sich noch als das Vernünftigste, wie auch die zum häuslichen Gebrauch hergerichteten Reisekisten später als Hausrath unentbehrliche Verwendung fanden. Aus jener Zeit befinden sich mehrere Briefe unter aufgefundenen Papieren, worin die gute Mutter an meinen Bruder Jean nach Amerika schrieb:

Heidelberg, den 19. November 1851.

Karl machte ich Vorstellungen wegen seines Wunsches, nach Amerika zu gehen. Ich will ihm fl. 1000.— von seinem Vermögen geben, und er solle ohne meinen Segen in Gottes Namen gehen, das will er aber nicht. Ohne meinen Segen würde er mich nicht verlassen; er behauptet aber immer, er wolle lieber Tagelöhner werden, als auf der Schreibstube sitzen.

Es komme nun, wie es wolle, ich muss mich darein finden, aber schwer, es ist ja das Loos so vieler Eltern, dass sie in ihrem Alter allein stehen.

Am 23. Januar 1852.

Ich vermuthe, dass dir Karl von Frankfurt aus geschrieben hat, um Dich wegen seiner Uebersiedelung zu fragen. Was soll, was kann man sagen? Oft empfinde ich den grössten Schmerz, ihn auch für immer verloren zu sehen, und dabei die feste Ueberzeugung, dass Karl gar nicht nach Amerika passt; hart arbeiten, wie es dort nöthig ist, befürchte ich, kann er nicht und hat keine Ausdauer. Für mich ist es ein schrecklicher Gedanke, wenn auch Karl sein schönes Vermögen in die Wüstenei vergraben soll.

Ich gestehe Dir, lieber Jean, nur der Glaube, Dich nach Jahren, wenn Du Deine Mühle mit Vortheil verkaufen kannst, mit Deiner Familie hier empfangen zu können, tröstet mich, Dich dort zu wissen, rathe daher, ich bitte Dich, Deinem Bruder, nicht nach Amerika zu gehen, wenigstens stelle ihm die dortigen Verhältnisse vor.

Am 10. August 1852.

Ich bin nun auch nicht mehr wie früher gegen Karl's Uebersiedelung; ich stelle es ganz seinem eigenen Willen anheim, um später vorwurfsfrei zu sein.

Am 16. November 1852.

Karl wird im Januar oder Februar mit der Familie Landfried abreisen. Dass es mein sehnlichster Wunsch wäre, Karl nicht auch in die weite Ferne ziehen zu sehen, brauche ich Euch gewiss nicht zu versichern; meine Gefühle sind desswegen nicht immer gleich, an einem Tage kann ich getröstet sein, am anderen wieder wehmüthiger, muss es aber, wie schon einmal, durchmachen. — Karl hat meiner wegen und um sich selbst zu beruhigen, nach meinem Wunsch Schritte gethan, sich in der Schweiz zu etabliren, es kam nur noch auf den Ausspruch Wilhelm's an, einen Entschluss zu fassen. — Gestern kam seine Ansicht über die angebotene Sache, und Wilhelm spricht sich gar nicht günstig darüber aus. Wir sind nun im Klaren und habe mich daraufhin entschlossen, Karl meine Zustimmung zu geben, kann er bei Euch glücklich werden, so werde ich mich um so mehr trösten können, weil Ihr beisammen seid.

In einem Brief gelegentlich einer Geldsendung an Bruder Jean schrieb ich unter anderem selbst:

Am 2. Dezember 1852.

Wie in meinem Letzten gesagt, geht die Reise im Januar von statten und ich glaube, mit den vielen Häubchen, Jäckchen, Strümpfchen etc. etc. noch zu rechter Zeit zu kommen, dies einstweilen zur Nachricht, wonach die weiteren Präparationen unnütz werden.

Vor Kurzem habe ich Inventarium über Kleider gehalten, die ich alle, gute und schlechte, mitnehme, es sind etwa 12 Paar Hosen, 10 Röcke, 12—14 Westen, 12 Halstücher, 12 Kappen und Hüte, 9 Paar Stiefel, lasse desshalb nichts

weiteres machen und könnte Dir noch einiges überlassen. — Dies sind theilweis alte Diener, für dort ganz prächtig.

Es freut mich, Euch sagen zu können, dass die Mammele jetzt mit der grössten Resignation meinem Vorhaben entgegen sieht und zwar deshalb, weil ich ihrem und Onkel Adam's Wunsch nachkomme und vor Gewissheit über mein dortiges Wohlbefinden mich an nichts binde. — Es wird sich nun zeigen, was weiter kommt, soviel ist gewiss, dass ich mir das wenigst Angenehme verspreche und leicht vom Besseren überrascht werden könnte, aber die Hoffnung, dass ich mit dem Wenigen wahrer lebe, als im seitherigen Wirbel sogenannter Vergnügungen, darauf zähle ich.

Die Mutter schrieb am

3. Februar 1853.

Karl wartet gerne, um mit der Familie Landfried den Weg zurückzulegen, ich kann nicht umhin, Euch nochmals zu schreiben.

Euer Bruder hat vor, die erste Zeit bei Euch Lieben zu sein und wird sich je nach den Verhältnissen bestimmen, zu bleiben oder nicht, was meiner Ansicht nach nur möglich ist, wenn man selbst im Lande ist. Karl glaubt dort glücklich zu werden, so muss ich wenn auch schwer, mich in seine Bestimmung finden und beruhigen, so gut ich kann.

Nach vielem Ueberlegen wurde die Reise doch gegen Deine Ansicht lieber Jean, über New-York bestimmt nicht über New Orleans, weil es dahin gefährlicher und beschwerlicher sein soll.

In einer Nachschrift hierzu, benachrichtige ich den Bruder ebenfalls von der Abänderung des Reiseplanes. Mein Brief schliesst:

Die Mutterle ist gefasst, ganz wie wir's wünschen können, der Abschied muss ihr so leicht als möglich gemacht werden. Mir wankt das Herz wenn ich daran denke sie zu verlassen.

Die Mutter schreibt:

Am 12. Februar 1853.

Heute reiste Euer Bruder Karl von hier ab, ich gebe ihm von ganzem Herzen meinen vollen mütterlichen Segen auf den Weg. Gott möge ihn gesund in Eure Arme führen. Heute bin ich stumpf, ich kann den Schmerz des Abschiedes nicht in seinem hohen Grade fassen, erst wenn ich allein und in Ruhe bin, werde ich weinen und meinen Schmerz dadurch etwas lindern können; recht baldige Nachricht von Euch kann mich allein beruhigen. Amalie ist hier und wird noch einige Tage bleiben, auch Mathilde und meine freundliche Frau G . . . . werden viel beitragen mir die ersten und härtesten Tage erträglich zu machen.

Schwester Amalie fügt hinzu:

Jetzt schon sehen wir mit grosser Erwartung und Sehnsucht Nachrichten von Euch und über die glückliche Ankunft Karl's entgegen. Je näher die Stunde der Trennung heranrückt, desto schwerer fällt es uns auf's Herz.

Die letzten von mütterlicher Sorge eingegebenen Abschiedsworte erhielt ich in Havre:

Den 15. Februar 1853.

Kurz vor Deiner Abreise erhaltener Nachricht zu folge, die Du vielleicht nicht gelesen hast, hat Jean noch eine an sein Land anstossende Farm gekauft.

Vielleicht wünscht er, dass Du die Farm übernehmen sollst. Das ist aber meine Meinung nicht, ich möchte, dass Du hingehst wo nicht erst die bessere Lage im Entstehen ist, auch hoffe ich Dich nicht als Farmer, der doch mit grosser Plage wenig erübrigen kann, dort zu wissen. Der liebe Gott erhalte Dich! und vergesse den, aber auch Deine Mutter und Geschwister nicht.



Schwester Amalie schreibt zugleich:

Auch ich rufe Dir nochmals herzlich „Lebewohl“ zu; Eduard hat uns gestern geschrieben, dass er Dich am Bahnhof in Carlsruhe noch sprach und am Mittwoch in's Examen geht.

Behrens, Dein Malerfreund, sowie die Studiosen Vheil und Sickinger waren nach Deiner Abreise noch bei uns und brachten uns Deine Grüsse.

Ich glaube, dass es Dir vor Deiner Abreise von dort zur Beruhigung dient, wenn ich mit wenigen Worten sage, dass die Mutter recht gefasst ist.

\* \* \*

Zu spät verstand ich den Schmerz der durchgekämpften Seelenleiden der allgütigen Mutter! Mit duldender Hingebung und wahrhaft mütterlicher Sorgfalt, war ihr keine Mühe zu viel, kein Opfer zu gross!

Am 12. Februar 1853 verliess ich in Gesellschaft der Heidelberger Familie Landfried meine Heimath und kam über Strassburg, Paris am 23ten des gleichen Monats nach Havre, wo ich mich an Bord des amerikanischen Segelschiffes St. Denis, Kapitän Folansbee begab, welches auf seiner nächsten Rückfahrt nach Europa mit Mann und Maus unterging. Die Strapazen einer damaligen Ueberfahrt bereiteten, auch in der von mir benutzten zweiten Kajüte, ungleich mehr für die anfänglichen Entbehrungen in der neuen Welt vor, als eine heutige Oceanfahrt im schwimmenden Palaste; die Letztere lehrt nicht die Drangsale eines überfüllten Segelschiffes und ungeahnte Mühseligkeiten hinnehmen; sich resignirt zu schicken wie es auch kommen möge. Daher glitten manche machtlose Verwünschungen meiner, der endlosen Woge müden Gefährten über das grosse Wasser hin.

Ein im eleganten Dampfer herübergeschneider Mannheimer Jugendfreund, meinte schon acht Tage nach seiner Ankunft, es sei in Amerike „nichts los“, man könne ja noch nicht mal eine „Knowlochworscht“ bekommen, er ginge wieder zu Muttern.



Meine Vorschule währte dreiundvierzig Tage auf See. Ein dreitägiger Orkan stürmte ungeschwächt vom 10. bis zum 12. März; mein siebenundzwanzigster Geburtstag am 11. März drohte der Letzte zu werden, doch Glück auf! Am 4. April lag die geröthete Küste dieses grossen Arbeitsfeldes eines Volkes von praktisch realistischer Tendenz vor uns, sie färbte die fahlen Wangen der hoffnungsvollen Einwanderer, welchen zunächst nur die Sterne der vom Ufer grüssenden Flagge sichtbar waren, und bald ankerte das Schiff im viel durchfurchten Hafen der amerikanischen Metropole.

---

## An der Grenze.

---

Die malerische Manhattan-Landzunge, die Wälder von Schiffsmasten an ihren Ufern, der tosende Verkehr nach allen Richtungen, die unabsehbare Häusermasse im Hintergrunde, zwingen selbst den Vielgereisten zur Bewunderung und prägen den seltenen Anblick bleibend in seinem Gedächtniss ein.

Lange vor der Landung drängt es sich dem neuen Ankömmling wie Ahnung auf, verspätet zu sein, verwundert dämmert ihm die Erkenntniss der eigenen Ueberflüssigkeit, und eine fieberhafte Hast verwischt bald den Stempel der Ueberlegenheit, welche zuvor den zuversichtlichen Gesichtern aufgedrückt ist.

Jedoch die Fremde bleibt dem Durchschnitts-Deutschen nicht lange fremd, er zwingt sich seine äussere und innere Individualität zu opfern und fügt sich, beim Uebertritt aus der behäbigen Ruhe einer philisterhaften europäischen Stetigkeit, schnell in die unbeschränkte amerikanische Gährung mit ihrem Licht und Schatten.

Was ist so plötzlich aus der seelüftlichen Vertraulichkeit, der rührenden Begeisterung für ewigen Freundschaftsschluss geworden, sobald das jüngste Gericht im sprudelnden Magen besänftigt war? Kaum den amerikanischen Boden unter den Füßen, sorgt ein Jeder allererst für sich, schiebt den neuen Freund zur Seite, als gelte es, den letzten Platz zu erhaschen. Wie der Zufall die Gesellschaft zusammenwürfelt, zerstreut sie sich über einen Welttheil und begegnet einander nicht wieder.

Es giebt wohl keine zweite grosse Stadt, wo sich der Fremde so rasch zurecht findet als in New York, mit seinen

besonderen Merkmalen, welche die Ost- und Hudson-Flüsse und die dazwischen liegende Centralader der Broadway bilden. In der kürzesten Zeit traf der eben ans Land gesetzte Neu-ling mit seinen Mannheimer Freunden Happel und Eberle zusammen, und sie führten ihn am selben Abend zu anderen Bekannten aus dem badischen Ländchen. Das halbe Deutschland schien durch die achtundvierziger Unruhen an den Hudson verschlagen; nie zuvor strömte eine ähnliche Masseneinwanderung zusammen, die sich sowohl durch ihre Intelligenz als auch durch ihre Ausstattung mit weltlichen Gütern auszeichnete.

Ohne Plan und ohne Mittel zur selbstständigen Existenz in ungewohnter Welt, musste übrigens die grosse Mehrzahl in der verwegensten Bedeutung des Wortes zum „Ersten Besten“ greifen, zeigen, „what they were made of“, aus welchem Stoff sie gemacht waren, eine Prüfung, welche dem sprachunkundigen „Grünen“ viel mehr bedeutet, als dem Amerikaner der atlantischen Küste, welcher, in die Weststaaten versetzt, mit „tender foot“ (Zartfuss) bezeichnet wird, ohne dass damit der ungerechte Spott beabsichtigt wäre, welcher jener Benennung anhaftet. Doch nur solche, deren Börse schleunigstes An-fassen gebot, legten resignirt Hand an, wie nie zuvor; andere erklimmen in der schlichten Sitte der Zeit, vom Kohlen-schaufler ohne Zwischenstation eine höhere Position im Bureau, und leisteten nachrückenden Gefährten Beistand, bis sie das soweit unverständene „help yourself“ (hilf dir selbst) begriffen. Bei der in Europa üblichen Anschauung oder der jetzt auch in Amerika gewöhnlichen Zurückhaltung der Verdienstgebenden, wären selbst die Allerrfähigsten oder Willigsten verkommen.

Die Wogen des Oceans hinter mir, schwamm ich jetzt auf der hohen See des Geschickes. Seit ich schüchtern gewagt, meine Richtung zu bestimmen, trieb mich der Strom in widerströmige Wirbel, die jetzt nach verborgenen Klippen kreisten, an welchen im kurzen Lauf mein Schiff mit gekapptem Mast und ohne Steuer zerschellen sollte.

Das Ziel der Familie Landfried lag in Missouri, daher blieben wir noch eine gute Strecke zusammen und reisten

auf der Eisenbahn nach dreitägiger Rast von New York nach Philadelphia weiter.

Während ich dort die Umgebung des Bahnhofs, die wunderliche Reclame auf Stock und Stein, betrachtete, und die rührige, dollargierige Menge anstaunte, welche rastlos wie Bienen den Ausflug absuchten, wartete ich auf dreimaliges Pfeifen, noch öfteres Geläute und überliess mich vertrauensvoll der obrigkeitlichen Fürsorge schnarrenden Andenkens.

Wenn wir drüben das schnaubende Gethue nach Jahren der Entwöhnung wiederhören und wiedersehen, so verwandelt sich unsere Beobachtung in Humor. Der ans Komische streifende Eifer wichtig thuender Ober- und Unterexpedienten erpresst uns eine staunende Heiterkeit, und wir entdecken zum ersten Male, dass wir dem Gängelband entwachsen sind und mit Ruhe handeln gelernt haben.

Trotzdem der Amerikaner der Erfinder des Spruches ist: „time is money“ (Zeit ist Geld), sitzt er lange vor der Abfahrt im Eisenbahnwagen, und wenn im Moment der Abfahrt der ruhig gemessene Ausruf des Conducteurs: „all aboard“ (Alle an Bord) ertönt, so setzt er das „look out“ (Aus-schau) des Reisenden als selbstverständlich voraus. Die Gelassenheit, womit sich in Amerika der Aufbruch vorbereitet, war mir neu; der Zug schlich im Halbdunkel des Abends davon, ich war noch nicht „aboard“, sondern gerieth zwischen zwei Bahnzüge und erklomm mit Mühe den letzten Wagen.

Von Pittsburg, dem derzeitigen Ende der Bahn, nahmen wir einen Ohio-Dampfer bis nach Cairo am Mississippi; hier theilte sich meine und der Familie Weiterfahrt in gerade entgegengesetzte Richtungen, und in Napoleon an der Mündung des Arkansasflusses hatte ich wiederum Schiffwechsel. Die Fahrt hierher von Pittsburg nahm acht oder neun Tage in Anspruch, und eine noch viel längere Wasserreise stand bevor, doch hatte ich den südlichsten Punkt des Weges erreicht, welcher nach einer Reihe winterlicher Bilder einen überraschenden Wechsel des Klimas und der Landschaft darbot.

Wenn wir schneebedeckten Feldern oder eisigen Winden

der kälteren Region entrückt, uns binnen wenigen Tagen in die parfümirte Luft grüner Wälder und blühender Plantagen versetzt sehen, sind wir geneigt, Schattenseiten der wärmeren Zone zu übersehen und die Lichtpunkte eines kräftigen Winters zu vergessen; dort gab es neben der bezaubernden Pracht halbtropischer Frühlingsknospen manches Neue und Missfällige für mein Auge.

Den ungastlichen Sandhügel verlassend, auf dem Napoleon erbaut ist, welches nicht an die Grösse, sondern nur an das öde Herz seines Pathen erinnert, steuerte der Dampfer in die imposant breite Ausströmung des Arkansasflusses. Erst am dem nächsten Tage wurde das Ende der Stauung des majestätischen Mississippi erreicht, an beiden Ufern erhoben sich Anschwemmungen, mit Zelten hinterwäldlicher Squatters (Besitzergreifenden) besetzt, welche auf öffentlichen Ländereien den Bedarf an Holz für die Boote schlugen und von den Schinken der sie umkreisenden Bären lebten; nur selten kam eine häusliche Niederlassung in Sicht.

Ein Negerslave, an dessen Hut ein Zettel „for sale“ (zum Verkauf) geheftet war, stand mit den Armen rücklings an den Mast des Schiffes gebunden, in seinem Gesicht lag wie in stummem Schmerz der Ausdruck halberstickten Bewusstseins des heiligsten Menschenrechtes. Der arme Bursche war einem Plantagenbesitzer in Arkansas entlaufen, um zu seiner nach Mississippi verkauften Frau und Kindern zu gelangen, wurde aber eingefangen und nun von seinem gesetzlichen „Master“ (Herr) auf dem Rücktransport feilgeboten.

Ich verbarg meine Ungewohntheit dieses Anblickes, konnte mich jedoch nicht enthalten, den fruchtlosen Anstrengungen des blauschwarzen Mitmenschen, sich der Schweisstropfen auf seiner Stirn zu entledigen, mit meinem Taschentuch zu Hülfe zu kommen, und war ebenso erschreckt, wie überrascht, als ich von menschlicher Stimme die Worte hörte: „please, buy me Sir“ (Bitte, kaufen Sie mich, Herr).

Nach etwa acht Tagen wurde oberhalb Little-Rock der Wasserstand des Flusses immer niedriger, das Boot musste

oft mittelst zweier baumdicker Sparren und der Dampfwinde wie auf Krücken, anscheinend stillstehend, über seichte Stellen gehoben werden. So vergingen viele Stunden. Zahllose Sandinseln verbreiterten zuweilen das Flussbett auf eine Meile, Rudel von Hochwild, und Züge von Wasservögeln kreuzten unweit den Fluss, und einige Passagiere vertrieben sich die Zeit der Verzögerungen mit der Verproviantirung der Küche durch Jagd, während ich unbewaffnet mitstreifte, da meine Elephantenbüchse im Kasten ruhte. Wenn die Dampfpeife zur Weiterfahrt rief, zerzauste undurchdringliches Ufergestrüpp in zäher Culturwidrigkeit den deutschen Cylinder, welchen ich auf St. Denis aufstülpte, nachdem grünlockige Seenymphen mein französisches Jockey-Sammetkäppchen im Geburtstagsturm entführt hatten.

Anderen Tags lief das Schiff unterhalb des Uferortes Dardanelle so fest auf, dass nach vieler Anstrengung der Kapitän den Versuch flott zu werden aufgab und beschloss das nächste Hochwasser abzuwarten.

Etwa zehn Mitreisende, worunter ich, thaten sich zusammen eine nicht zu ferne Baumwoll-Plantage und von dort die nächste Poststation zu erreichen.

Die Gastfreundschaft des Planters that das Mögliche zur Erquickung der an's Land vertriebenen Fremden, welche ihrerseits die neuesten wahren und unwahren Neuigkeiten zum Besten gaben.

Unterdessen athmete ich die herrliche Atmosphäre der Umgebung, welche mit Akazienblüthe, Oleander, Magnolien und Rosenduft erfüllt war, ein Gemisch von ganz eigenthümlichem Aroma. Schlanker Hochwald und umhergestreute Inseln des malerischen Moosbaumes begrenzten die schlossartige Residenz des Besitzers, die auf drei Seiten im frischen Kalkanstrich prangende Negerhütten umschlossen, vor welchen sich Kinder mit schwarzen Wollköpfen im zwanglosen Kostüm ihrer Stammeltern herumtrieben, und ergraute Greise ein sorgloses Dasein führten.

Das Innere der Wohnung des Planters war selbst für



den verwöhnten Lebensgenuss mit allem Möglichen und Ueberflüssigen ausgestattet. Ein unabhängigeres Leben, die herrschenden weltlichen Sorgen abgerechnet, gab es wohl nicht. Den zarten Damen des Hauses verrichteten junge Sklavinnen die kleinsten Dienste, sie wiegten sich müssig mit vornehmem Wesen im Schaukelstuhl, doch die unästhetischen Schwingungen wirkten störend auf mein Auge, und diese unkönigliche Nonchalance kontrastirte augenscheinlich mit der nationalen eitlen Phrase: „every american Lady a queen“. (Jede amerikanische Dame eine Königin).

Nun mietheten wir vom Pflanze eine für unsere Anzahl genügende Fahrgelegenheit zur nächsten Poststation. Der vierräderige, offene Wagen, eines jener Undinge, welche in jener Gegend mit dem Namen „Arch-Noah“ bezeichnet werden, war mit vier Joch Ochsen bespannt und von einem Neger unter dem Nachdruck einer zwölf Fuss langen gewaltigen „rattle snake“ (Klapperschlange) Peitsche kunstfertig gelotst, indem der Schwarze seine Klapperschlange mit wuchtiger Präcision und pistolenähnlichem Knall auf die empfindlichste Stelle der Tierhaut zünden liess.

Die Arche wurde fürsorglich mit Stühlen versehen, doch konnte von Niedersitzen keine Rede sein. Die langsam sicheren Folterknechte des Negers schleiften uns durch finsternes Laub und schwarze Sümpfe, sie zogen unerbittlich über Baumstämme und Stumpen hinweg. Überhängende Schlingflanzen und sonstige Hindernisse der urwäldlich üppigen Vegetation zerzausten jämmerlich meine Frankfurter Märtyrerkrone, während mein deutscher Zorn, und die Fischblütigkeit meiner Reisegesellschaft alle Leiden des holperigen Standpunktes vergessen liess.

Für so und so viel Dollars fast zu Tode gemartert an der Landstrasse angekommen, nahm uns nach Mitternacht ein anderes lourd animal (schwerfälliges Thier) auf, und als wir häringsweise darin eingetonnt waren, mahnte das Lied vom Arkansas traveller (Arkansas Wanderer) unter den Klagetönen des Jeremias an das überstandene Schiffselend.



Achtzehn Stunden später krochen die Reisenden in der Grenzstadt Van Buren aus der Walkmühle hervor, jede Veränderung bewillkommend, und früh am nächsten Morgen, dem achten Mai, langte ich endlich an meinem Reiseziele an.

Die später näher beschriebene Ansiedelung liegt in Washington County, im Staat Arkansas, ein und eine halbe Meile von der Grenze des Indianerterritoriums der Cherokees und vierzig Meilen nördlich von Fort Smith. In diese Weltabgeschiedenheit verlor sich Bruder Jean mit einem Studien-genossen von Heidelberg einem Idylleben nachjagend, wie so viele Europamüde, die ohne zwingende Ursache in Amerika Veränderung suchen.

Das Klima dieser Gegend lässt nichts zu wünschen übrig; angenehmer Luftzug in der heissen Jahreszeit, und gelinde Winter bilden die Regel. Die Sommernächte sind beinahe kalt, und die Plage der Muskitos ist unbekannt. Nicht nur die Thäler, auch die weiten Hochflächen der Berge bestehen aus wunderbar fruchtbarem Ackerland, oft mit hohem Rohr, dicken wilden Kirsch- und Maulbeerbäumen und schweren rankenden Reben bewachsen. Überall sprudeln Quellen des herrlichsten Flintsteinwassers, welche Brunnen und Sammel-becken entbehren lassen. Wohl dürfte sich der schiesslustige Jäger getäuscht fühlen. In diesen mörderisch abgesuchten Hainen, welche der kleinste zur Mühle reitende Farmerjunge nicht ohne Büchse durchwandert, ist selten ein grösseres Wild aufzubürschen als Eichhörnchen, welche für gute Braten gelten, dagegen geben langbeinige wilde Puter um so öfter Gelegenheit zu einem fröhlichen Dauerlauf in Wäldern, welche tagsüber vom Gezwitscher einer kaleidoskopisch gefiederten Vogelwelt, nach Sonnenuntergang vom Zirben des Heimchens und des Nachts vom Gekreische der Eulen wiederhallen.

Das hölzerne Fachhaus des Bruders war bei meiner Ankunft noch unvollendet, jedoch schon bezogen; es enthielt im Unter- und Halbstock mehrere Zimmer, ohne innere Bretterschalung oder Anstrich. Das äusserst einfache Mobiliar, einschliesslich mehrerer dazu dienenden Aus-

wandererkisten mit den üblichen Überschriften, und die über der Thür in zwei rohen Baumgabeln liegenden Schiëssgeräthe hoben sich widersprechend gegen das Piano ab.

Volle elf Wochen war ich unterwegs und eigentlich eher erwartet worden, nun nahm das Wiedersehen des Bruders, die neue Bekanntschaft mit seiner jungen Frau, das Erzählen von drüben, die Bewunderung der kurz vorher geborenen Nichte Eliese, das Auspacken der für dieses Ereigniss von Grossmutter, Tante und Basen bestimmten Wickelbänder, die nie gebraucht wurden, sammt anderen Kleinigkeiten, und die Einsicht der im Bau begriffenen Mühle, den Rest des Tages in Anspruch. In einer Hängematte zur Nachtruhe hingestreckt, schlossen sich meine Augen, der Geist schweifte in die Ferne: ich sah die gute Mutter, Geschwister, Städte, Berge und Wasser, hörte Rädergestampfe und plauderte mit Freunden weit über dem Meere, mein Lager wirbelte umher, wie von einer Windmühle erfasst, und erst beim Poltern des Frühstücksgongs zerstoben die Schatten geträumter Erscheinungen, um zur Wirklichkeit erwacht, mich nun in die Wogen eines neuen Lebens zu stürzen.

Von Hause in der angenehmen Lage, nicht unverzüglich auf lohnende Arbeit sehen zu müssen, brachte ich den guten Willen mit, zuerst dem Bruder nützlich zu sein; so schuf ich denn am zweiten Tag mein Einstandswerk durch einen Bau von profan klingender Bezeichnung, welcher bisher in paradiesischer Einfachheit entbehrlich schien, und alsdann watete ich befriedigt wie nie zuvor, mit Hacke, Schaufel, Hammer und Säge im Mühlgraben.

In Schwägerin Nani fand ich ein Muster pfarrhäuslicher Erziehung, eher klein, als gross, war sie immer von frisch jugendlichem Aussehen, und wie ihr Äusseres stets eine heitere Stimmung verkündete, war ihr Gemüth gutartig; wenn ihr klangvoller Gesang durch die erquickende Abendluft trillerte, so vergass man die Prüfungen des Grenzerlebens.

Sobald sich das grosse Wasserrad drehte, und die Mühle lustig klapperte, entwarf ich für die Mutter und meine An-

denkensammlung ein neues Blatt, die vogelperspektivische Ansicht von Hermannsburg mit der Mühle als Hauptobjekt.<sup>1)</sup>

Eben, als ich mit meiner Zeichnung beschäftigt war, bildete sich ein Menschenknäuel um einen durchpassirenden Fremden, gerade vor der Schmiede, welche in gottverlassenen Erdenwinkeln einer jener Magneten ist, der die Herumlungerer anzieht, um bei den sprühenden Funken der Esse und dem Ambossgeklimper Zeit todzuschlagen, weil die selbstthätige Fruchtbarkeit des Bodens nur der oberflächlichsten Nachhilfe bedarf.

Ich kann nicht widerstehen von der mir vorschwebenden Scene eine Bleistiftsskizze zu versuchen, welche einen Streifblick in dieses nüchterne Eden gestatten soll.

Zwanglos schlotternd naht auf mittelgroßem, struppigem Gäulchen ein schlanker Reiter mit klugem Auge und wettergebräuntem Gesicht, welches ein breitrandiger Hut ohne das formhaltende Band, tief bedeckt.

Ein im Dreieck gefaltetes Taschentuch von zweifelhafter Farbe, mit dem Knopf nach hinten, der Zipfel vorn Brust und Hals lose deckend, dient dazu bisweilen das Gesicht vom triefenden Schweiss zu trocknen. Rock und Hose, die Letztere steckt unten im Stiefelschaft, sind sammt der Leibwäsche von grobwohlenem Stoff, gediegener Hausindustrie, am rechten Stiefelhacken klimpert das fünf Zoll große Rad eines einzigen mächtigen Sporns, da nach landläufiger Theorie die linke Seite des Pferdes keiner Aufmunterung bedarf, wenn die Rechte sich fortbewegt.

An einer gewöhnlichen Schnur über der Schulter hängt ein kleines selbstgefertigtes Pulverhorn, und der aus einem Puterknochen hergestellte Rufer, welcher dem Jäger die wilde Puterflocke stellt, dicht hinter dem Sattelknopf ruht quer über der „rifle“ (Büchse). Das Pferdchen entstammt dem Zufall uncontrolirter Abkunft, es kannte vermuthlich bis

---

<sup>1)</sup> Original von 1853 im Inventar.

übers dritte Jahr weder Halfter, Stall noch Hafer und trug auf der linken Schulter eine grosse eingebrannte Marke, ähnlich des Cirkels einer deutschen Burschenschaft, ausserdem noch das barbarische Kennzeichen eines früheren indianischen Eigenthümers, welches in einer zollangen Ohrspalte bestand. Sattel und Zeug lehnten dem mexikanischen Geschmack an, und unter beständiger Uebung des sozusagen im Sattel geborenen Reiters schien das Rösslein seinen arabischen Vetter zum Wettlauf herauszufordern.

Der Reisende kneift mit den Zähnen ein frisches Primchen von einem Ligoriz duftenden Tabaktäfelchen, wobei die schwiefelfreie Fläche seiner nicht überarbeiteten Hand sichtbar wird. Zur rechten der offenen Thüre der Schmiedè angeritten, lässt der Fremde die Zügel schlaff herabhängen, zieht erstaunlich gelenkig seine beiden Beine über Kopf und Hals des Pferdes, unterschlägt sie schneidergerecht um den Sattelknopf und ruft: Hallo! — Hallo kommt die Antwort aus dem Innern der Werkstatt, und der Grobschmied stets zur Unterbrechung seiner Arbeit geneigt, erwidert auf die Frage: „how are you“ (wie gehts) mit unbewegten Lippen „Youself“? (selbst?) Diese etwas Gescheiteres einfädelnden Worte leiten das Gespräch ein, welches sich zur Befriedigung lauender Neugierde der oben angedeuteten „crowd“ (Haufen), die ungeladen zuhören, zu verdichten beginnt.

Alle interessirt Alles! Der Schuster gegenüber wirft seinen Pfriemen fort, der Schreiner seinen Hobel, am flinkesten ist der Schneider im Beistecken seiner Nadel, auch der „Squire“ (Friedensrichter) ein neugieriger Alter mit der Brille auf der Nasenspitze gesellt sich hinzu. Mühle und Store veröden, die Männer durchforschen den Ankömmling, barfüssige Buben mit schadhafter Kopfbedeckung drängen klotzend heran, und der Kleinste unter ihnen ist im Stande Ross und Reiter noch nach Wochen mit der Zunge zu photographiren. Wehe dem verfolgten Pferdedieb.

Der unterdessen abgestiegene Reiter hockt auf einer seiner Fersen, die ganze Gesellschaft thut das Gleiche oder

verzwickt die Beine in alle möglichen und unmöglichen Ruhestellungen; wie auf Kommando fahren die Messer aus den Taschen, womit die Einen zwischen den Zähnen oder Fingernägeln stochern, die Andern „whittle sticks“ (Schnitzelholz) bearbeiten um die Gedanken zu verbergen. Aber noch weiter ergreift das Ereigniss die Aufmerksamkeit des Settlments (Niederlassung). Der Haushund „Jak“ schlendert herbei, von den halbverzehrten Resten einer Familienmahlzeit übersättigt, wirft er übellaunig grimmige Augenblitze den aufdringlichen Ferkeln zu, die ihn anzugrunzen wagen. Einige scheue Indianer halten sich abseits auf Baumstrunken sitzend. Dagegen ist im Umkreis kein weibliches Wesen sichtbar.

Die Unterhaltung dreht sich um das Woher, Wohin, Zweck und Namen des Fremdlings, um Politisches, Landwirthschaftliches und bei dem Geschäftlichen angekommen, werden unausbleiblich Pferdetausche eingeleitet, jeder sucht den Tropf, der nicht aufpasst, zu überlisten. Es herrscht ungezwungene Leutseligkeit, man ist sich jedoch nicht näher getreten. Endlich schwingt sich der Reiter mit gewandter Gymnastik von rechts oder links, wie es der Zufall will, auf sein Pferd, und ohne Gruss oder Abschied stiebt die Versammlung in alle Windrichtungen auseinander.

Zum Rahmen dieser Staffage diene die folgende auf spätere Entwicklung gestützte Ausmalung der schon gezeichneten geographischen Konturen.

Am Fusse eines gelind aufsteigenden Thales liegt eine dünn zerstreute Ansiedelung, umfasst von mässig hohen Bergen, die mit Laubholz bewachsen sind. Im Vordergrund begrenzt sie ein Bach, der hier plötzlich seinen nördlichen Lauf nach Westen wendet und dann sogleich in die Barren Fork, ein grösseres Flüsschen mündet. Die dahinter liegende Fläche bedecken einfache Holzhäuser, die dem Handel und Gewerbe dienen, das Letzte gegen Süden ist die Schmiede, vor welcher die beschriebene Gruppe Siesta hielt. Dicht dabei breitet sich eine von Rindern und Schafen belebte Matte aus, an deren Ende im fernen Grunde ragt schwerer Baum-



schlag, in welchem sich die Verkehrsstrasse nach der Aussenwelt verliert.

An der linken Seite der Thalsohle schlängelt sich dem Wanderer, unter grossen Sykomoren der kleine Bach im breiten Kiesbett entgegen, und auf der seitlichen Anhöhe ist eine schmale Ebene, die an einer steilen Rückwand lehnt. Am Ende des Thales, wo der vorbeschriebene Bach gegen den Fuss des Berges prallt, rieselt unter einem überhängenden Felsen eine Quelle kristallhellen Wassers, vor welcher sich im Halbkreis zahlreiche Spuren von Lagerstätten gruppieren. Hart an den Hügel, nur eine kurze Strecke von der Quelle, stützt sich eine Mühle, welche durch einen oberen Eingang mit der ebenen Anhöhe verbunden ist, und nicht weit davon steht das Wohnhaus des Müllers und dessen sonstige Aussengebäude nebst schön gepflanztem Garten und Bienenständen, welche auf deutsche Zucht und Arbeit schliessen lassen.

Aus dem angrenzenden Forst treten die Lichtungen mehrerer Farmen hervor, und in weiterer Fernsicht erhebt sich höheres Gebirge, von endloser Waldung bedeckt.

Des Zeichners Feder reicht nicht aus, den Glanz des wolkenlosen Himmels, die ätherische Luft, das saftige Grün der Pflanzenmannigfaltigkeit darzustellen, doch auch ein geschickterer Griffel könnte dem Panorama von Berg und Thal nicht die gebenedeite Stimmung einer europäischen Landschaft verleihen, ebenso wenig möchte es gelingen den hinterwäldlichen Menschen, dem das Ideal fehlt, zu idealisiren, daher kann er nur porträtirt werden.

Nach dieser Abschweifung nehme ich wieder den verlassenen Hergang auf. Ein anderes Bestandtheil der umgebenden „Naturgeschichte“, ein Mensch der sich Johnson nannte, vom Bruder schlechtweg „Johnson mit dem Sperrhölzel im Maul“ bezeichnet, trat zu mir heran, und ohne zu bedenken, dass dieser Autochthone in solcher Anschauung ungefähr auf der Stufe seiner verwandten Wiederkäuer stand, hielt ich ihm meinen Entwurf mit der Frage vor, was er darstelle.

Schon wie der Pavian das Ding ansah, stieg mir die Galle: der hölzerne Blick und die bi, bi, bibenden Lippen des Kritikers wirkten entmuthigend. Endlich auf meine wiederholte Frage, ballte er den Kautabak in die schlaffe Backenhöhle, spuckte über den entferntesten Gentleman hinweg und stammelte eintönig mit halb offenem Munde „a wheelbarrow“ (ein Schubkarren). Hatte doch dieses göttliche Ebenbild mit seinem perfiden Kennzeichen, das an der Giebelseite des Gebäudes befindliche grosse Wasserrad für das Rad eines Schubkarrens angesehen. Von der Anerkennung früherer Jahre noch zehrend, war dies für meinen Ehrgeiz zu viel; mit tiefer Verachtung dieses Mitbürgers machte ich Kehrt, und um ihn symbolisch zu verewigen, dokumentirte ich meiner Landschaft einen Esel hinzu.

\* \* \*

Ich entnehme kurze Auszüge aus Briefen der guten Mutter, seit den nach Havre gerichteten Nachrichten.

Am 2. April 1853.

Nun ist unser Karl morgen am 3. April sieben Wochen auf der Reise, seinem Brief von Havre vom 23. Februar nach, wusste er nicht, wann sie eingeschifft werden; so Gott will, wird er glücklich und bald bei Euch ankommen, vielleicht kann ich ihn durch diesen Brief bei Euch begrüßen.

Am 31. August 1853.

Ueber Deine glückliche Ankunft, lieber Karl, war ich höchst erfreut. Ich habe Deine Reisebeschreibung und Mühseligkeiten noch nicht gelesen, will mich damit trösten, dass Du gesund ankamst. Deinen Brief von New York habe ich erhalten, es machte mich glücklich zu vernehmen, dass der gefährlichste Weg zurückgelegt war. Welche Ueberraschung für Nany und Jean bei ihrem Erwachen Dich in aller Frühe zu sehen.

Die bessere Meinung, die Du mir in Deinem Schreiben von Jean's Geschäftslage gabst, hat mich sehr beruhigt und danke Dir dafür.



Mit sehnlicher Erwartung zähle ich die Stunden den versprochenen Brief zu erhalten, schreibt mir, ich bitte Euch, so oft es möglich ist, es bleibt ja das einzige Gute was ich habe, Nachricht von meinen entfernten Kindern zu erhalten.

Am 2. November 1853.

Euren grossen Brief vom 10. August habe ich mit sehr grossem Vergnügen erhalten, ich musste beim Durchlesen oft aus Freude oder Leid weinen, soeben ist auch das Lachen durch Deine gute Laune, lieber Karl, dazwischen gekommen. Allen die Interesse dafür haben konnten, schickte ich den Brief zu, sogar nach Chemnitz kam er. Für Deine ausführlichen Nachrichten, lieber Karl, danke ich und lese den Brief immer wieder mit demselben Interesse über. Dein lieber Bruder sagte, Du hättest nur einen Fehler, dass Du zu viel und anhaltend arbeitest, er fürchtet das Fieber für Dich, nehme Dich in Acht, wo ihr immer nur Wasser trinken müsst, in der Erhitzung kann dies Fieber und Zehrung verursachen. Ich glaube gern, dass der europäische Speck schmilzt; könnte ich zu Eurer Labung nur Wein schicken, besonders, wo Dich Deine Arbeit schon so früh, oft mit Sonnenaufgang auftreibt. Es war ja längst Dein Wunsch, so Gott will, wirst Du gesund dabei bleiben und Deinen Zweck in allem erreichen, Dein Glück macht auch das Meinige aus.

Halte Wort, an den Onkel Adam und an Andere zu schreiben. Dein Hündchen habe ich noch, war aber recht krank, es wurde wie ein Kind gepflegt, deshalb ist es auch wieder gesund wie ein Fisch. Auf die Zeichnung von Haus und Mühle freue ich mich wie ein Kind, ich hoffe dieselbe zu Weihnachten von Dir zu erhalten.

\* \* \*

Bisher blieb sowohl die mitgebrachte Ausrüstung zur Jagd, wie die Reitgelegenheit unbenützt, und nun sollte schon der erste Versuch des edlen Sports allen Reiz in Ueberdruß verwandeln.

Die Liebe zur Jagd ist angeboren, das war nicht mein Fall; ich entsinne mich nicht in meinem Leben ein Wesen geschossen, noch weniger etwas erjagt zu haben, allein das Wild fürchtete trotzdem jenes vulgär bekannte Dilettantenglück, indem es meiner Mordwaffe unerreichbar ferne blieb. Auch das Vergnügen zu Pferde die jungfräuliche Natur zu durchstreifen, gestaltete sich zur einzigen Probe. Ich ritt ein mexikanisches Pferdchen, mit gelblichen Glasaugen,<sup>1)</sup> die auf Bösartigkeit schliessen liessen. Jeder Bewegung des rechten Armes des Reiters folgte ein Seitensprung des Thieres, doch mein Reitunterricht in Mannheim war nicht ohne Erfolg, und ich durfte meiner Kunst vertrauen.

Auf dem Ausweg ging alles gut, als der Spazierreiter aber zur Rückkehr Wendung machte war kein Halten mehr, er hatte nur zu thun den Sattel zu behaupten. Im sausenden Fluge bei der Mühle angelangt, sprang das Pferd rechts ab zwischen zwei dünnen Bäumchen hindurch, die nur dreissig Zoll von einander standen und ausserdem in Kopfhöhe mit einer herabhängenden, armdicken wilden Rebenranke verbunden waren. Genau auf die Mitte haltend beugte ich im kritischen Momente den Kopf bis auf den Hals des Thieres und kam unversehrt an Schopf und Bein an undurchdringlichem, dornigen Gestrüpp, gerade auf dem Fleck meiner späteren geschäftlichen Gründung und Thätigkeit zur Erde. Der Plaisirritt war vollbracht, ich wollte nicht wieder überrascht werden.

Mehr als bei der Arbeit, fühlte ich ausserhalb der verwandten Familie die Mängel meiner Umgebung, auch kamen mir Zweifel, ob ich an der Grenze der Vereinigten Staaten passenden Erwerb finden könne, deshalb schrieb ich im August an Freund Happel in New York, ich wolle, falls sich irgend welche Aussicht böte, dorthin kommen. Doch ehe Antwort eintreffen konnte, beschlossen Bruder und Schwägerin einen

---

<sup>1)</sup> Die Farbe des Augapfels gelblich hell.

Besuch bei den Verwandten in Missouri, an dem ich nach längerer Ueberlegung Theil nahm.

Anfangs September reisten wir in einem zweispännigen leichten Gefährt ab und kamen acht Tage später auf dem Wohnplatz des Herrn Wilhelmi, nahe Gray's Summit in Franklin County, an, wo gerade zu der Zeit die Pacific Eisenbahn durch die Wilhelmi'sche Farm gebaut wurde. Frau Wilhelmi Mutter war zwei Jahre zuvor gestorben und das Hauswesen lag seitdem grossentheils in den Händen der jüngsten Tochter. Beide Söhne, Franz und Julius sowie Schwiegersohn, wohnten auf Theilen der sehr ausgedehnten Farm. Franz führte eben einen Kontract für Erdarbeit an der Bahn aus und beschäftigte viele Deutsche sehr gemischter früherer Lebensstellung. Neben Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Schullehrern, Advokaten, Studenten, Officiren, auch einem Grafen. Noth macht genügsam! Es musste sich keiner vor dem anderen schämen, die Situation wurde als vorübergehend betrachtet und scherzhaft hingenommen, sie hatte aber dem ungeachtet ihre gleichhobelnden, nicht immer veredelnden Folgen. Ringsum wohnten deutsche Familien aus den gebildeten Ständen, die vom Landbau nichts verstanden, daher mit dem Namen Manschetten oder lateinische Bauern bezeichnet wurden.

Nachbarn, die sich in der Ursprache des Horaz zurecht fanden, verliefen sich von der Umzäunung ihrer Felder in Hörweite des heimischen Goglers. Auf ihren Homer pochend, hielten sie mit unbesiegbarer Zähigkeit an der Werthschätzung ihres eigenen Schaffens fest und lebten, so weit es die Trockenheit des Landes erlaubte, eine Fortsetzung des geselligen Städtelebens, bis, der Erfahrung weichend, fast alle den Ackerbau mit besser angepasster Wirksamkeit vertauschten.

Ahnungslos fand auf der abgeschiedenen Farm meine Herzensfreiheit und Unstätigkeit ein unverhofftes Ende.

War es was wir Vorsehung nennen, oder jenes Zutreffen leitender Umstände, welche den Willen des Menschen ge-

stalten, so und nicht anders zu handeln, und die sein Schicksal bestimmen trotz selbstgefälligen Glaubens an freie Unabhängigkeit? \*

Die menschliche Freiheit, deren alle sich rühmen, sagt Spinoza, besteht allein darin, dass die Menschen sich ihres Willens bewusst, und den Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewusst sind.

Wir blieben volle fünf Wochen auf der Farm. Als die Zeit des Abschiedes vom trauten Wilhelmischen Heim herannahte, war, den jüngst gefassten Plänen zuwider, mein letztes Wanken zur ernsten Werbung gereift, und mein Roman gipfelte in einer glücklichen Verlobung mit der Tochter des Hauses, Schwester der Schwägerin Nani.

Nun, ich hatte es mit einem berühmten Manne (W. v. Humboldt) gemein, immer eine entschiedene Achtung vor deutschen Landpfarrern zu haben; daher meine selbstverständliche Zuneigung zur Pastorstochter. Schon als Knabe war meine liebste Gespielin das Töchterchen eines den Eltern befreundeten Pfarrhauses, der Umgegend meiner Vaterstadt, und in meinem Andenken lebt auch die Verehrung der Pfarrerrfamilie Messmer in der Schweiz fort, deren häusliches Leben einem Ausspruch Coleridges zur Seite steht: „Prediger Haushaltungen sind das einzige Idyll des modernen Lebens“, auch Lecky schreibt: „Die Predigerfamilie ist der vollkommenste Typus des häuslichen Friedens, und der Mittelpunkt der Bildung in dem entlegenen Dorfe, sie ist die Stätte reicher Glückseligkeit und Tugend, es herrscht dort ein höherer sittlicher Ton, welcher dem Familienkreis Anmuth und Adel verleiht.“

Das Erforderniss spornt zu Thaten an, so war mir bisher nicht in den Sinn gekommen, sesshaft zu werden, erst jetzt verband ich mit meiner Anfrage in New York die Absicht einer permanenten Niederlassung; da jedoch der Vater einem Versprechen gemäss die jüngste Tochter nicht verlassen sollte, und als grosser Naturfreund fürchtete im Häusergewirr der Stadt die rauchfreie Sonne entbehren zu müssen, wollte

ihm dieser Plan nicht einleuchten, und biegsam wie ich stets war, machte ich schnell entschlossen das Anerbieten mich in Arkansas niederzulassen; hiermit war der Vater einverstanden und erklärte ebenfalls dorthin überzusiedeln. Dieser Schritt gab meinem Lebensgang eine zielbewusste Richtung, und mit dem nöthigen leichten Sinn der meisten jungen Leute ausgestattet, um nicht leichtsinnig zu sagen, blickte ich trotz der voraussichtlich fremdartigen Umgebung mit jugendlicher Zuversichtlichkeit in die Aussenwelt. Einige Auszüge von Briefen dieser Periode geben ergänzende Aufschlüsse. Die gute Mutter schrieb:

Heidelberg, am 7. Dezember 1853.

Ich gönne Dir, mich nicht beachtend, Dein Glück von ganzem Herzen, aber die schreckliche Entfernung thut mir weh.

Es war immer mein geheimer Wunsch, wenn Du nicht mehr zurückkommst, Du möchtest die Hand des Fräulein Wilhelmi erhalten; ich preise Dich glücklich, weil ich Dein Glück dem Meinigen vorziehe, und ich muss mich wegen der Ferne trösten so gut ich kann, und in der Hoffnung leben, dass ich Euch nochmals alle sehe, wenn es auch nur Luftschlösser sind, der Gedanke macht mich aber zufrieden, derweil wird man älter und der Lebensfaden kürzer, Gott erhalte Euch gesund und gebe Euch seinen väterlichen Segen.

Besonders gratulire ich Dir, dass Dein künftiger Schwiegervater mit an Euren künftigen Wohnort zieht, er wird an allem herzlichen Antheil nehmen, gleich Deinem eigenen seligen Vater.

Deinen Brief vom 10. August habe ich allen die es angeht, zugeschickt. Deine zärtlichen Äusserungen gegen mich haben mich zu Thränen gerührt, ich war nur immer eine zu ängstlich besorgte Mutter; nur darin kann ich mich vor der Welt anklagen.

Also einen Laden willst Du errichten und Geld wie Heu verdienen? Doch wenn dies auch nicht der Fall, ist ein an-



ständiges Auskommen vor der Hand genug, durch Erfahrung muss jeder Anfänger lernen, um so rathsamer ist es langsam zu Werke zu gehen; ich habe übrigens alles Vertrauen, dass Du den rechten Weg einschlägst. Onkel Adam freut es, dass Du bei Deinem Fach geblieben bist. Wirst Du wohl ehe Du Arkansas wieder verlässest mir die Zeichnung von Jeans Haus und Besitzthum machen? Das würde mich sehr freuen.

\* \* \*

Im November mit Bruder und Familie nach Arkansas zurückgelangt, machte ich Vorbereitungen zum Bau eines Wohn- und Geschäftshauses, aber mit der ersten Schwalbe zog es mich im Februar nach Missouri zurück, um in der Nähe der Verlobten zu weilen, und dieses Reiseziel im Auge, sollte mich der geflügelte Mexikaner, sobald er von der freien Weide wiedererschien, dorthin entführen. Mehrere Tage des Wartens waren vergeblich verstrichen, endlich ungeduldig geworden, durchforschte ich Wald und Flur, bis mich der Klang der Glocken zum Tummelplatz mehrerer Heerden führte; dort drängte ich mit einigen hippologischen Evolutionen das gesuchte Rudel zusammen, und erreichte mit ihm im Galopp die heimathliche Einfriedigung, wo der Neger den Burro mit Hilfe der Halsschlinge einfing.

Der Haushahn sass noch im süßen Schlaf auf einer nahen Ulme im Kreise seiner Familie, als ich nordwärts auszog. Allmählich verhallte das Geklapper der Mühle, und an seine Stelle trat das Vorgefühl vom Jubel eines beglückenden Wiedersehens.

Anfangs machte ich kurze, später längere Tagesmärsche, und streckte zur Mittagsstunde am Rande des Weges die müden Glieder, während das gesattelte Pferd im jungen Grase weidete. Eines Tages mahnte die Sonne zum Wiederaufbruch, allein, ehe ich die Zügel ergreifen konnte, trabte die Bestie bei jeder Annäherung weit über meinen Gesichtskreis hinaus, und damit sie nicht die Strasse verlassen sollte, weil dann Sattel, sammt Tasche im Gehölz verloren gegangen

wären, folgte ich besänftigend, bis es mir bei einer Farm unter Beistand gelang, den Zaum des Pferdes zu erfassen. Unterdessen waren jedoch Stunden verstrichen, die Nacht senkte sich auf meinen Weg, und ich war genöthigt in einer elenden Blockhütte bei einer alten Wittwe und Tochter zu übernachten, Gast und Wirthin sammt Tochter schliefen alle drei in einem breiten Bette, die Witib in der Mitte; Honny soit qui mal y pense.

Ohne weiteres Unglück gelangte ich am elften Tage in der Abenddämmerung zur Wilhelmischen Farm, fragte nach dem üblichen „hallo“ an der Einzäunung des Hauses mit verstellter Stimme um ein Nachtquartier, allein ich war erkannt, und konnte nun thun als ob ich zu Hause wäre.

Am 16. Januar 1854 schreibt die Mutter recht munter, es sei ihr nicht möglich einen unserer Briefe unbeantwortet zu lassen, bedauere nur den auf uns fallenden Portoantheil, da sie nur bis nach Havre frankiren könne, und bemerkt weiter:

„Zu Deiner Beruhigung will ich Dich versichern, dass Du zu der gewünschten Zeit, und früher, wenn Du es willst, Deine ganze Forderung an mich erhalten kannst. Ausser Deinem Vorempfang wirst Du meine Dir überlassene Nutznießung erhalten, Du sollst in Deinen Unternehmungen durchaus nicht gehindert sein, doch sei recht vorsichtig, was dort ja besonders nothwendig ist, dann wirst Du mit dem redlich erworbenen Geld auch Glück haben.“

Am 18. März 1854.

Sehr gerne beantworte ich Deinen Brief von dem 16. Januar, nach Missouri, dadurch habe ich auch Gelegenheit Deinen zukünftigen Herrn Schwiegervater und Dein liebes Bräutchen freundlich und herzlich zu grüssen.

Wie sehr Du Dich nach der Zeit Deiner Abreise von Arkansas nach dem Orte des Wiedersehns gesehnt haben wirst, kann ich mir denken, wenn ich nur jetzt schon wissen könnte, ob Du die Reise glücklich zurückgelegt hast. Die



Zeichnung von dem Besitzthum macht uns allen sehr viel Freude, ich sehe sie des Tags wenigstens einmal an, und denke mir dabei die liebe Nany in ihrem Pflanzgarten; die kleine Figur soll sie wohl vorstellen, und das Männchen, meinen lieben Hans. Nicht wahr?

Du sagst, lieber Karl, Du wirst an Deinen Bauten vieles selbst thun, Dein Fleiss freut mich, doch nicht auf Kosten Deiner Gesundheit, mein Sohn, das wäre ja viel theurer als Tagelohn. Deine gewohnte Arbeit wird Dir nicht schaden, sondern das Ungewohnte.

\* \* \*

In einem Brief von Anfangs Mai beklagt Mutter die blasse, hinterwäldliche Tinte, womit mein Brief vom 7. Februar geschrieben sei, ich möge für ihre alten Augen bessere Tinte nehmen, oder sie wolle uns ein Recept dafür schicken. Weiter bemerkt sie: Die sehr schöne, gut ausgefallene Zeichnung, lasse ich alle, die sich dafür interessiren, sehen, ich betrachte sie wenigstens einmal des Tages. „Die Gegend mag schön und die Häuser allerliebste sein, das nur kommt mir sonderbar vor, dass die Geschäftshäuser nicht bei den Wohnhäusern sind, daher sehr beschwerlich.

\* \* \*

Bald nach der Ankunft, gab mir ein Freund, in dem 15 Meilen entfernten Städtchen Union, Gelegenheit einige geschäftliche Erfahrung zu sammeln, die ich sogleich ergriffen habe.

Mit etwas gemischten Gefühlen kehrte ich jeden Morgen den Laden und Seitenweg vor dem Hause, doch als ich sah, wie einer der bedeutendsten Rechtsanwälte des Städtchens in Hemdärmeln, den Cylinder auf dem ehrwürdigen Haupte, mit unverminderter Werthschätzung seiner Mitbürger ein Buggy bei der Gerichtshalle vorüber zur Schmiede zog, fügte ich mich dem Gebrauch, welcher als selbstverständlich galt,

und berichtete fleissig der lieben Braut von den erstaunlichen Fortschritten zur Gründung meines eigenen Heerdes:

Jeden Samstag Abend gegen halb neun Uhr, flog ich auf dem von Arkansas mitgebrachten Pferde gegen Osten zum Thore hinaus; ohne Leitung überliess ich dem klugen Thiere die Zügel, und nahe am Ziele angekommen, verfehlte es niemals mit einem ungestümen Satz von der Hauptstrasse rechts in den Pfad einzulenken, der durch Gebüsch zur Farm führte; bald hellte die Lichtung der Felder. Hier kitzelte der Sporn die Weichen des glasäugigen Mexikaners, und zugleich schrillte ein helles Jauchzen durch die stille Nacht, ventre a terre ging es zum Hause, wo jemand dem Rufe lauschend, den Reiter an der Thüre empfing.

Von trauten Gedanken begleitet, trat ich schon am folgenden Abend den Rückweg an zur nüchternen Pflicht, ohne auf der ganzen Strecke einer Seele zu begegnen.

Bei einem dieser nächtlichen Ritte im glänzenden Mondschein und milder Luft, passirte ich den etwa eine Meile von Union entfernten Bach Bourbois. Die Furt war zur Zeit tief, das Wasser reichte an den Leib des Burro. Eben, als das Thier mit Behagen tränkte, unterbrach eine Eule, welche im Wipfel einer nahen Sykomore sass, die Ruhe des Waldes mit dem Rufe U-U-U-Uhue! Die heiseren Töne krächzten weithin in den düsteren Schatten des einsamen Flussgehölzes. Erschreckt die Ohren spitzend warf das Pferd den Kopf in die Höhe; bei der raschen Bewegung glitt mein über den Sattelknauf gelegter Rock an der rechten Seite herab, und im Augenblick als ich mit der Hand danach haschte, erfolgte ein blitzschneller Sprung nach links, der mich auf der entgegengesetzten Seite in's Wasser warf. Der Zaum lag in meiner linken Hand, die sich im Sturze schloss, dabei wandte mir das Pferd im Nu den Kopf zu, und rückwärts gehend zog es mich am Zügel, wie einen Fisch an der Angel, rauschend an's Land, dort musste es halten, nass bis auf die Haut kam ich in den Sattel und in gestrecktem Galopp gings zum Stall.

Brief der Mutter:

Weinheim, am 7. Juni 1854.

Du hast also die grosse Reise nach Missouri zu Pferd glücklich zurückgelegt, nur Deine Vorsicht hat mich beruhigt.

Nur Dein feines Schreiben, und dazu noch die blasse Tinte wären Schuld, wenn mein früherer Brief verloren ging, bedenke meine alten Augen, eine Brille zu suchen dauert mir, wenn ich Briefe von Euch erhalte, viel zu lange, und so strenge ich eben meine Augen an und lese so gut es geht. Bei Deinem Vorhaben, mich mit Deinem Lineale zu besuchen, zweifle ich immer noch an der Möglichkeit, aber nicht daran, dass Du es möglich machen möchtest, doch für einen Geschäftsmann eine so grosse Reise zu unternehmen, halte ich für unausführbar. Ich frage mich, was peinlicher wäre, die fortdauernde Trennung, oder Eure Reise hierher und zurück, welche Gefühle würde der Rückweg für beide Theile hinterlassen. Nein, der liebe Gott erhalte Euch gesund, mit solcher Nachricht will ich glücklich und zufrieden sein, und will mir recht lebhaft denken, Du seiest in wenigen Jahren so reich, dass Ihr zu uns kommen und bei uns bleiben könnt, das würde mir gefallen.

\* \* \*

Der 2. September, Geburtstag und Hochzeitstag<sup>1)</sup> meiner Eltern, war zur Vermählung gewählt, und im Oktober sollte unsere Uebersiedelung nach Arkansas stattfinden, welcher sich Herr Wilhelmi nebst seinem Sohne Julius mit Familie anschlossen. Die Vorbereitungen zur Reise in landesüblicher Weise, waren beendet, mein neuer Wagen stand fertig in der etliche Meilen entfernten Schmiede, und die Abholung sollte mit Hülfe Juliusens zugleich eine Probe meines Dreigespannes sein, welches aus einem schon früher am Wagen

---

<sup>1)</sup> Irrthümlich, da Letzterer am 3. des Monats war.

gebrauchten Reitpferde und zwei dazu gekauften Zugpferden zusammengesetzt war.

Die Kornpfeife im Munde, bestieg ich mein zuverlässiges Sattelpferd, aber kaum hatte das Gespann angezogen, als der vorausgehende Mexikaner scheute und das Handpferd mit fortriss, der starke Sattelgaul hemmte den Lauf mit aller Macht, lenkte ihn heftig nach links in den leicht beholzten Wald; ich fiel vom plötzlichen Ruck mit dem Oberkörper auf das Nebenpferd, und ehe der Wagen einen Kreis vollendet hatte, fuhr er an einem Baum fest, wodurch die wilde Fahrt zum Stillstand kam. Schwager Julius und Andere eilten herbei, mich aus der hilflosen Lage zu befreien, und sie waren weniger über mein todtens bleiches Aussehen, als deshalb überrascht, dass ich immer noch die Pfeife krampfhaft im Munde hielt. Der infame Durchgänger wurde sogleich abgeschafft.

Anfang Oktober verliessen wir die Heimstätte mit vier Wagen und acht Pferden, doch eine halbtägige Fahrt genügte zur Ueberzeugung, dass mein jetziges Gespann von zwei Pferden für die schwere Fuhre nicht ausreichte, daher mussten zwei gewichtige Kisten nach St. Louis befördert werden, um sie zu Wasser nach Van Buren in Arkansas nachkommen zu lassen. Erst achtzehn Monate später gelangten wir in ihren Besitz, aber das schöne deutsche Leinen und vieles Andere fiel vermodert in Stücke. Nun folgte das müssige Lagerleben des Movers im amerikanischen Westen, mit seinen Leiden und Freuden, und wenn auch die Schule der Nothwendigkeit schon manches früher unentbehrlich Erachtete, entbehrlich gemacht hatte, so erforderte es doch Uebung sich aus den jeweiligen Umständen unter freiem Himmel die grösstmögliche Bequemlichkeit und eine gemüthliche Nomaden-Existenz zu verschaffen.

Wenn die Sonne im Zenith stand, lenkten wir an einladenden Plätzchen, wo sich Holz und Wasser fand, zur kurzen Mittagsrast von der Strasse ab, und um die Vorarbeit für die Nacht noch bei Tageslicht zu thun, bezogen wir

zeitig unser Camp. Mit sicherem Blick für alle Bedürfnisse bestimmte Julius den Lagerplatz, die Pferde weideten frei bis zum Dunkelwerden, und die verschiedenen Pflichten bis zum Wiederaufbruch waren in bestimmter Regel unter die Jüngeren vertheilt. Der Eine trug Wasser, Holz, Stühle, Kochgeschirr und Sonstiges herbei, der Andere besorgte das Aufschlagen der Zelte sammt der Betteinrichtung, und nachdem das Wasser kochte, hatten auch die Frauen ihren Theil der Mühe, nämlich aus den besten vorhandenen Vorräthen die Hauptmahlzeit des Tages zu bereiten, welche die nun eingetretene Ruhe würzte. Der nahe Überfluss an Holz gestattete ein mächtiges Lagerfeuer, welches das Laub der umgrenzenden Bäume grünroth färbte. Sterne funkelten blitzend durch die Finsterniss; der begnügliche Kreis wurde von heimlich warmen Strahlen beleuchtet, und wie konnte es in deutscher Sangesstimmung anders sein, als dass man zur Guitarre griff und vaterländische Lieder in das Schweigen der Umgebung erklingen liess. Die Akkorde strahlten aus dem Herzen, und ihre Wellen verstummten erst mit dem Rückzug des Seniors und der Frauen mit dem Baby Otto.<sup>1)</sup>

In der zweiten Woche wurde nahe Lebanon, am Ufer des Big Piny-Flusses ein Rasttag gehalten, Wagen und Geschirr besichtigt, sowie die Wäsche besorgt. Unter den wechsellvollsten Zeitumständen sollten wir diese Stelle wiedersehen.

Papa, der unverdrossen seine „Ich und Du“ lange Pfeife rauchte, war stets im morgenfrischen Tagesgrauen zum Aufbruch bereit, ohne gelegentlich sich bietendes Obdach in Farmhäusern benutzt zu haben, trotzdem dicker Reif zuweilen die Landstrasse bedeckte und auf den Rücken der Pferde lag. Wenn etwas reizend erscheint, so lange es neu ist, so macht das Moverleben keine Ausnahme, doch waren wir recht froh nach einund-

---

<sup>1)</sup> Julius's Söhnchen.



zwanzig Tagen unser Ziel erreicht zu haben, und fanden beim Bruder für unsere Unterkunft sorgliche Vorrichtung getroffen, da mein Hausbau immer noch nicht über das Anfangsstadium hinaus vorgeschritten war. Es fehlte wieder an Material zum Bau, daher musste ich sogleich mehrere Fuhrn aus einer Entfernung von fünfzig Meilen herbei holen, wovon jeder einzelne Transport vier Tage in Anspruch nahm. So vergingen die Wintermonate mit abwechselndem Fortschritt und Stillstand meiner häuslichen Niederlassung, und im darauf folgenden Februar stand ich zum Empfang meines väterlichen Vermögens und Einkauf von Waaren abermals vor einem fernen Reiseziel.

Ich will nicht bei den harten Prüfungen einer Postkutschenfahrt von mehreren hundert Meilen über rauhe Landwege und den ertödtenden Sonntagsrasten bei schlechter Unterkunft verweilen, da schon die Erinnerung schmerzt und langweilt.

Endlich war New York und der Zweck der Reise erreicht, wo ich eine eigenthümliche Erscheinung wahrnahm, die meinem Gedächtniss haften blieb. Ich war soeben vom Bankier zurückgekehrt und hatte meine Taschen entleert; da erhob sich vor meinen Augen ein Gebilde, welches einer Wolke mit glänzenden Sternchen glich, sie flimmerten immer höher und verschwanden ein ganz bestimmtes Traumgefühl hinterlassend. Betroffen haftete mein Blick in der Richtung des hypnotischen Zaubers, dessem Phantasiebild sich später zu erinnern, wohl geeignet ist.

Von New York ging ich nach New Orleans und auf der Heimkehr durch niederen Wasserstand im Arkansasfluss peinlich aufgehalten, vergingen drei Monate weniger eine Woche, ehe ich von Ungeduld verzehrt, kurz vor der Geburt meines Erstgeborenen nach Hermannsburg zurückgelangte.

Meine Waaren sollten auf einem der nächsten Schiffe nachfolgen, allein der Fluss fiel und blieb den ganzen Sommer 1855 hindurch ungewöhnlich niedrig, wesshalb ich schon zum Beginn

meines Geschäfts das Missgeschick hatte, meine Güter und die in Cincinnati gekauften Hausgeräthe im gleichen Jahre gar nicht zu erhalten, hiermit blieben auch die Mittel zum Lebensunterhalt aus. Da ich in dieser unausstehlichen Lage viele Monate zu verharren hatte, legte ich wieder Hand an den Ausbau meiner Häuser, welche nicht vor August zum Einzug nothdürftigst fertig wurden.

Die Erinnerung bang verlebter Zeit nöthigen mich jene unsagbar langsam hinschleichenden Tage in flüchtiger Kürze zu durchheilen.

Meine Güter lagen, auf hohes Wasser wartend, in einem Lagerboot an der Flussmündung, Gefahren ausgesetzt, welche meine Versicherung nicht deckte. Nie schaute ich mit grösserem Verlangen nach einer Regenwolke aus. Wochen und Monate vergingen, während es uns an Allem mangelte. Viele Lebensbedürfnisse, selbst Tinte und Salz gingen aus. Ich zimmerte Tisch, Stühle und Bettlager zusammen, wovon das Letztere nur einen Fuss hatte, die übrigen waren durch Bohrlöcher im Hausgebälke ersetzt. Robinsonisch wie dieser Behelf, bestanden die Wände des unfertigen Hauses in halbzölligen Brettern (weatherboards) ohne innere Verschalung. Das Dach war durch die Querbalken der Zimmerdecke von unten sichtbar. Der folgende Winter wurde ausnahmsweise empfindlich kalt, und obwohl der Wald vor der Thüre unerschöpfliches Heizmaterial bot, war das in solchem Raume einzig im Kochofen mögliche Feuer unzureichend, trotzdem das Gebälke mit allem Thunlichen behängt wurde. Der Saum des Kleides meiner Lina war oft gefroren, und ich hatte nur zu thun, den Kleinen dicht am Ofen vor Frost zu schützen, wobei einmal sein Händchen eine Brandwunde davontrug.

Wie Zufall die Güter dieser Welt vertheilt, so auch die Beschwerden des menschlichen Daseins, und wenn es sich mit des „Lieben Züchtigung“ verhält, wie jener biblische Spruch verkündet, dann stand ich zur Zeit in ganz besonderer Gnade.



Erst als mit dem Hochwasser des kommenden Monats Februar, der Theil unserer Möbel und sonstigen Güter, welche nicht ganz verdorben oder verloren waren, ankam, sollte unsere bisher dürftige Existenz einer erträglichen Heimathsidylle weichen; doch auf manche Bequemlichkeit musste wieder lange Jahre verzichtet werden.

Aus mehreren Briefen der treuen Mutter fasse ich folgendes zusammen:

vom Mai, Juni, September, November und Dezember 1854.

Ich war seit sechs Wochen nicht im schönen Heidelberg, pflegte unterdessen mit meinem braven Dienstmädchen mein Enkelchen Eliese in einer Kaltwasseranstalt in Weinheim. Jetzt bin ich wieder in meiner Wohnung bei meiner für mich kindlich besorgten Frau G., die mich vereint mit Amalie und Eduard bestimmten, Eliese zurückgehen zu lassen, weil sie sahen, dass es für mich Zeit war, in meine Ruhe zu kommen.

Die Weberin, deren Sohn bei Euch ist, war bei mir, ich habe ihr mit 25 Gulden theilweise aus einer Verlegenheit geholfen, und sie getröstet, dass sie jetzt nicht nach Arkansas zu ihrem Sohne reisen kann; sie hat aber sehr geweint, und ich musste herzlich mit ihr weinen.

Auch der Herr Pfarrer Wilhelmi, Euer Bruder und Schwager mit Frau und einem lebhaftem Bübchen<sup>1)</sup> waren über Tisch bei mir, gingen aber schon am Abend in ihre Residenz Heddesbach zurück, dort ist auch Urwald, aber auch zu leben.

Entschuldige die nachstehende Äusserung gegen Deinen Freund E., ich habe nur meinen zutraulichen Sohn im Auge. Herrn E. halte ich für einen schlaunen Kaufmann, der selbst von einem Freund zu verdienen sucht wo er kann. Prüfe seinen Rath hinsichtlich Deiner Einkäufe, ich glaube Vor-

---

<sup>1)</sup> Heinrich, jetzt Pastor in Hamburg.

sicht am Platze, und am rathsamsten ist es mit ihm gleich am Anfang gewisse Prozente festzusetzen, damit er seinen Freundschaftsgewinn voraus weiss.<sup>1)</sup>

Jean ersuche ich seine Wasserkuren nicht fortzusetzen, erstens weil ich nicht denken kann, dass er damit den Leuten hilft, und zweitens ist bei schlechtem Wetter seine Gesundheit in Gefahr. Sollte er es zu seinem Fortkommen nöthig haben, so werdet Ihr doch glauben, dass ich Euch aus der Noth helfe.

Die grosse Reise nach Arkansas habt Ihr also gesund und glücklich zurückgelegt. Ich wünsche alles Glück in der neuen Heimath. Was könnte mich glücklicher machen, als Eure Lage wenigstens erträglich zu wissen, vollkommen kann es ja nicht sein, sonst lebten wir ja nicht in der Welt.

Am 15. März 1855.

Schon seit längerer Zeit warte ich mit Sorge auf Nachricht wegen Karls Reise nach New York; ich hätte Mitte Februar Nachricht haben sollen, da ich seine Angelegenheit mit der grössten Pünktlichkeit besorgt habe.

Am 10. November 1855.

Euren vorletzten Brief habe ich in Kehl bei Eduard an meinem Geburtstag als mein liebstes Angebinde erhalten, da ich Eure und der lieben Kinder Gesundheit erfahre, aber unangenehm hat es mich berührt dass Karl seine Waaren immer noch nicht erhalten hat und somit nichts verdient.

Anfangs 1856.

Mit Sehnsucht erwarte ich zu hören, dass Du im Besitz Deiner Waaren bist, damit ich mich wieder freuen könnte, doch fürchtete ich nicht Du könntest sie verlieren, da es

---

<sup>1)</sup> Dies erwies sich als durchaus gerechtfertigte Vermuthung.

dort gewiss auch Versicherungen giebt. Ich glaube gern, liebe Lina, an Deine unendliche Freude mit Deinem Söhnchen, sein Papa trägt wohl seinen Kragen etwas höher als Jean? Wie oft habe ich schon das Haarzöpfchen von Eurem lieben Heinrich geküsst, ich werde es unter Deine Silhouette aufkleben, sonst könnte ich es verlieren. Dein Söhnchen hat vielleicht seinen Hitzkopf geerbt? Das Beste ist wie ich es erfahren, dass heftige Leute ebenso schnell wieder sehr gut sind.

Am 19. Mai 1856.

Mit grossem Vergnügen vernehme ich die Nachricht von der Ankunft Deiner Güter. Du hast also schon ordentlich Absatz, borge aber nicht zu viel, damit Du wieder für baar einkaufen kannst, übrigens wirst Du auch Lehrgeld bezahlen müssen. Wenn ich nun nicht bald Bericht von der Ankunft des Kistchens erhalte, so werde ich selbst nach New York schreiben, er soll sich wenigstens schämen, wenn er es behalten hat, es wäre ihm zuzutrauen.

Am 7. Juli 1856.

Dass Du Deine Güter noch nicht alle erhalten hast, giebt mir Hoffnung für die Ankunft des Kistchens von E.

Onkel Adam ist mit Gichtleiden geplagt, hat daher sorgliche Pflege nöthig, die ich ihm von Herzen gerne leisten will, mein Leben wird dadurch einen neuen Zweck haben.

Mir kommt es vor, das Bedienung halten in Amerika ist eine wahre Tortur, weil Ihr Euch von diesen Menschen so viel gefallen lassen müsst, in der Hinsicht lobe ich es mir hier.

Am 16. Februar 1857.

Du zeigst mir das glückliche Ereigniss der Geburt eines abermaligen Sohnes an, sogar ein Christgeschenk. Gott erhalte Euch.

Ich wünsche gerade nicht, dass der Ertrag der Mühle so schnell steigt, indem mich oft die Erfahrung gelehrt, dass langsam verdientes Gut viel mehr beglückt und vor Uebermuth bewahrt.

Bedaure, dass Ihr das Kistchen immer noch nicht habt.<sup>1)</sup>

\* \* \*

Wegen der weiten Entfernung von grossen Handelsplätzen und des schwierigen Gütertransportes aus nördlicher Richtung, über mehr als hunderte von Meilen unverbesserter Naturstrassen, war ich jedes Jahr bei einmaligem Einkauf meiner Vorräthe auf den kurzen Arkansasfluss-Verkehr im Frühjahr angewiesen, und mit Ausnahme der damit verbundenen Reisen vergingen meine Tage in einförmiger Regelmässigkeit. Freilich mussten manche Jugendträume begraben werden, ehe ich mich mit leidlicher Hingabe zwischen: Zucker und Kaffee, Eisen- und Ellenwaaren, Medizin und Schulbüchern, Essig und Melasse, Schuhen und Hüten, Glas und Porzellan, Salz und Handwerkszeug, Messer und Gabeln, Sattelzeug, Pflügen und tausend anderen Dingen zurecht und behaglich fand. Mitte Februar des folgenden Jahres, als unser Sohn Eduard noch nicht zwei Wochen alt war, trat ich wieder meine Geschäftsreise an und blieb ohne alle Kunde aus der Heimath.

In sehnlichster Erwartung eines Berichtes traf es sich, dass ich eines Tages in New Orleans dem Nachbarn Dannenberg in die Hände lief. Nun sollte ich zu meinem nicht geringen Schrecken erfahren, dass zur Zeit seiner Abreise meine Frau an der Gesichtsrose daniederlag. Sogleich meine Rückkehr beeilend, nahm ich Passage für den am Abend abgehenden Dampfer „Forest City“, konnte aber wegen Verhinderung erst am nächsten Tag reisen, und als das Schiff eine halbe Woche später an der Mündung des Arkansasflusses eintraf, gelangte

---

<sup>1)</sup> Das Kistchen enthielt Geschenke für Alle, und war durch Vermittelung des vorerwähnten E. gesandt.

die Nachricht an Bord, dass der Dampfer „Forest City“ auf dem ich fahren wollte, Napoleon nicht erreicht habe, da die Kessel geplatzt seien, wobei viele Passagiere das Leben verloren hatten. Ich zählte die Stunden der zweiwöchentlichen Flussfahrt nach Van Buren, endlich umarmte ich die Meinigen gesund wieder, fand aber zugleich die Botschaft vor, dass alle die auf einem Ohio-Dampfer verladenen, jedoch versicherten Waaren verbrannten, nur das auf dem gleichen Schiff verladene Piano, welches in späteren Jahren noch eine so wichtige Rolle spielen sollte, gerettet wäre. Nach viel Zeitverlust kamen endlich das Piano und die Ersatzwaaren an.

Mit Ausnahme der Geburt unseres Sohnes Louis 1859, übergehe ich den Verlauf des Alltagslebens der zunächst folgenden Jahre bis zum Anfang des Bürgerkrieges, dagegen entwerfe ich ein flüchtiges Bild unserer Häuslichkeit und einiger Menschen, mit welchen wir verkehrten.

Auf der schon bezeichneten östlichen Anhöhe unseres heimathlichen Thälchens stand jetzt mein Wohnhaus, und die bis zum steilen Rande reichende Veranda beherrschte den Ausblick nach Süd, West und Nord.

Der Gemüsegarten mit Quelle lag unten gerade davor, man gelangte dahin auf dem abgeflachten Stamm einer mächtigen Sykomore, deren oberer Theil auf der Höhe, dagegen das dicke Ende mit Geländer und eingehauener Treppe versehen, unten ruhte. Hinter der den Garten rechtwinkelig abschliessenden Einfriedigung, rauschte der kleine Bach vorüber, an seinem linken Ufer bis hinüber zur Landstrasse grünte der Wiesengrund, welcher von einem Riegelzaun eingefasst war. Auf der anderen Seite der Strasse erhob sich die flache Anhöhe mit Bruder Jean's Wohnung, über welcher bläulich schimmerndes Gebirge emporstieg, auf dessen Kamm sich die Grenze des Cherokeesen Territoriums hinzog.

Im Thale rechts vom obigen Ausblick stand mein Storehaus in Hörweite des Muschelhorns, welches mich zu den Mahlzeiten rief, weiter rechts über der Strasse die

Mühle. In nördlicher Richtung, auf einer dritten Anhöhe wohnte Schwager Julius. Zu beiden Seiten meines Hauses auf derselben Fläche waren die Häuser meiner nächsten Nachbarn Kraft und Schmidt. Zur Nordseite meines Hauses führte ein breiter Fahrweg herauf. Sorglos schliefen wir vor dem Bürgerkriege bei offener Thüre, wogegen übrigens Bruder Jean stets eiferte.

Nachdem wir häuslich eingerichtet waren, mussten wir zuweilen die naive Neugierde der westlichen Amerikanerinnen über uns ergehen lassen, indem sie alles im Zimmer besahen und befühlten, Schubladen aufzogen und in unsere Auswandererkisten schauten, deren Inhalt sie musterten.

Frau Williams, eine achtbare Nachbarin, die aus uneigennütziger Dienstfertigkeit Helferin in der Noth war, so gut oder schlecht sie das Handwerk verstand, sah mit Verwunderung nach der an der Wand hängenden deutschen langen Pfeife, mit ebensolcher Mundspitze und schwarzroth goldenen Quasten; dessen Porzellan-Kopf ein gutes Gemälde des Poniatowsky-Sprunges in die Elster (Leipzig) trug. Die Hinterwäldlerin konnte sich den Zweck des Geräthes nicht entziffern, auch ihr ging ein Schubkarren im Kopfe herum, und da sie von einer Guitarre gehört hatte, fragte sie staunend ob dies das Ding wäre, auf dem wir — Musik machten. Da sie, wie andere dortige Frauen, dem edlen Kraute fröhnte, erprobte sie mit kräftigen Zügen meine Versicherung, es sei eine Tabakspfeife, und da ich der bedenklichen Landessitte des Pfeifenaustausches nicht huldigte, überliess ich ihr die Pfeife in Zukunft zum alleinigen Gebrauch.

Vom Besuche einer benachbarten Familie auf dem Heimweg begriffen, ritt Lina mit Eduard, der eben erst 8 Monate alt war, in den Armen, an die Seite des Wegs, um eine Ruthe abzubrechen, dabei scheute ihr Pferd und galoppte davon. In der grössten Angst sprengte ich nach, doch jeder Versuch auf dem schmalen Weg zuvor zu kommen, missglückte, bis ich in einer freien Lichtung im weiten Umkreis voraus gelangte und dem Durchgänger den Lauf verstellte.



Dies war die peinlichste von allen stets wunderbar glücklich abgelaufenen Kavalkaden. — Der Grauschimmel wurde sogleich abgeschafft, und ich versuchte es nun mit einem städtischen, für die dortigen Landstrassen unpassenden Gefährte, welches ich in Cincinnati kaufte, das aber bei der ersten Ausfahrt durch einen im Weg liegenden krummen Ast ein schreckliches Loch in die polirte Wand erhielt. Allem was sonst in der Welt zur Rubrik Vergnügungen gehört, mussten wir entsagen, wir waren auf ländliche Einfachheit angewiesen, die zwar den Wohlstand vermehrte, aber nichts destoweniger uns die Entbehrungen des Grenzerthums schwer empfinden liess, worunter der Dienstbotenmangel am fühlbarsten war. Um nicht mehr von der Unsicherheit des Miethens von Negersclavinnen abhängig zu sein, kaufte ich für neunhundert-undfünfzig Dollar in Gold, Melinda, eine junge Negerin, die sehr bald deutsch lernte und eine gute Stütze im Haus wurde, überdem obgleich unerwünscht durch Nachkommen-schaft meinen Besitz vermehrte.

Wir hatten sieben Meilen zum nächsten Arzt, keine Apotheke weit und breit. Die Heilkünstler beherbergten ihre ganze Wissenschaft unter dem schäbigen Cylinder und in der Satteltasche. Bruder Jean übte Wasserkur nach Dr. Munde's Anleitung und erwarb sich bald grossen Ruf durch's Land, er wurde daher viel in Anspruch genommen.

Wir brauchten weder Purgantia noch Emetica, und verdankten es dem Zufall oder der guten Natur, dass im Jahre 1857 Lina von der Gesichtsrose, wie ich 1858 von einem heftigen Nervenfieber, und 1860 unser Söhnchen Louis ebenfalls von schwerer unerkannter Krankheit unter Wasserbehandlung genasen. Im Uebrigen machte unser Universalmittel, die auf schwachen Füßen stehende Diagnose bedeutungslos.

Die Ansiedlung, im äussersten Westen gelegen, war in den fünfziger Jahren ausser dem Bereich der grossen Einwanderungszüge, nur wenige schon in Deutschland durch Schwager, Pfarrer Wilhelmi an uns gewiesene Leute erreichten sie, daher vergrösserte sich der Platz nur langsam, obwohl



seine Anziehungskraft durch Umgestaltung des Mühlenbetriebes und anderer gewerblicher Ausdehnung zunahm, während die fachmännischen Leistungen, wie die geschäftlichen Grundsätze der deutschen Ansiedler immer mehr Anerkennung fanden.<sup>1)</sup>

Der Bruder hatte wegen der Nähe der Cherokeesen bei Abgabe von Bauplätzen Vorkehrungen gegen den Spirituosenhandel getroffen. Die Indianer waren nicht mehr die zutraulichen Urbewohner, welche Lord Baltimor im späteren Maryland angetroffen. Das Feuerwasser, der Eigennutz und die Wortbrüchigkeit der Weissen prägte ihnen im Lauf der Zeit das Bewusstsein des Unterdrückten auf, somit ein nagendes Gefühl der ohnmächtigen Wuth, welchem sie nicht immer bei gegebener Gelegenheit zu widerstehen vermochten.

Uebrigens brachten die Cherokeesen der deutschen Niederlassung ein instinktives Genossenschaftswohlwollen entgegen; sie wussten, dass wir keine geborenen Amerikaner seien, sie hielten uns für einen Stamm wie der Ihrige. Ich wurde gefragt, ob unsere Sprache geschrieben werden könne, und ob wir zu Land oder zu Wasser hierher gekommen seien. Meine Auskunft, wir hätten des kürzeren Weges halber einen Buffalotrail<sup>2)</sup> verfolgt, war ihnen verständlich und befriedigte sie. Immer nur Einer vermittelte unter Hin- und Hergerede die Waareneinkäufe für anwesende Andere in Englisch; indessen brachte ich es durch Uebungsunterricht eines Medicinmannes „Squirrel“ (Eichhörnchen), in ihrer Sprache zum nöthigsten Verständniss, und meine gelegentlichen indianischen Brocken wurden mit Heiterkeit aufgenommen. Da viele Amerikaner unseren Familiennamen wie Harmon aussprachen, klang dies den Indianern wie „Hommony“ die englische Bezeichnung einer aus geschrotetem Mais zubereiteten Speise;

---

<sup>1)</sup> Ein Theil der dringenden Aufforderungen zur Rückkehr nach dem Kriege, im Anhang.

<sup>2)</sup> Büffelpfad.

von diesem leiteten sie nun in der alten Weise der Namensentstehung, unseren Namen von anschaulichen Dingen ab, und nannten uns in indianischer Uebersetzung „ca-na-ne-ha!“ den Platz ca-na-ne-ha-hé'. <sup>1)</sup>

Der Endlaut des Letzteren steht für „Alle“ daher „alle Hommony“. Die Sprache der Cherokeesen besteht aus etlichen achtzig Lauten, welche in ihrer von einem Stammesgenossen vor etwa sechzig Jahren erfundenen Schrift, durch zwei bis vier lateinische Buchstaben gegeben werden und deren Begriff, je nach Zusammenstellung und abwechselnder Betonung, ausmacht. Die Endlaute werden meistens stark hervorgestossen, doch werden auch zuweilen die Vor- oder Mittel-laute mehr oder weniger stark betont, singend oder tonlos (im Griechischen mit *προσῳδία* — prosodia — bezeichnet) gedehnt, und je nach diesen schwer zu erlernenden mannigfachen Betonungen, erhalten die gleichen Zusammenstellungen ganz verschiedene Bedeutungen.

Alle Idiome der nordamerikanischen Indianerstämme sind darin ähnlich. Ein Korrespondent schrieb von Dakota 1891 über die „Sioux“-Sprache: „Die grösste Schwierigkeit besteht, wie im Französischen, im richtigen Legen des Accents. Er ist gewöhnlich auf der zweiten Silbe, doch gerade wenn am wenigsten vermuthet, mag er auf die erste Silbe gehören. Ich fragte einen Sioux um die Anzahl der Acker seines Feldes mit Betonung der zweiten Silbe von ma—ga. Nun heisst aber ma—ga mit Betonung des ersten Lautes „Feld“, dagegen der zweite Laut accentuirt, „Gans“, daher lachte mir der Bock unbändig in's Gesicht.“ Ursprünglich hatte die cherokeesische Zeichenschrift, wie wohl jetzt noch diejenige anderer Stämme, Aehnlichkeit mit der Symbolik der asiatischen Bilderschrift, dagegen hat die neue cherokeesische Schrift etwas eigenartig Indianisches, und der heutige Stamm

---

<sup>1)</sup> Nach deutscher Aussprache des Alphabetes, das Apostroph der Betonung.

ist stolz auf seine Druckschrift, in welcher in Ta-le-quah eine Zeitung erscheint.

Wenn ich meine Kunden frug, wann sie wieder kämen, so wiesen sie nach Osten und folgten mit der Hand dem Sonnenlauf je nach Zahl der Tage bis zur Wiederkehr, doch ist weder hier, noch in wichtigen Dingen Verlass auf ihr Wort.

Mit der nach Westen abnehmenden Besiedelung, treten die Menschen im Bedürfniss geselligen Anschlusses einander näher, und es erklären sich daraus manche nachbarliche Gebräuche, welche vom Städter missverstanden werden, darunter die Ansprache mit dem Vornamen, oder deren Verkürzung, wovon einige, wie Charlie für Charles oder Bob für Robert, besonders populär sind.

Diese harmlos gemeinte Intimität missfiel mir gründlich, da ich sie als überflüssige Kameradschaftlichkeit auffasste.

Pope ein Fünfziger von unheimlicher Körperlänge, in verlöchertem Anzug, dessen Familiarität mir von Anfang an zuwider war, redete mich nichts ahnend im Store stets mit: „Charlie“ an, einmal konnte ich mich nicht halten und sagte: Mister Pope, mein Name ist Hermann, ich bin nicht Jedermanns Charlie, und wünsche dass Sie mich bei meinem Namen nennen! Der Mann klappte mit grossen Augen zum Zwerg zusammen, erwiderte aber kein Wort und mied mich in Zukunft; er that mir später leid.

Um den Charlie zu vermeiden, liess ich den Namen ganz fallen, daher lautete meine, vom Präsidenten Buchanan unterzeichnete Postmeister-Ernenennung, wie auch mehrere Landurkunden, auf F. Hermann. Auch viele Verwandten nannten mich „Fritz“, allein ich blieb im Geschäft der Charlie und über die endemische Namensverstümmelung günstiger urtheilen lernend, liess ich sie mir später gefallen. Dass auch Unannehmlichkeiten aus solch' unschuldiger Namensveränderung entstehen können, zeigt die erst kürzlich beseitigte Schwierigkeit der Feststellung eines meiner Eigenthumsrechte in Arkansas.

Im ersten Jahre kaufte ich unter anderen Vorräthen auch Waschklammern, welche im Hinterwalde ganz unbekannt waren; da die Wäsche auf eigens dazu angepflanzte Büsche gelegt wird. Ein wissbegieriger Nachbar frug verwundert, was sie bedeuten sollten? Schon die Frage klang mir wie Vorwurf für den Missgriff, ärgerlich über solchen Mangel an Bildung, rieth ich dem Frager an der Klammer zu riechen, und als sie nicht rochen, sollte er kosten, als sie aber auch nicht schmeckten, verrieth ich den Zweck, der das Erstaunen nur noch vermehrte. Daraus entstand in der ganzen Gegend der Scherz, mein Store sei der bestassortirte, man fände da sogar Anker; das schadete jedoch nichts.

Eine ähnliche Ueberraschung wurde einem Anderen bereitet. Wenn selbst in renommirten Hotels der grossen Städte die Zusammenstellung der amerikanischen Küche weder logisch ist, noch wissenschaftliches Raffinement verräth, so ist sie an der Grenze grösstentheils brutal. Ein Wiener soll gesagt haben: „Lieber indianisch hungern, als amerikanisch essen.“ Um dem schweinernen Fundamente einer ländlichen Mahlzeit eine Abwechslung zu verschaffen, brachte ich von meinen Reisen kleine kulinarische Genussmittel nach Hause. Ein zu Tisch geladener Nachbar, dessen Miene unbeweglich wie eine Maske, und dessen Gaumen empfindungslos wie Leder war, frug misstrauisch was die Körner in der Suppe seien. In Betracht des glasig durchsichtigen Ansehens von gekochtem Sago, erwiderte ich „Fischaugen“. Dem Spruch vom Bauern getreu, schob der Gast den Teller zurück, und mein lukullischer Tisch wurde zum Gespräch der Umgegend. Soweit war die Einfachheit verzeihlich, wenn sich aber ein Gast nach dem Essen an den Stuhlrücken lehnte, und auf den Hinterbeinen des Stuhles im Entenschritt vom Tisch zurückwiegte, und gleichzeitig mit geöffnetem Mund die mitverschluckte Luft auspumpte, dann liessen wir den Rülps allein sitzen. Auch in „Boston“ findet man solche, die am Tisch bäuerisch in den faulen Zähnen herumstochern.

Die Mehrzahl der Nachbarn konnte, abgesehen von einigen lobenswerthen Eigenschaften, selbst nachsichtigen gesellschaftlichen Ansprüchen nicht genügen, und wenn ich zuweilen zu Bruder Jean sagte: Das sind ja gar keine Menschen, so erwiderte er gutherzig: „Hast Recht, Brüderchen, aber ich möchte nur wissen, was sie sind.“

Die Trauerkunde von dem Tode meiner unvergesslichen Mutter erreichte uns im Frühjahr 1858. Ich lasse einige Worte ihres letzten Briefes folgen:

Lauda, den 30. November 1857.

Ich habe Euch auf einen Brief warten lassen, seid versichert, liebe Kinder, dass es nicht mit meinem Willen geschah, sondern theils durch körperliche, theils geistige Leiden.

Ihr habt mir wieder das Anerbieten gemacht, zu Euch nach Amerika zu kommen, was ich gewiss herzlich gerne annehmen würde, wenn ich die Kräfte besäße, die Reise auszuführen, aber dafür bin ich zu alt und zu schwach. Ich begnüge mich mit dem bescheidenen Wunsche, dass meine Kinder dort mir recht viel von ihren Familien schreiben; darin liegt meine Freude. Ich befinde mich nun seit dem 29. September hier, da ich diesen Ort am ruhigsten für mich finde. Bei dem Besuch meiner Brüder beredeten sie mich, eine Reise nach Freiburg und zu Eduard nach Kehl zu machen.

Wir trafen ihn und seine liebe Frau recht wohl an, besonders machte mir sein liebes Kind viel Freude. Auf meiner Rückreise fand ich Mathilde und Amalie wohl, und ebenso steht es in der Familie Wilhelmi. Grosses Vergnügen machten mir die angetroffenen Briefe von Euch, da Ihr alle gesund seid, ja es vergeht kein Tag, noch Stunde, ohne an Euch zu denken. Lebt einig als Brüder und mit Euren Frauen.

\* \* \*

Wenn ich die alljährliche Zahl von zehn bis elf der verständigsten Briefe betrachte, so geht daraus hervor, wie un-

ausgesetzt sich die treue Mutter mit ihren Kindern beschäftigte. Die Worte eines ihrer Schreiben: „Ich höre auf zu leben, wenn ich nicht mehr für Euer Wohl sorgen kann,“ wurden zur Wahrheit.

Bald darauf starb in Arkansas die Schwägerin Louise, Frau des Julius, und im Jahre 1861 der von Allen geliebte Vater Wilhelmi, ehe die Leiden des Bürgerkrieges ihn ereilten. Wie in den vorhergegangenen Jahren durchmass ich Anfangs 1860 das Land vom fernen Westen nach Boston bis nach New Orleans und zurück, zum Einkauf meiner Waaren, und während sich ungewöhnlich grosse Vorräthe auf dem Transport befanden, entzündete Eris den Anfangs unscheinbaren Streit zwischen Nord und Süd zur lodernden Flamme der Zwietracht. Nur in unserer grossen Abgeschiedenheit vom politischen Getriebe herrschte noch glimmende Stille, bis auch da der Bau der Vereinigten Staaten zu vergehen drohte.

---



## In Furcht und Noth.

---

Schon vor der Präsidentenwahl 1860 regte die Aufnahme von Kansas in den Staatenbund die politischen Partheien in den südlichen und nördlichen Staaten gewaltig auf. Die Ersteren erstrebten die Ausdehnung der Sklaverei nach jenem Gebiete, die Letzteren wollten Arkansas als Freistaat aufnehmen, und nach dem Amtsantritt des Präsidenten Lincoln lief der Streit in dem Secessionskrieg aus.

Die Mehrzahl der Bürger des Nordwestens von Arkansas schloss sich nur zögernd und gezwungen der extremen Richtung der Bewegung an, noch betrachtete sie eine Trennung von der bisherigen Union als Landesverrath, allein die unskrupulöse Unduldsamkeit der grossen Pflanzler, im übrigen Theil des Staates und im weiteren Süden, liess keine entschlossene Gegnerschaft aufkommen.

Gert Goebel schreibt in seinem: „Länger als ein Menschenleben in Missouri: „Der Ball war im Rollen, und die Sklavenhalter sorgten dafür, dass er im Rollen blieb, bis er in den Abgrund stürzte“.

Dem späteren Verlauf des Bürgerkrieges vorauseilend, führe ich an, dass die südlichen Landesverräther offen die Vorzüge eines Anschlusses an Frankreich predigten, welches zu der Zeit in weit ausschauender Politik festen Fuss in Mexiko gefasst hatte.

Es ist nicht unmöglich, dass nur die endlich geführten Hauptschläge auf dem östlichen Kriegsschauplatz, und der damit erfolgte Zusammenbruch der französisch-mexikanischen Mine, das von den Verschwörern angestrebte fremde Protektorat über die Südstaaten abgewendet haben.



Wer einerseits die tyrannische Wachsamkeit der in Verwöhnung grossgezogenen tonangebenden Bevölkerung, und andererseits die politische Unselbstständigkeit der Massen des damaligen Südens aus eigener Anschauung kannte, wird die Möglichkeit eines solchen Versuches als letztes Mittel nicht bezweifeln.

Im Spätjahr 1860, dem Anfang der Feindseligkeiten, wurden Delegirte zu einer in Little-Rock abzuhaltenden Convention gewählt, welche bestimmen sollte, ob der Staat aus dem Verband der Union scheiden solle oder nicht. Die Wahl in meinem Distrikt fand in dem sieben Meilen entfernten Boonsboro, besser unter dem Namen Cane-Hill bekannten Flecken statt, und unter dem Drucke südlicher Terroristen trugen die Secessionsfreunde den Sieg davon.

Auf dem Rückwege vom Stimmplatz in Gesellschaft mehrerer Nachbarn, frug triumphirend „Malloy“ ein feuriger Rebelle mit näselnder Fistelstimme: „Well Charlie, how do you like the election?“ (Nun Charlie, wie gefällt Euch die Wahl?) und in wohlgemeinter deutscher Offenheit durfte ich damals antworten: „I do not like it at all“ (Sie gefällt mir gar nicht), begeistert hinzufügend: „Never desert the old ship Union!“ (Verlasse nie das alte Schiff Union!) Ein bedenkliches Schweigen folgte dieser Aeusserung, und nachdem ich noch kurz die Schrecken eines Bürgerkrieges erwähnte, schien es mir rathsam die angeregte Frage ebenfalls fallen zu lassen. Wohl mögen die Ueberlebenden jenes Rittes sich mit schmerzlichen Gefühlen meiner Worte erinnert haben. — Dieser kleine Vorfall sei nur als Einleitung der nachbarlichen Gegensätze und wegen des späteren tragischen Endes des Fragers erwähnt.

Nachdem bald darauf die in der Hauptstadt tagende Convention den Austritt dekretirte, zwang die desperat erhitzte Minderheit die feige Mehrheit, persönliche Ansichten zu unterdrücken, was um so leichter war, als Niemand die wahre Bedeutung eines Bruderkrieges ahnte, daher entwickelte er sich ungehindert in allen Südstaaten, mit Aus-

nahme von Missouri, welches sich auf seine starke deutsche Bevölkerung stützen konnte.

Auf den Rath Bruder Jean's, der immer schwarz, wohl aber diesmal richtig sah, fing ich schon zu jener Zeit an meine kleinen Baarschaften zu vergraben. Burke sagt: „Wo das Eigenthum nicht heilig ist, da flüchten Gold und Silber in den Schooss der Erde zurück, woher sie gekommen sind“. Aber in der Voraussetzung, die Niederlagen bald wieder am lichten Tage heben zu können, geschah es in der oberflächlichsten Weise. Später brachten mir die Nachbarn Dannenberg und Legg theils lose, theils in Läppchen gehüllte Münze zur Aufbewahrung, was ich nur mit Widerstreben übernahm, und mir in der Folge viel Unannehmlichkeiten und Schaden verursachte.

Um diese Zeit verschwand Metallgeld ganz aus dem Verkehr; dafür überschwemmten das Land konföderirte Papierscheine in grossen Beträgen, welchen weder Freund noch Feind traute, deren Annahme, jedoch bei Lebensgefahr, bald Niemand zu verweigern wagte, wesshalb ich zum Schein der Loyalität nur das Allernöthigste von meinen Waaren opferte, aber das Beste davon unter meinem Wohnhause und zwischen dessen Wänden verbarg, trotzdem dass unerhört gesteigerte Preise in gangbaren Kaufmitteln willig bezahlt wurden.

An Stelle des fehlenden südlichen Kleinpapiergeldes liessen die Kaufleute an Orten, wo Zeitungspressen waren, zur Einlösung der konföderirten Grossscheine, Privatanweisungen in ganz willkürlicher Massenhaftigkeit drucken, und dieses Zettelgeld ging unter dem Druck der Strömung von Hand zu Hand, wie das papierne Versprechen des Secessionsonkels.

Nachstehende Wiedergaben sind textgetreue Copieen vorhandener Originale<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Inventar No. VIIa.

1) auf weissem Briefpapier:

|                                                                                                                                                  |        |         |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------|---------|
| 25 Cts.                                                                                                                                          | No. 18 | 25 Cts. |
| J. L. Miller                                                                                                                                     |        |         |
| promises to pay 25 cents to bearer on demand in<br>current Bank Notes: These notes are redeemable and<br>when presented<br>in sums of One Dollar |        |         |
| Fort Scott, Kansas Oktober 28 <sup>th</sup> 1862 John L. Miller.                                                                                 |        |         |

2) auf gelbem Copierpapier:

|                                                               |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   |                                                    |
|---------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------|
| Good with<br>Stirmann<br>&<br>Dickson<br>Fayetteville<br>Ark. | <u>25</u><br>100<br>Van Buren Ark. Jan. 25. 1862.<br><br>Due The Bearer.<br><br>Twenty Five Cents in Merchandise<br>or when the: sum of \$ 5.— \$ 10.— \$ 20.—<br>or \$ 50.— is presented at our counter<br>Confederate Notes<br>Will be paid for the same.<br><br>B N: 2292                      White & Hanley. | Good with<br>M. Meyers &<br>Bro Fort<br>Smith Ark. |
|---------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------|

3) auf der Rückseite eines St. Louiser Geschäfts-Circulars,  
welches Sägemühlen Maschinerie anpreisst:

|                                                                                   |             |      |
|-----------------------------------------------------------------------------------|-------------|------|
| 1.00                                                                              | One Dollar  | 1.00 |
| Fort Smith Juli 22 <sup>d</sup> 1862                                              |             |      |
| Due the bearer                                                                    |             |      |
| One Dollar                                                                        |             |      |
| in Confederate Notes,<br>when the sum of Five Dollars and upwards<br>is presented |             |      |
| N. 1584                                                                           | John Gaime. |      |

Seit sich die Deutschen der nördlichen Staaten fast ausnahmslos auf die Seite der Union stellten, misstraute der Süden ihnen, ohne Ausnahme, und das südliche Heer fand auch offenbar bei uns keinen enthusiastischen Anschluss. Der eine Zeit lang noch ununterbrochene Postverkehr diente mir, als Postmeister, wie der Mühlenbetrieb dem Bruder und Schwager, zur Entschuldigung. Später fand ich einen Ausweg darin, dass ich meinen Angestellten, einen feurigen Unions-Zerstörer<sup>1)</sup>, der vor Begierde brannte Yankies umzubringen, aber, zur blutigsten Satyre seiner vaterländischen Geschichte, George Washington hiess, in die Armee ausrüstete und ihm noch halbjährliche Löhnung mitgab.

Nach dem Kriege schrieb er:<sup>2)</sup>

Evansville Ark. Jan. 10<sup>th</sup> 1866.

I am glad to learn, that you were still alive, would like to meet you again at your old place, but am sorry to say, that it does not look like, it did before this cruel war began, I hope you will return and resume business at your old stand.

I had a good time generally in the army; soldiering agreed with me finely I never was sick a day, nor had a furlough during the war. I tried to make a good soldier, and done my duties, but our cause — for which so many lives had been sacrificed, went down, but the principles for which the Thousands of southern Heros fought, are still alive and will live hopelessly on — a Leopard cannot change his spots — nor an Ethiopian his skin — but any Gentleman can keep his obligation.

This country will again be baptized in paternal blood. Oh our Union has been restored, but what a price, ruin to herself and bankruptcy to the people! The abolitionistes have succeeded in emancipating the negro, but like the man with the elephant they don't know what to do with them. I fear that our country, once so prosperous and happy, will never enjoy again blessings, which were so lavishly showered upon her; this is a sad time.

gez. George Washington.

---

<sup>1)</sup> Der Vermehrer meines Slavenkapitels (siehe später).

<sup>2)</sup> Original im Inventar.

Evansville Ark, den 10. Januar 1866.

Es freut mich zu hören, dass Sie noch am Leben sind, und wünsche ich Sie an Ihrem alten Platz zu sehen. Bedauere, sagen zu müssen, dass er jetzt nicht aussieht wie vor diesem grausamen Krieg, doch hoffe ich, Sie kommen zurück und nehmen ihr Geschäft wieder auf.

Im Allgemeinen hatte ich es gut in der Armee; Soldat sein gefiel mir, ich war keinen Tag lang krank, noch hatte ich Urlaub während des Kriegs; ich versuchte ein guter Soldat zu sein und that meine Pflicht, allein die Sache, für welche so viele Leben geopfert wurden ging verloren, aber das Prinzip, wofür die Tausende südlicher Helden fochten, lebt fort, und wird leben, hoffnungslos — der Leopard kann seine Farbe nicht wechseln, noch der Äthiopier seine Haut, doch ein Gentleman kann seine Verpflichtung halten.

Dieses Land wird wieder mit Bruderblut getauft werden. Oh! unsere Union ist wieder hergestellt, aber zu welchem Preise! Ruin und Bankrotte des Volkes! Die Abolitionisten hatten Erfolg in der Befreiung des Negers, doch wie der Mann mit dem Elephanten, wissen sie nicht was damit thun. Ich fürchte unser Land wird nie wieder gedeihlich und glücklich sich der Segnungen erfreuen, welche so verschwenderisch darüber ausgegossen war; dies ist eine schlimme Zeit.

gez. George Washington.

Wären diese Unzufriedenen mit den reichen Segnungen der Union zufrieden gewesen, so konnten sie sie länger geniessen.

Die anfänglichen Ereignisse des Bürgerkrieges, der Fall von Fort Sumpter, dann die spätere regellose Rauferei ungeübter Mannschaften und Anführer bei Bull Run, steigerten den Uebermut der Sieger, es waren Schläge, welche die der Unionstreue Verdächtigen bitter zu fühlen bekamen. Nach dem weiteren Wirrsal von Wilson's Creek im südlichen Missouri mussten wir jede Hoffnung auf Entsatz von dorthier aufgeben. Die Lage an der Grenzstrasse brachte es von da an mit sich, dass wir lange Zeit zwischen zwei Feuern standen, welche unsere Existenz zunehmend gefährdeten. Dennoch brauchten wir von den wenigen fanatischen Nachbarn nichts zu fürchten, erst als fremde Banden diebischen Gesindels auf eigene Faust Krieg führten, dessen einziger Zweck ungefährlicher Raub unter politischer Flagge war, deren Toleranz nur darin bestand, dass sie je nach Umständen hier als Secessionisten, dort als Unionsleute plünderten, lebten wir in stündlicher Gefahr, und die besten Bürger wurden von allen Schrecken eines Bürgerkrieges heimgesucht. Jene militärisch organisirten Räuberbanden waren nach Bedürfniss des Ueberfalles uniformirt, sie geberdeten sich als wahre Teufel, und wenn auch nicht

in der Existenz, so waren sie doch in der Art den schlimmsten Landsknechten des dreissigjährigen Krieges ähnlich, da sie, wo nichts mehr zu stehlen war, den rothen Hahn auf's Dach setzten.

Der Umstand, dass viele missourier Secessionisten von hoher Stellung, unter anderen Gouverneur Jackson von Missouri, auf ihrer Flucht nach Texas bei Bruder Jean oder in meinem Hause übernachteten, gab uns noch ein Ansehen, und wir brachten es mit der Zeit auch fertig unsere wahre Gesinnung zu verbergen, wie andere heuchelnd.

Im Laufe des Sommers verliessen die meisten Sklaven ihre Herren und zogen nach Kansas, anfangs unter nächtlichem Schutz, später offen am Tage, ohne dass Versuche gemacht worden wären sie zu halten oder zurückzuführen. So war auch eines Morgens Melinda mit ihrem Kinde verschwunden, und meine Frau sah sich mit den Kindern ohne Hülfe.

An dieser Stelle mag der Inhalt eines Briefes des Schwagers Franz Wilhelmi, der damals als Hauptmann in Arkansas unter General Curtis stand, an eine Schwester in Deutschland gerichtet, theilweise Wiedergabe finden; er wurde mir 1890 mitgetheilt und führt zu weiterem Verständniss der Zeitverhältnisse.

Benton County Arkansas

Camp Hallek

17<sup>tes</sup> Regiment von Missouri Volontiers

Companie C.

den 25. Februar 1862.

Deinen Brief vom November hat mir meine Frau geschickt, und ich freue mich daraus zu sehen, dass es wenigstens meinen Geschwistern in Deutschland gut geht. Was ist Bruder Wilhelm, Pfarrer oder Professor? Seitdem ich mit meinen hiesigen Lieben ausser Verbindung bin, muss ich, um von Euch zu hören, direkt an Euch schreiben, sonst hielt mich Vater unterrichtet. Denke Dir, ich sitze hier in meinem Zelte, 36 Meilen, eine kleine Tagereise, von Hermannsburg, und kann Dir fast gar nichts von den Unsrigen sagen.



Eine Armee, dreimal so gross wie die Unsrige, steht zwischen uns. Bloss soviel habe ich von ihnen erforscht, dass die beiden Hermanns mit ihren Familien im Dezember wohl waren. Den Vater<sup>1)</sup>, Julius und Eberle kannte der Mann nicht, da sie noch nicht dort waren, als der Mann da wohnte. Es ist derselbe Mann von dem Jean Hermann vor zehn Jahren den Platz kaufte. Ich hoffe bald näheres zu erfahren und werde es Dir mittheilen.

Mein Schwager L. Schmitt ist Feldwebel in meiner Compagnie, und J. Schmitt, der jetzt Verwundete, ist Geschützführer, Oberkanonier, (chief of piece) beim 1. Mo. Artillerie-Regiment. E. Blumer ist Unteroffizier bei mir, ebenso G. Landfried, der Bruder der zu früh verstorbenen Frau unseres Bruders Julius. Von meiner eigenen Familie bin ich seit einigen Wochen ohne Nachricht, weil ich auf dem Marsche war. Ich kann nur in Kürze meine letzten Erlebnisse mittheilen.

Am 11. Juni 1861 trat ich als Hauptmann in den Dienst der Vereinigten Staaten-Reserve auf drei Monate. Nach dieser Zeit, während welcher ich nur Brücken und Eisenbahnen zu beschützen hatte, trat ich wieder als Kapitän in das „Western Turner Rifle Regiment des 17<sup>ten</sup> Missouri Regiments in aktiven Dienst auf 3 Jahre.

Wir marschierten von St. Louis nach Sedalia, von da nach Springfield Mo., wo wir mit 30000 Mann den Feind angreifen wollten. Dieser, obgleich 50000 Mann stark, zog sich zurück. Fremont, unser famoser Obergeneral wurde zurückgerufen, und wir mussten ohne Kampf abziehen und bezogen Winterquartier in Rolla; d. h. wir schlugen unsere Zelte 110 Meilen östlicher auf. An Einquartierung in Häusern ist hier nicht zu denken. Von da brachen wir am 15. Januar nach Lebanon auf und am 8. Februar nach Springfield. Ein

---

<sup>1)</sup> Damals schon über ein Jahr gestorben.

kühnes Häufchen von 10000 Mann mit 48 Kanonen, trafen wir 10 Meilen von Springfield die feindliche Armee von 15000 Mann mit 54 Kanonen; wir jagten sie sechs Tage lang vor uns her, aus dem Staat Missouri bis tief nach Arkansas, hier und da einige tödtend und noch mehr gefangen nehmend, täglich feuerte unsere Advance guard in ihre Rear guard, aber zur ordentlichen Schlacht konnten wir nicht kommen, da der Feind immer floh und sich auf die Arkansasarmee zurückzog. So warten wir jetzt hier auf Verstärkung, und unser Gepäck, welches uns nicht so schnell nachgefahren werden konnte, daher wir theilweise, z. B. ich mit meiner Compagnie seit beinahe 14 Tagen ohne Zelte und Decken, kaum mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen sind. Die Erde unser Bett, der Mantel unsere Decke, lagerten wir um die Feuer des Nachts und brieten an Stöcken unsere Beefsteaks.

Bei Tag marschierten wir bald im Koth bis an die Knöchel, bald über hart gefrorenen Boden, wie es der Wechsel des hiesigen Klimas so viel mit sich bringt, oft 25 bis 30 Meilen, stets zum Angriff gerüstet. Obgleich wir Offiziere fast noch mehr Vorrechte vor den Soldaten haben, als selbst in Deutschland, z. B. bequeme Zelte, Bediente, Pferde u. s. w., so machte ich doch die meisten Strapazen mit, um meinen Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen. Auch liess ich den Burschen nachreiten und marschierte.

Jetzt haben wir wieder Lebensmittel und nicht wie bisher nöthig, alles den Farmern wegzunehmen, was essbar war. Auch haben wir eine Masse Pferde und Wagen erobert, so dass auch wir Infanterie- und Jägeroffiziere fast alle beritten sind, aber doch eigentlich zu Fuss sein sollten.

Wir suchen die Schrecken des Bürgerkrieges so viel als möglich zu vermeiden, trotzdem können wir nicht allen Gräueln vorbeugen. In Bentonville, einem blühenden Städtchen drei Meilen von hier, wurde ein Soldat von unseren Patrouillen aus einem Hause erschossen, ein anderer mit Steinen totgeworfen. Die wüthenden Soldaten zündeten darauf das

Städtchen an, und es brannten ungefähr 20 Häuser nieder. Auch Gift spielt eine Rolle, und ein Rittmeister starb vorgestern daran, doch bin ich weit entfernt, diese Gräuel unseren regelmässigen Feinden der südlichen Armee in die Schuhe zu schieben. Es sind fanatische Marodeurs, die sich solcher Waffen bedienen. General Price mit seiner Bande, gegen die fechten zu müssen, wir uns schämen, ist nun aus Missouri getrieben, und ich hoffe, dass wir es jetzt mit der südlichen Armee zu thun bekommen. Diese steht leider in der Nähe von Hermannsburg, sieben Meilen diesseits, sollten wir übrigens dahin kommen, so werde ich Gelegenheit haben die Unsrigen zu schützen, ich habe bereits mit General Sigel deshalb gesprochen. Doch ich hoffe, dass sich der Feind nach Fort Smith werfen wird, da unsere Verstärkungen in den nächsten Tagen ankommen müssen, und der Feind uns dann im freien Feld keine Schlacht bieten wird.

Aus den Zeitungen wirst Du sehen, dass auch in den anderen Staaten unsere Waffen siegreich sind, und so hoffe ich, wird der Süden bald nachgeben müssen, und ich werde mit Ehren in das bürgerliche Leben zurücktreten können, aus einem Stand, den ich aus Patriotismus gewählt habe, den uns allen aber die Lauheit und Unentschlossenheit unserer Regierung längst verleidet hat.

Hätte man Männer wie Fremont und Sigel an die Spitze gestellt, so hätte sich nicht der Patriotismus in Rheumatismus verwandelt, und der Krieg wäre längst geendet, jetzt aber zu resignieren, würde den Verdacht der Feigheit auf einen werfen, ich werde deshalb den Kampf ausfechten helfen, was ich mit gutem Gewissen hinsichtlich meiner Familie thun kann, denn sollte mir etwas Menschliches passiren, so erhält meine Frau 30 Dollar per Monat Pension für Lebenszeit. Ueberhaupt ist im finanziellen Punkte Onkel Sam sehr anständig und bezahlt mir jetzt für mein gezwungenes Nichtsthun 131  $\frac{1}{2}$  Dollar per Monat.

\*

\*

\*

Das 17. Missouri (Turner) Regiment focht bald darauf bei Pea Ridge (Elkhorn Tavern) und wurde nach einem beschwerlichen Marsch durch das nördliche Arkansas über den Mississippifluss zur Armee des General Grant verlegt, kam somit nicht in unsere Nähe nach Washington County. Das Regiment war in einer Anzahl der bekanntesten Gefechte activ. Unter anderen Bekannten der stark decimirten Kompagnie fielen vor Vicksburg, Georg Landfried aus Heidelberg, mein Reisegefährte von 1853, ferner der Badener Emil Blumer bei Chattanooga, Tennessee, und Joseph Schmitt, ein früherer Angestellter in meinem Geschäft, wurde als todt aufgefunden. Im Juli 1864 zum Major avanciert, wurde Franz im September ausgemustert und kam in seine Heimath zurück, wo er 1883 in Folge einer epidemisch aufgetretenen Lungenkrankheit acht Tage vor seiner Frau und vier Tage nach seinem Bruder Julius, dessen im Nachstehenden oft erwähnt ist, 56 Jahre alt, starb.

\* \* \*

Es war an einem Novembertag, als ein unerwartetes Ereigniss unsere alltägliche Sorgen umgestaltete.

Der Südstaaten General Marmaduke kam des Abends mit mehreren Officieren und einer Bedeckung im Platze an, nahm bei Bruder Jean Nachtquartier und zog am folgenden Morgen in nordöstlicher Richtung weiter. Ohne anderen Zweck als Neugierde zu befriedigen, sattelte ich das einzig noch übrig gebliebene Pferd, eine Prachtstute, die ich in jüngster Zeit unter besonderem Verschluss bewahrte und ritt mit dem Trupp bis über Cane-Hill hinaus; erst als die Südlichen drei Meilen jenseits des Ortes in einen westlich führenden schmalen Weg ablenkten, dachte ich an Rückkehr.

Zuvor waren wir einer starken Truppenabtheilung von Texaskavallerie begegnet, der Kommandeur Mc. Culloch und General Marmaduke ritten in einer flüsternden Unterredung zur Seite, worauf beide Parteien die entgegengesetzte Richtung wieder aufnahmen.

Etwa um zehn Uhr vormittags zog ich mich an jenem

mir unbekannten Waldweg zurück und kam gegen ein Uhr wieder in Hermannsburg an. Lina erwartete mich zum Mittagessen, dessen Einfachheit mir noch erinnerlich ist, und da die Kinder bei Bruder Jean waren, ging ich bald nach Tisch ebenfalls hinüber.

Gerade als ich von den Begebenheiten des Vormittags erzählte, hörten wir plötzlich von Süden her Gewehrfeuer und Wagengerassel. Ohne zu wissen, was der Lärm bedeute, war er uns doch zu ungewohnt und verdächtig, um ihn unbeachtet zu lassen. Ich lief mit Louis, meinem Jüngsten, auf dem Arm, Eduard an der Hand führend und Heinrich hinten darein schreiend, rasch den Hügel hinab, überblickte beim Ueberschreiten die noch unbelebte Landstrasse, während herannahender Tumult deutlich vernehmbar war. Ich beschleunigte meine Schritte über das Thal, kreuzte den Bach auf dem zur Brücke dienenden Baumstamm, alle Buben<sup>1)</sup> zusammenfassend, und eilte den breiten Weg zum Hause hinan, indem ich zugleich über das Thal schaute. Jetzt waren auf der Landstrasse mehrere von Reitern begleitete Militärwagen sichtbar, welche im Galopp heransprengten. Die Fuhrleute hieben verzweifelt auf ihre Pferde ein, gefolgt von nachjagenden Indianern, welche jenen eigenthümlichen Doppelschrei ausstießen, der am nächsten an ein heiseres Hundengebell erinnert.

Zum Glück ist es nur den wenigsten beschieden, vor plötzlich hereinbrechendem Sturme augenblicklichen Schutz für seine Lieben suchen zu müssen.

Noch in völliger Ungewissheit, ob ein bei den herrschenden Zuständen wohl denkbarer Ueberfall unseres Fleckens bevorstand, oder nur ein vorübergehender Durchzug von Gesindel dahin brauste, fand ich es für alle Fälle rathsam, die Familie in den Keller unter der Küche zu flüchten und der Mutter zu empfehlen, die dort nicht lange vorher empfangene

---

<sup>1)</sup> Photographien von 1860 im Inventar.



erste Rheinweinsendung durch Abschlagen der Flaschenhalse schnellstens zu vernichten, damit sich die Stürmer nicht daran berauschen könnten.

Solchen Entschluss kann nur die höchste Noth eingeben; indessen übertäubte der Knall rasch aufeinander folgenden Gewehrfeuers das betrübende Leid, den Vaterländischen, der uns für so Vieles entschädigen und laben sollte, in Strömen dahinfließen zu lassen. Geängstigt kauerten die Kinder unter der Treppe, als ich hinaufstieg, um die Landstrasse zu re-kognosciren.

Sorgenvoll streifte mein Blick über das Thal in der Richtung des Alarms und erfüllt von den Gedanken der von dort drohenden Gefahr, übersah ich momentan eine gerade vor mir auftauchende Erscheinung. Doch plötzlich hatte ich die seltsame Empfindung, beobachtet zu sein, und jetzt vorwärtsschauend sah ich unmittelbar vor mir einen Indianer, der mit Blitzesschnelle auf mich anlegte. Die Mündung seiner Büchse drohte mir horizontal in's Auge, eine Wendung zur Flucht, jede Bewegung, wäre mein sicherer Tod gewesen. Die urplötzliche Ueberraschung machte das Blut in meinen Adern gefrieren. Lautlos und erstarrt erholte ich mich allmählig vom ersten Schreck. Nun fing ich an, in meinem Gegenüber einen zur nördlichen Truppe gehörigen Pin Indianer zu vermuthen, dessen Stellung, zur Sache der Union sympathisch, mit der meinigen übereinstimmen durfte, und wenn auch seine Partheinahme nur „opus operandum“ war, so zügelte doch die scheinbare Fassung, welche von meinem Antlitz spiegelte, seine Mordlust.

Noch durchrasten unendliche Besorgnisse mein Gehirn. Einige schreckliche Augenblicke vergingen unter gegenseitiger scharfer Beobachtung, die folgeschwere Entschlüsse reifen mussten. Da ermuthigte mich die Zögerung des Gegners, beide Hände zum Zeichen der Uebergabe zu erheben, worauf der Indianer mit einer Kopfbewegung, ohne seine drohende Haltung aufzugeben, mir verständlich machte heranzutreten, und meine unbefangene Annäherung schien ihn vollends zu entwaffnen.



Während ich die Hände hoch hielt, nahm er den Revolver, meinen beständigen Begleiter jener Zeit, aus dem Gürtel, wies mit der Rechten die Richtung des Marsches an und geleitete mich zum Kommandanten Oberst Philips, der wohl vermuthet haben mag, in mir als Deutschen keinen Feind vor sich zu haben.

Schon nach kurzer Begrüssung erzählte ich von meinem Ritte nach Cane Hill am Morgen, erwähnte der Begegnung und Unterhaltung des General Marmaduke mit dem Texaner und ihrer Abschwenkung von der Landstrasse jenseits Cane Hill, doch hatte ich noch keine Ahnung von der Wichtigkeit meiner Mittheilung. Auf dem Kriegspfade ist die republikanische Zwanglosigkeit ein Fehler, ohne sie würde mir keine Gelegenheit zur Beobachtung und Mittheilung geworden sein.

Ich erfuhr nun, dass die Wagen, welche soeben von einem starken nördlichen Rekognoscirungs-Kommando eingeholt wurden, zu einer Abtheilung Konföderirter gehörten, und dass die Rebellen, welche während der Verfolgung durch unser Oertchen nicht eiligst auf losgeschnittenen Wagenpferden entkommen waren, in die Hände der Unionisten fielen.

Während der letzten Zeit waren mehrere unserer Nachbarn in der Nacht aus den Häusern geschleppt und unter scheusslichen Gräuethaten aufgeknüpft oder erschossen worden; um solchem Schicksal zu entgehen, fanden sich die Deutschen Abends an verabredeten Stellen im Walde zusammen und schliefen in eine Decke gehüllt am Boden, während zwei Mann abwechselnd Wache standen, erst mit Tagesanbruch wagten sie nach dem Heim zu schleichen; was unterdessen ihre alleinstehenden Frauen litten, vermögen keine Worte zu beschreiben.

Damals gab ich Lina eine Zeichnung, worauf die Verstecke meiner Schätze punktirt waren und dreihundert Dollar in Gold, die sie in ihre Kleider einnähte, um ihr damit die Mittel zur Flucht nach Missouri zu sichern, falls ich nicht mehr zurückkehren würde.

Es ist nicht zu verwundern, wenn wir die langersehnten, zum ersten Mal so weit vorgedrungenen Unionstruppen als eine erlösende Erscheinung unter innigster Gemüthsbewegung begrüßten. Wären sie nicht Indianer gewesen, wir würden ihnen um den Hals gefallen sein.

Oberst Philips gab mir die Waffe zurück, indem er weiter eilte, und da bisher Frauen und Kinder noch nicht ernstlich bedroht wurden, sprach ich den Wunsch aus, mitzuziehen, um mich unter den Schutz seiner Waffen zu stellen. Unbehindert ging ich zu meinem Wohnplatz zurück, mich bereit zu machen und kam gerade in den Stall, als zwei Indianer sich mit meinem Pferd beschäftigten, allein der Name des Obersten genügte, um sie von Weiterem abstehen zu machen. Im Hause schnell mit dem nöthigsten ausgerüstet, schied ich von Weib und Kind mit der Hoffnung baldiger Rückkehr in Begleitung nördlicher Truppen, welche das Land für immer besetzen sollten. Es galt einen raschen Entschluss, der keine Ueberlegung zuliess, doch die Erwartung, dass die Drangsale nur noch von kurzer Dauer wären, erleichterten den ungestümen Aufbruch unter Zurücklassung meiner Lieben und alles dessen, was ich besass.

Als ich zur Schmiede zurückkam, hatte sie Oberst Philips schon verlassen; die hier noch Rastenden schienen nicht Verfolgte, sondern Verfolger zu sein, und nun kamen auch einige der deutschen Bewohner des Fleckens aus ihren Verstecken hervor, worunter Schwager Julius, der sich kurz entschloss, dem Zug zu folgen.

\*

\*

\*

Julius<sup>1)</sup> war von breitschultriger fast untersetzter Statur und damals 40 Jahre alt; schon zeigte sein krauses, dunkelbraunes Haar einen grauen Schimmer. Sein funkelndes dunkles Auge, gründliche Kenntnisse, und gute Erziehung gaben seinem

---

<sup>1)</sup> Photographie im Inventar.

Gesichtsausdruck etwas Ueberlegenes. Er war muthig und erwägend und wusste sich in alle Verhältnisse des Lebens zu schicken. Sein ehrenhafter Charakter, und seine Bescheidenheit erwarben ihm unvergänglich ergebene Freunde. Bruder Jean blieb unsichtbar.

Die letzten Nachzügler, welchen wir uns anschliessen mussten, näherten sich jetzt dem Platze, vielleicht waren es die Helden eines entsetzlichen Actes des grausamen Bruderkrieges, der sich kurz zuvor ereignet hatte. Zugleich mit jenem Nachtrupp brachten zwei Knaben die Nachricht, dass die beiden Brüder Fischer, welche nur eine kurze Strecke von uns an einem Seitenweg wohnten, von Indianern ermordet worden seien. Auch sie hatten den heranbrausenden Lärm und das Schiessen gehört und in Ungewissheit über die Ursache flohen die Familien auf eine bewaldete Anhöhe, dort wurden sie von den Unions-Indianern erspäht und eingeholt. Argwöhnisch durch den Fluchtversuch, befahl man ihnen, die kleinsten Kinder, welche in ihren Armen lagen, den Müttern zu übergeben, führte sie wenige Schritte abseits und erschoss beide Freunde der Union vor den Augen der Frauen.

Der Durst nach Blut war befriedigt, und so vertrauten wir uns denn diesen Begleitern an, wie dem vor tödtlichem Hagel Fliehenden selbst der zweifelhafte Schutz unter blitzbedrohter Eiche willkommen ist. Wir folgten dem bereits vorgegangenen Zug und reihten uns so bald als möglich den mitgeführten Bürgern und gefangenen Konföderirten an, wovon offenbar nur Wenige strenger Ueberwachung bedurften.

Die nördliche Macht bestand aus ungefähr 1000 Pin-Cherokees, die unter dem Kommando weisser Officiere standen.<sup>1)</sup> Nur die Bemannung einer kleinen Batterie leichter Gebirgsgeschütze waren Weisse, alle Uebrigen dagegen Indianer, die

---

<sup>1)</sup> Pin-Indianer. Der Name stammt von einer früheren politischen Parthei, deren Mitglieder als Erkennungszeichen eine Stecknadel trugen. Diese vormaligen Pin-Indianer standen jetzt auf Seite der Union, waren aber nicht von anderen zu unterscheiden.

sammt ihren Squaws und den kleinsten Pupus in Kriegsfarbe bemalt erschienen, und einen übermässigen Tross hochbe- packter Ponies mitführten. Obwohl diese „Krieger“ nicht im Massenkampf verwendbar waren, thaten sie doch werthvolle Dienste bei Streifparthien und als Kundschafter, hauptsächlich aber sollten sie unter der Kontrolle der Union gehalten werden, koste es, was es wolle.

Gleich an der Wegscheide über der nahen Barrenfork nahm der Zug die nördliche Richtung des zehn Meilen entfernten, dicht an der Grenze gelegenen Sylvia, während Marmaduke am Morgen an der gleichen Stelle nordöstlich abzweigte und erst bei Cane Hill gegen jenen Ort einbog. Bald kamen wir zur Farm des vom Ritte zum Stimmplatz bekannten Secessionisten. Die mir voraus Reitenden schauten zur Linken über den Zaun nach dem Hause hin, unwillkürlich folgte mein Blick und ich gewahrte Malloy in Todesagonie vor der Thüre in seinem Blute liegen. Eine der Spuren, welche diese Verbündeten überall zurückliessen, und die kaum genug Beachtung fand, um eine Unterhaltung der Vorübergehenden zu unterbrechen, mir aber klang im Ohr eine dünne Stimme, „Well, Charlie, how do you like the election“. Zwei Meilen davon führte die steinige Strasse den bewaldeten Sugar Hill hinan; schon senkte sich die Dämmerung auf den östlichen Abhang des Berges; hundert Schritte an beiden Seiten des Zuges ritt im Dickicht eine Kette Indianer zur Deckung gegen allenfallsigen Hinterhalt des Feindes. Auf der Höhe angekommen, machte ich die unangenehme Entdeckung von dem Verluste meiner Sattelunterlage, die beim Auftritt hervorschlüpfte, dagegen überraschte mich mein Bruder, welcher dem Zuge gefolgt war, allein die Freude wurde durch seine Mittheilung von einem umlaufenden Gerücht verkümmert, ich sei verwundet, und dass er gekommen sei, um nachzuforschen.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Aus einem Tagebuch der Schwägerin Nani geht hervor, dass das Gerücht mein Haus nicht erreichte.

Nun war aber für den Bruder die Rückkehr gefährlicher als das Nachfolgen, und seines Lebens sicherer in unserer Mitte, blieb er, um das unbekannte Schicksal zu theilen. Es war völlig Nacht geworden, als wir an einer mir von früher erinnerlichen ebenen Stelle anlangten, die zur Beschleunigung des Marsches wie geschaffen war. Hier lenkte die Kolonne im Trab in einen mit Gras bewachsenen Seitenweg, der zur Grenze des Cherokeesen-Landes führte und sich in einer baumlosen Hochfläche zu verlieren schien, wobei tiefes Dunkel dem Reitenden den schmalen Pfad verhüllte.

Die auf flüchtigen Ponies wie Männer reitenden, mit Pupus beladenen Squaws, deren ungeflochtenes Haar in straffen Strähnen herabhing, erinnerten an den Besenritt der Hexen des wilden Heeres, und der Anblick hätte einem Maler zum Vorbild dienen können. Dieser Theil des Zuges war gegen Mitternacht abgefallen.

Stunden verstrichen, bis sich der Trupp wieder in mässigem Schritt bewegte, und die Vermuthung ging dann von Mund zu Mund, der Flecken Sylvia müsste längst westlich umgangen worden sein, womit ein ununterbrochener Ritt für die ganze Nacht in Aussicht stand, und das Ziel nur um so ungewisser wurde. Schleppend trugen die müden Thiere die schlaftrunkenen Reiter. Noch kreiste Venus unter dem Horizont, wieder verging eine Stunde, und endlich röthete ein zarter Schein den östlichen Saum der Prairie. Herrlich stieg der feurige Sonnenball vor dem geblendeten Auge empor, und im friedlichen Morgenschimmer entrollte sich ein kriegesisches Bild, es war „Camp Babcock“, das Lager des Brigade-Generals Blunt.

Von Westen kommend hatten wir die Grenze wieder überschritten und auf grossen Umwegen Benton County erreicht. Unabsehbar bedeckten Zelte und Wagen die dortigen Round Prairies und Farmen. Das Gefühl der Sicherheit war mein erster Eindruck, der erste Gedanke galt den zurückgebliebenen Lieben.

Das Kamp war bereits belebt, viele Mannschaften standen



vor ihren Zelten, sich den ungewöhnlich frühen Aufzug anzusehen, dessen Ende noch in weiter Ferne war. Vor einem grossen Zelte standen Offiziere, worunter Oberst Philips den ich seit gestern nicht gesehen hatte. Als die Gruppe der Bürger herankam, rief mich eine Ordonanz zum Zelte; der neben mir reitende Schwager Julius folgte meiner Aufforderung und zur Verwunderung unserer Begleiter verliessen wir die Glieder, während der Zug weiterging. Wir stiegen ab und wurden dem General vorgestellt, der uns zum Frühstück einlud. Wir wussten uns die Ehre nicht zu erklären, konnten aber aus der Aufforderung, meine Begegnung mit Marmaduke zu wiederholen, vermuthen, dass Oberst Philips von uns gesprochen hatte. Wir gaben unseren politischen Gefühlen ohne Rückhalt Ausdruck. Als ich nach Wochen erfuhr, dass der Oberst mit seinem Kommando durch die Umgehung von Sylvia einem feindlichen Hinterhalt entging, gedachte ich Othellos Worten: „I've done the state some service,“ (Ich habe dem Staate einen Dienst erwiesen).

Unterdessen zwang sich mir der Gedanke recht peinlich auf, was wohl jene Bürger von unserer Auszeichnung denken möchten, und ob dieser Umstand nach ihrer Entlassung und Rückkehr in die Gegend unserer Heimath nicht verhängnissvoll für unsere Familie werden könnte. Ich bat daher den General, uns zu den übrigen Bürgern zu schicken und uns wie sie als Gefangene zu behandeln. Der General Blunt billigte meine Gründe und sandte uns unter Bewachung nach der für gefangene Civilisten in einem Felde hergerichteten hohen Umzäunung aus Fenzriegeln, die jedoch nicht den geringsten Schutz gegen Regen oder Nachtkälte bot, dagegen mit einem Cordon von Schildwachen umstellt war.

Das Lagergeräth genügte kaum zur menschlichen Existenz, es bestand einzig aus Wasserbehältern, Blechbecher und Kaffeekanne, und unglücklicherweise verlor ich am ersten Tage mein Taschenmesser, wo ich es in meinem Leben nie nothwendiger gebrauchte. Zur Nahrung erhielten wir Zwieback und gemahlenen mokka à la guerre, ohne Milch und Zucker,



die Zutheilung des Fleisches geschah in der unappetitlichsten Weise, indem ein halbes Schwein oder Schaf auf den Zaun geworfen wurde, damit sich Jedermann nach Belieben bediene, und da weder Topf noch Pfanne zur Verfügung stand, musste es nach der Manier vorgeschichtlicher Troglodyten, an einem gegabelten Zweig über Feuer gebraten werden. Um jedoch das Maass der Leiden und Entbehrungen voll zu machen, bliess Aeolus aus vollen Backen. Nach einigen Tagen fiel anhaltender, bis in's Mark dringender Regen, nun wurde eine Doppelkette von Schildwachen zur nächsten Farmumzäunung aufgestellt, von wo die Bürger hintereinander im Gänsemarsch das Material für Schutzdächer herbeischleppten, welche an der Vorderseite gerade hoch genug waren, um auf allen Vieren unter zu kriechen, und ich kann mir seit jenen Tagen einen lebhaften Begriff von den vielbeschriebenen russischen Exilirten-Transporten machen.

Die Wachen liessen des Tages manche Nachsicht walten, wenn aber während der Nacht einer der Eingepferchten in der Dunkelheit über den Zaun zu entkommen versuchte, bezahlte der Verwegene seinen Fluchtversuch mit zerschossenen Gliedern oder gar mit dem Leben.

Bei den täglich neuen Zuzügen blieb, trotz der Pardonirungen nach vorgeschriebener Eidesleistung, die Zahl der Bürger auf derselben Höhe, und eine Woche, die sich zur Ewigkeit hinzog, verging, ehe eines Morgens für Bruder Jean, Juliusen und mich die Erlösung kam, allein wir trauten uns nicht heimzukehren.

Im Lager herumirrend, hörten wir von einer Brigade unter General S. . . . , welche fast ausschliesslich aus Deutschen bestand. Wir freuten uns nun, Landsleute, oder gar Bekannte zu treffen, und vielleicht Gelegenheit zur Verbesserung unserer Lage zu finden, ohne Jemanden lästig zu fallen oder Opfer zu verlangen. Der Befehlshaber galt für einen grossen General, uns gegenüber war er ein grosser Grobian, denn wir sollten unangenehm enttäuscht werden. Hochfahrend, brüsk in Sprache und Benehmen, war er ganz

anders, als wir unter den Umständen erwarten durften. Auch die militärischen Dilettanten vom Stabe waren, in überhobener Selbstgefälligkeit, von ihrer ungewohnten Würde so geblendet, dass sie keinen Blick unter unsere Soldatenmäntel übrig hatten. Wohl unterschied sich unser Aeusseres nicht von dem des geringsten Flüchtigen, aber die Landsleute wussten, dass wir Opfer unserer Hingebung an die Union waren, und sie mussten, wenn nicht protziger Uebermuth ihr besseres Menschenthum erstickt hätte, in doppelter Beziehung unsere natürlichen Beschützer sein.

Unser Besuch währte daher nicht lange, die ganze Brigade war uns verleidet, solcher Schroffheit ungewohnt, kamen wir nie wieder, aber zum ersten Male wurden wir uns ganz des Ernstes unserer Lage bewusst; nimmer werde ich das damalige Gefühl der Heimathlosigkeit vergessen, und wenn es nicht zur Vervollständigung meiner Aufzeichnungen gehörte, hätte ich diese Erfahrung gern verschwiegen.

Hier offenbarte sich die Ueberlegenheit des Amerikaners in seiner Bewahrung der äusseren Ruhe und der Bürgerlichkeit. Mit der einzigen Ausnahme eines rohen Generals Weir, behandelten uns alle Amerikaner, ohne dass sie ein gemeinschaftliches Geburtsband an uns knüpfte, mit freundlicher Rücksicht und Menschlichkeit, wir waren daher, trotz der Unart jener Leute, nicht verlassen. General Blunt, in dessen Hauptquartier wir uns hierauf meldeten, stellte uns ein kleines Zelt und Platz zur Verfügung, und als er hörte, dass Wilhelmi Ingenieur von Fach war und jeden Winkel unserer Gegend kannte, liess er sich von ihm in seinem Quartier, so gut es aus dem Gedächtniss möglich war, eine Skizze der Hauptzüge des Landes anfertigen, während er mich zum Kundschafter sondirte, worauf ich jedoch, wegen der damit verbundenen Gefahr, nicht einging, dagegen konnte ich ihm aus dem Gefangenennpferche passende Leute zuführen. So bot sich mir bald Gelegenheit zu einem flüchtigen Besuch der Meinigen mit einer Streifparthie, die einen neuen Lagerplatz auskundschaften sollte. Schweren Herzens suchte ich nach einem

einstündigen Aufenthalt in der Heimath, meine Gefährten wieder auf und kam nach Kamp Babcock zurück.<sup>1)</sup>

Im Glauben gefahrlos nach der Heimath gehen zu dürfen, eilte unterdessen unser Nachbar Dannenberg seinem Verderben entgegen, während wir von ängstlicher Sorge um die schutzlose Familie erfüllt, in Erwartung einer Wandlung der Dinge im Lager fortlebten. Bruder Jean, Julius und ich bewohnten das kleine Zelt, welches mit der Pferche verglichen ein gutes Unterkommen bot. Wir schliefen in eine Decke gehüllt, auf Gottes Erdboden, angekleidet mit dem Mantel bedeckt; das Getriebe des Lagers wurde zur Gewohnheit, doch immer wiederholten die schmetternden Trompetenstöße der „Reveille“ ein trübes Erwachen; und die gedehnten Töne der „Retraite“ senkten auf die vielgestaltige Noth des Kriegslebens ein tröstliches Vergessen.

Als der Proviant des Landes requirirt war, wurde aufgebrochen, und nach zwei tüchtigen Tagesmärschen ein neues Lager auf der Anhöhe von Cane Hill bezogen. Hier, nur acht Meilen von meinem Wohnort entfernt, verschaffte ich mir vom Oberkommandirenden Blunt die Erlaubniss zum Verkauf von passenden Waaren. Mit einigen Fouragirwagen in die Nähe von Hermannsburg gelangt, suchte ich von meinem übrig gebliebenen Vorrath eine kleine Auswahl zusammen, die ich auf einen bisher stückweise im Wald versteckt gewesen Wagen lud und damit zurückfuhr.

Kaum frug ich bei der Entdeckung grosser Lücken in den Waarenfächern und der herrschenden Verwirrung im Storegebäude nach dem Verbleib mancher Sachen. Vieles hatte E. verkauft und den Erlös zu seinem Nutzen verwendet, da sich doch, wie er sagte, Jedermann Alles aneigne, was ihm gefiele.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Nanis Tagebuch.

<sup>2)</sup> Eberle's Briefe.

Nach Dunkelwerden in's Lager zurückgekehrt, ging ich an die Aufrichtung meines Zeltcs auf der gerade ausserhalb der Linie mir angewiesenen Stelle. Es war ein schwüler Abend, ich streifte den Rock ab und war eben im Begriff bei mattem Schimmer einer Talglichtlaterne meine Waaren zu ordnen, als ich neben mir am Boden ein raschelndes Geräusch vernahm. Ahnungslos schaute ich nach der Seite hin und bemerkte unter dem Zeltrande die mich anstierenden Augen eines teuflisch, tückischen Gesichtes! Schon in der nächsten Sekunde hatte der Räuber mit den Schultern die Seilpflocken aus dem Boden gehoben, und ehe ich mich versehen konnte, schnell wie vom Blitze getroffen, fiel mir das Zelt über dem Kopfe zusammen.

Während gewaltiger Anstrengung, mich frei zu machen, sah ich, wie mehrere Kerle eilig hin- und herstoben, zusammenrafften, was sie erhaschen konnten und beladen davonsprangen. Endlich aus der Verwirrung des Zelttuches und der Stützen hervorgewunden, lief ich dem nächsten der Diebe in der Dunkelheit nach, trat in der Verfolgung auf ein aufgerolltes am Boden nachgeschleiftcs Stück Baumwollzeug, wodurch ich zu Fall kam; nun dachte ich an meine zurückgelassenen Habseligkeiten, liess die Spitzbuben laufen, hob einige zerstreute Sachen von der Erde auf und ging, um eine bittere Erfahrung reicher, zum umgestürzten Zelte zurück, wo ich als Ergebniss dieser Nebenscene meine eben mitgebrachte Handtasche mit frischer Wäsche, meine Decken, meinen Rock, Mantel und einen ziemlichen Theil meiner Waaren vermisste.

Der Gedanke in Mitten meiner geträumten Beschützer gleichfalls beraubt zu werden, wie der Verzicht auf das bisher für meine nördlichen Freunde gehegte Vertrauen, schmerzte mich mehr als der Verlust der Sachen. Nachdenklich begann ich den Wiederaufbau des Zeltcs, doch kaum damit fertig, setzte ein starker Regen ein, jeder Zoll des Bodens im Zelte wurde überschwemmt, ich versuchte während einer scheinbaren Unterbrechung des Gewitters eine Wasserrinne längst der oberen Aussenseite in den etwas schräg abfallenden Grund

zu graben, hatte aber dazu nichts passendes zur Hand und daher keinen Erfolg. Endlich reihte ich einige mässig grosse Kisten, welche den Dieben zu schwer waren, aneinander, legte mich darauf und wachte der nächsten Ueberraschung entgegen.

Ich bedaure, mich des Namens der Officiere (Amerikaner von Arkansas), welche in einem der nächsten Zelte lagen, nicht entsinnen zu können, da sie mir werthvolle Hülfe leisteten, mich unter anderen mit einer wollenen Decke und einer Soldaten-Blouse versahen. Das zweite Kansas Kavallerie Regiment muss wohl in schlechtem Ruf gestanden haben, indem der Verdacht des Ueberfalls auf seine Leute fiel. Durch Vermittlung meiner Freunde im nahen Zelte, liess am nächsten Tag der Kommandant jenes Regiments eine Kompanie, wahrscheinlich die Schlimmsten der Schlimmen antreten, um mir Gelegenheit zu geben, den Thäter oder den Kerl, der seine abscheuliche Fratze am Boden des Zeltes zeigte, heraus zu finden, allein ich konnte den Hallunken nicht bezeichnen, und so verlief die Sache im Sande. Es war nicht viel übrig geblieben, ich hatte bald ausverkauft und benutzte wieder eine Fouragier-Expedition, um eine kleine Fuhre Kochgeschirr, Blechsachen und Leder zu holen, die ich nach vorheriger Rücksprache des Quartiermeisters für das Departement liefern sollte, und wofür mir auch bei meiner Rückkehr im Lager ein Platz im offenen Felde nahe der Zelte für Armee-Vorräthe, zum Abladen bezeichnet wurde. Morgen sollten die Sachen in Empfang genommen und mir Bescheinigung zugestellt werden, doch auch der diesmalige Versuch, etwas von meinen Gütern zu retten, war vergebens.

Unverhofft, noch ehe der Tag graute, wurde zum Aufbruch geblasen, man flüsterte unheimliche Gerüchte von der Nähe des Feindes, bald wurde in ziemlicher Hast abgezogen, meine Sachen blieben liegen und unter den Umständen war keines Bleibens für mich.

Der Abzug erfolgte in südlicher Richtung. Major Jewett wurde in meiner Nähe gegen Mittag aus feindlichem Hinterhalt erschossen. Erst am Abend leitete eine Wendung nach



Westen die Umkehr ein und am nächsten Tag wurde das gleiche Lager bei Cane Hill wieder bezogen. Ich ging sogleich an den Platz, wo meine Lieferung geblieben war, fand aber natürlich nichts mehr vor. Alles war von unbekannter Hand fortgeschleppt, doch hierauf vorbereitet, nahm ich die neue Einbusse mit Stumpfheit hin.

Schon nach wenigen Tagen brach die Armee wieder auf, marschirte nordwestlich und gelangte nach Prairie Grove, wo sich am folgenden Morgen ein Reihe heftiger Gefechte entwickelten, die zwei Tage währten und mit dem Rückzug des Feindes unter General Hindemann endeten.

Dennoch schwand meine Hoffnung auf beständige Besitzergreifung des Nordwestens von Arkansas durch Unions-truppen immer mehr; dabei liessen Gerüchte fürchten, dass das Leben und Eigenthum der Familie in zunehmend grössere Gefahr gerieth. Des Herumziehens müde, sandten Bruder und Schwager durch die Feldpost eine Mittheilung unserer Lage an Freunde in Washington, Missouri, welche im Gefolge hatte, dass General Blunt vom damaligen Department des Missouri in St. Louis auf uns bezügliche Weisungen erhielt.<sup>1)</sup>

Auch ohne solche wäre uns des Generals Hülfe zur Beförderung nach Rolla und Zutheilung einer hinreichend starken Eskorte, um die Unsrigen aus feindlicher Linie zu holen, nicht versagt worden, doch immerhin hatte die Verwendung unserer Freunde ihren Einfluss, beides wurde sogleich angeordnet. Wir sollten mit einem demnächst nach Norden abgehenden Zug von Armeewagen befördert werden, allein als es damit Ernst werden sollte, zögerte ich im Entschluss, bis die Unmöglichkeit des weiteren Ausharrens nicht übersehen werden konnte, und ich schloss mich nun endgültig dem Vorhaben an.

Zwei Tage später, am 18. December, zogen wir bei heiterem Wetter mit vier sechsspännigen Armeewagen und

---

<sup>1)</sup> „Goebel“, Seite 145.



hundert Mann Bedeckung unter Leutenant Haas von Kansas, ab, und kamen, als schon die Sonne niederstand, ohne Hinderniss, zur Ueberraschung der Familien in Hermannsburg an. Sogleich und bis in die späte Nacht wurde das nöthigste Bettzeug, einiges Kochgeschirr, und der Rest des Mundvorathes aufgeladen, jedoch von Möbeln sollte nur das Klavier mitgenommen werden, wurde aber mit allen übrigen Hausgeräthen zurückgelassen, da sich ergab, dass die Flachseite der Pianokiste zu breit für den Wagen war und wenn auf die Kante gestellt, der Inhalt doch nur in Trümmern das Ziel erreicht haben würde. Ebenso wenig konnte das dem Boden Anvertraute jetzt gehoben werden. Unterdessen erfuhr ich auch Näheres über die kürzlichen Erlebnisse meiner Familie; von den unaufhörlichen Ueberfällen der Räuberbanden, welche den Armeen folgten, wie Krähen dem Pflüger, und wie die vorhandenen Nahrungsmittel immer wieder getheilt werden mussten, wie alles Brauchbare eingesackt wurde, sowohl die Schuhe der Kinder, wie die mir so theuren stets aufgesparten deutschen Leinen-Hemden, zu welchen die sorgliche Mutter in der Zeit des traulichen Spinnrades die Fäden spann, sammt meinen Kleidern, worunter der blaue Frack mit blanken Knöpfen, und der schwarze Ballanzug aus besseren Tagen. Ein Kerl hatte unter drohender Geberde Geld von Lina verlangt, da man solches in meinem Hause vermuthete.

Dannenberg, der nach seiner Heimkehr aus dem Lager von Babcock gelegentliche Verkäufe aus meinen Waarenresten besorgte, wurde eines Tages von einer Räuberbande unter die gegenüber stehende grosse Eiche geschleppt und in scheusslicher Weise ermordet. Seine Wittwe, welche von unserer Zurückkunft und beabsichtigten Flucht gehört hatte, sandte ihre Tochter, um die bei mir hinterlegten Geldpäckchen zu verlangen, allein da so viele Leute um den Weg waren, suchte ich sie auf meine baldige Wiederkehr zu vertrösten, doch vielleicht bedurfte sie das Wenige oder hegte Befürchtungen. Kein Mensch traute dem andern mehr, und um jeder Missdeutung zu begegnen, willigte ich

ein das obenauf liegende Päckchen aus dem zur Zeit genau bekannten Versteck zu holen, womit sie sich zufrieden gab, dagegen liess ich in der Eile das früher deponirte Bündelchen sammt dem Meinigen an der Stelle, da ich zurückzukommen hoffte. Was Küche und Keller noch boten, wurde unserer meistens aus Deutschen bestehenden Eskorte vorgesetzt, besonders willkommen schien das Sauerkraut und das Blut des heimatlichen Bodens, wovon noch ein kleiner Rest sorgfältig verborgen war.

Alle Vorbereitungen zum Abzug in der frühesten Morgenstunde waren getroffen. Meine Familie war im eigenen Wagen, der an einer Armeefuhre hinten befestigt wurde, und die Stute, früher zu Allem gebraucht, sollte zur Abwechslung unter dem Damensattel geritten werden.

Unter den Besorgnissen der Gegenwart nur auf körperliche Sicherheit bedacht, liessen wir die gewöhnliche Rücksicht für äussere Lebensbedingungen mit einer an Abgestumpftheit grenzenden Gleichgültigkeit unbeachtet, und unter einem Gemisch von Gefühlen, welche etwa denjenigen beherrschen, der mit seinem Besten im Arm einem brennenden Hause entrinnt, schieden wir ohne Schmerz von unserer Colonie, jenem Schauplatze verlorener Thätigkeit, welchen wir vielleicht nicht mehr sehen sollten. Wir hatten in unserer Arbeit Ersatz für manche Mängel des Grenzortes gefunden, und es wäre daher nicht richtig, wenn ich sagen würde, dass wir mit kalter Gleichgültigkeit wegzogen. Trauer und Freude hielten sich die Waage, kein Mensch kann in die ungewisse Ferne schauend, ohne Empfindung mit den Seinen von einer Heimath scheiden, wenn sie ihm auch nicht lieb geworden.

Wir zählten zusammen neunzehn Personen: Bruder Jean und Frau mit seinen fünf Kindern, Elise, Wilhelm, Mina, Julchen und Oskar, Schwager Julius mit zwei Kindern, Otto und Emilie, ich mit meiner Frau und den Kindern Heinrich, Eduard und Louis, Dietrich, ein Nachbar mit Frau und einem Kind und die ledige Elise Fischer, Schwester der ermordeten beiden Brüder. Das älteste Kind zählte neun Jahre,

das jüngste ein Jahr. Die übrigen dort lebenden Einwohner konnten sich nicht entschliessen, so plötzlich ihr Eigenthum zu verlassen, doch hatten es alle zu bereuen, da sie später unter unsäglichen Gefahren zu Fuss in Fort Gibson im Grenz-Territorium Schutz suchen mussten.

Aus den Tagen jener Bedrängnisse stammen zwei für die Geschwister in Deutschland bestimmte Briefe, welche Tagesnotizen Linas und der verstorbenen Nani enthalten.

Sie sind unter dem Eindruck des frisch Erlebten wohl in einiger Erregung niedergeschrieben, doch um so ergänzender, und das in beiden Aufzeichnungen Wiederholte auslassend, gebe ich Nachfolgendes wieder.

Den 12. November 1862.

Wie ich mich doch sehne, einmal wieder von Euch Lieben zu hören. Die letzten zwei Jahre waren schrecklich für uns, es kam immer schlimmer, Jeans und meine trüben Befürchtungen gingen leider mehr in Erfüllung als der Anderen frohe Hoffnungen. Wir lebten in beständiger Angst, die Männer mussten zur südlichen Armee, ach es war nahe daran. Julius machte sich bereit, denn Einer sollte gehen, nun versteckten sie aber ihre Waffen und wurden nicht angenommen. Vor drei Monaten wurde meine Schwarze von einem Neger entführt, der von seinem Herrn Pferde, Sättel und Decken gestohlen. Nun habe ich alles selbst zu thun, Julius zog deshalb zu Nani, welche noch Hilfe hat. Er war gerade ein Jahr mit seinen zwei Kindern bei uns. Die Pin-Indianer sollen nahe sein, sie sind für den Norden. Auch die Nördlichen sollen näher sein, so hoffe ich zu Gott, diese Leidenszeit möchte wohl bald vorübergehen. Wir galten bisher für gut Südliche, wenn wir auch verdächtig sind; wenn die Nördlichen kommen, so müssen wir offen heraus und werden nicht bleiben können. Es sind heute wieder ausgehungerte Secessionisten in der Mühle und thun, als ob die Mühle ihnen gehöre.

Am 13. November.

Heute war ich bei Nani, Fritz (Karl) und Dannenberg waren auch da. Letzter erzählte, wie die Indianer rauben. Julius und Jean, alle schienen besorgt.

Am 14. November.

Endlich, endlich die lang ersehnten Nördlichen, um ein Uhr hörten wir schiessen, es kam immer näher, dann sahen wir zweihundert Konföderirte vorbeigaloppiren. Einer jagte an unsern Stall, wollte unser gutes Pferd für sein schlechtes nehmen. Ich sah unsere Kinder, die bei Jean's waren, herumspringen, sie mussten über die Strasse. Fritz war bei ihnen, ich sprang ihnen entgegen, unter dem Schiessen kamen wir zum Haus. Meine Kniee brachen fast, und ich musste Heinrich springen lassen, Fritz trug alle in den Keller. Ich werde im Leben nicht vergessen, wie die armen Jungen zusammengeduckt da-sassen. Fritz ging hinauf, da ein Indianer unser Pferd haben wollte, Fritz kam zurück und sagte mir, alle Männer müssten fort; nur bis morgen meinte er, aber ich zwang ihn doch, warme Kleider mitzunehmen, es möchte ja länger dauern. Ich kann seine Hoffnung nicht theilen. Meine Schwester Eberle, welche hinter dem Vorhange am Fenster ihres Hauses stand, als die Indianer heransprengten, war in Gefahr, da ein Indianer auf sie zielte, sie trat aber rasch zurück.

Am 15. November.

Als ich heute früh um 4 Uhr erwachte, glaubte ich, es brenne, alles war schrecklich hell, ich lief an's Fenster und sah viele Wachtfeuer, Soldaten und Pferde, wusste aber nicht, ob es Südliche oder Nördliche seien. Es waren Südliche unter General Hindeman. Die Kinder jubelten wegen der Feuer, mir wollte das Herz brechen, denn wo wird Fritz und die Unseren sein? Die Soldaten sagen, die Nördlichen hätten sich wieder weit zurückgezogen, und sie nehmen unsere Männer vielleicht mit. Ich sollte für viele kochen. Ein junger Mensch bat um Brod, da es aber noch im Ofen war,

bat er, ich möchte ihm doch etwas aufheben, er wolle in einer halben Stunde wiederum fragen. Ob ich ihn auch wieder erkenne, ich solle das Brod ja keinen Anderen geben, er dauert mich. Ich habe mir ein Auge zugebunden, gebe mich für unwohl aus und koche nur für Kranke, habe es satt, für Secessionisten zu arbeiten. Nani kocht und thut viel für sie, zum Dank haben sie vier Kerle bestohlen.

Am 16. November.

Nun sind alle nördlich abgezogen, wir ängstigen uns wegen unserer Männer. Es ist so still, gar keine Neuigkeiten Abends. Es heisst, Jean wäre verwundet, ich glaube es nicht, er hat ein böses Auge, das wird er zugebunden haben. Nachts zieht sich Niemand mehr aus, auch die Kinder schlafen angezogen.

Am 17. November.

Diese Ungewissheit ist schauderhaft. Die Frauen sind wie verzweifelt.

Am 18. November.

Mehrere Kerle erbrachen heute die Nebenthüre des Stores, sie raubten vieles. Ich lief im Regen zu Schmitt, der das Haus zunagelte.

Am 20. November.

Ich stand am Fenster, sah plötzlich zwei Reiter, ich dachte es seien wieder Räuber, aber welche Freude. Es war Fritz, als er mich und die Kinder sah, weinten er und ich in der Freude. Du hättest sehen sollen, wie schnell alle Frauen kamen, und wie beruhigt sie wieder nach Hause gingen. Um Mitternacht kam Julius und sagte, sie müssten gleich wieder fort. Fritz wollte uns nicht allein zurücklassen, ich bat ihn mit Thränen zu gehen, dann ging er, weil ich es durchaus haben wollte, als ich ihn zum Stall begleitete, wollte er wieder bleiben, doch ich gab es nicht zu, da sein Leben in Gefahr war.

Am 23. November.

Gestern Abend ging ich mit den Kindern zu Nani, heute Nacht ist sie bei mir. Am Abend kamen nördliche Soldaten, und Gott sei gelobt, die Unsrigen kamen wieder glücklich im nördlichen Lager an. Nani vertraute ihnen einen Brief an, kaum waren sie fort, hiess es, dass sie verkleidete Südliche waren. Wir gingen zum Nachbarn, und da hiess es, es seien doch Nördliche gewesen. Kaum drei Stunden später kam General Marmaduke mit mehreren tausend Mann. Ich liess diese Rebellen in meine beinahe leere Mehlkiste sehen und sagte ihnen, ich hätte die ganze Woche hindurch hergegeben, diesen Rest müsste ich für meine Kinder behalten. Von dem versteckten Mehl sahen sie nichts, dagegen nahmen sie einige Schweine und Hühner, Abends nahm ich meinen treuen Nero in's Zimmer.

Am 25. November.

Ich hörte, bei Mina seien Südliche, und ging zu ihr. Das Haus war voll und jeder wollte etwas anderes, sie hatten schon alle Schweine, Heu und beinahe alles Korn genommen. Marmaduke versprach alles zu bezahlen, aber sein Sekretär vergütete nur zehn Dollar in Secessionisten-Geld, und das ist wenig. Es ist nun allgemein bekannt, dass die Unseren im nördlichen Lager sind, und wir dürfen uns darauf vorbereiten, geplündert zu werden. Abends. Es waren Räuber da, die mir alles Brod und Fleisch und Aepfel nahmen, Mina und ich machten aus, noch vierzehn Tage auszuhalten und dann mit den letzten Lebensmitteln zu flüchten. Nani ist dagegen, da es zu kalt sei, unser Eigenthum verlieren wir doch und ich fürchte immer, Fritz kommt zurück, und noch ein grösseres Unglück.

Am 8. Dezember.

Mein Mann ist da mit 28 Nördlichen, Maria hilft mir kochen, Fritz packte viel Waaren, um sie im nördlichen Lager zu verkaufen, abends gingen alle wieder fort. Man redet Fritz zu, in die nördliche Armee zu treten, aber er versprach mir, noch zu warten.



Am 9. Dezember.

Nani ist bei mir. Man hört schon den ganzen Tag Kanonen, wer wird siegen? Die Südlichen sollen 40 000 Mann, die Nördlichen 17 000 Mann haben. Dieses fortwährende Bum, ach, wenn die Anderen siegen sollten, ginge es uns auch schlecht.

Am 14. Dezember.

Es heisst die Südlichen hätten gewonnen, ich glaube es nicht. In der Nacht vom 11. kamen drei nördlich gekleidete Soldaten und verlangten, ich solle rasch öffnen, ich that meinen Hund bei Seite und machte die Thüre auf, da sie doch hereinbrechen konnten, nun verlangten sie Geld, durchsuchten und raubten vieles, ich bot ihnen gutes südliches Geld an, das wollten sie aber nicht, als mich einer mit der Flinte bedrohte, dankte ich Gott, dass Fritz nicht zu Hause war. Die Kerle nahmen Kaffee, Mehl, Waaren, Kleider, Hemden, Taschentücher, schönes Kleiderzeug, das mir Fritz mitbrachte. Sie nahmen sich zwei Stunden Zeit und zogen endlich ab.

Am 15. Dezember.

Alle Tage kommen Rebellen, bald zu mir, bald zu Nani, ich habe seit drei Tagen Brod gebacken, und immer wird es mir weggenommen. Die Kinder weinen, unsere Noth ist gross.

Am 18. Dezember.

Fritz ist mit einer Eskorte von hundert Mann da, wir gehen morgen, war sein erstes Wort. Eberle's wollen warten bis Frühjahr, sie können von dem, was wir an Waaren zurücklassen, leben. Vielleicht erhalten sie ihre Farm. Wie leicht und gerne gehe ich von hier fort, nur der Abschied von Mina thut mir weh, und dass ich mein schönes Klavier zurücklassen muss, auf dem mein Heinrich so nett spielte.

Lina.

Hermannsburg, den 14. November 1862.

Jetzt hoffe ich zu Gott, dass wir im Verlauf des nächsten Jahres wieder von Euch hören, denn endlich sahen wir die so lang ersehnten Nördlichen. Noch gestern wurde in unserer Mühle für die ausgehungerten Südlichen gemahlen. Gegen Mittag hörten wir schiessen. Wir fürchteten, dass es zu einem Kampf an unserem Platz kommen könnte, die Südlichen flohen, die Nördlichen sind Pin-Indianer. Viele Indianerinnen, auch Kinder folgen dem Zug, der einige Stunden lang andauerte. Bei Eberle's und Anderen wurden Pferde mitgenommen. Julius ritt nach und brachte die Pferde wieder. Mina wurde beinahe erschossen, da sich drei Südliche in ihrem Hause zu verstecken suchten. Die südlichen Indianerweiber gehen zu nördlich Gesinnten in ganzen Heerden und plündern, und so umgekehrt. Wann werden unsere Männer wiederkommen?

Am 15. November.

Heute früh um 5 Uhr wurde an meine Thüre geklopft. Man verlangte den Schlüssel zur Mühle, es seien 5000 Südliche da, es war nicht viel zu nehmen, sie bezahlten aber. Die Soldaten machten Feuer mit den Fenzriegeln, so weit wir sehen konnten, war illuminirt. Unsere Schweine, Enten, Hühner wurden erschossen. Für 18 Officiere hatte ich zu kochen. Kaum war die Armee fort, so kamen vier freche Gesellen nach meinem Sattel fragend; sie durchsuchten nun das ganze Haus vom Speicher bis zum Keller und das Rauchhaus und nahmen alles, was ihnen gefiel, unter anderen einen Teppich, Bettzeug, Julius's Schlafrock, der zu Kleidern für Emmichen bestimmt war, da man keine Zeuge bekommen kann. Die Röcke und Hosen der Männer verachteten sie auch nicht. Die armen Kinder kauerten ängstlich an mir, Eliese zitterte am meisten. Eliese mein Dienstmädchen, wollte ihnen die Sachen wieder wegnehmen, da es aber nichts half, so weinte sie. Julius hatte in seinem Hause alle Haushaltungssachen in einem Zimmer eingeschlossen, dort brachen sie

zuerst ein und nahmen vieles. Den Hausleuten Dietrichs drohten sie mit dem Tode.

Am 16. November.

Ich hörte, dass Jean zufällig mit einem Gewehr am Kopf gestossen wurde; soll aber nicht gefährlich sein, wie wird es ihm und uns noch gehen. Heute sah man keinen einzigen Mann auf der Strasse. Niemand wagt sich zu zeigen, am Abend ritten fünf Mann und fuhren drei Wagen schnell vorüber. Rhain's und Dietrich's boten sich an, mir zu helfen, wir versteckten Fleisch, Schmalz, Zucker, Salz und Schnitze, so gut wir konnten, wenn uns die Räuber unsere Vorräthe nehmen, die sie neulich sahen, so können wir verhungern. Meine sieben Kinder, Julius mit Otto und Emmichen sind zu uns gezogen, liegen angezogen im Bett, nur ohne Schuhe.

Am 22. November.

Vorgestern kamen unverhofft unsere Männer heim. Heute Nacht gehe ich zu Lina mit meinen Sieben, es ist mir zu unheimlich allein. Noch wissen wir nicht, wo jetzt die Männer sind.

Am 23. November, Sonntag.

Lina war über Nacht bei mir mit ihren Buben. Wir hörten gestern Abend Pferdegetrappel und lauschten ängstlich, ob Südliche oder Nördliche. Ein Mann kam herauf in nördlicher Uniform und sagte er sei General R., er sei mit 600 Mann Unionleuten hier, wir könnten ruhig sein, er stelle eine Wache zum Haus. Wir kochten für 13 Mann, sie bezahlten in gutem Gelde, wir hatten genug Beweise, dass sie Nördliche waren und sprachen uns frei aus. Nachdem sie fort waren, kamen Südliche, nun mussten sie essen und rasten, und konnten oder wollten die anderen nicht einholen.

Am 24. November.

Gott lob! nun sind sie fort, nachdem sie gestohlen, wo sie konnten; sie kennen wohl unsere Farbe. In der Mühle sieht es aus, als seien Schweine darin gewesen, der General liess aber die Thüre machen, die sie eingeschlagen hatten.

Am 26. November.

Heute ist es wieder lebhaft mit den Südlichen.

Am 28. November.

Ich zerschneide wollene Teppiche und mache den Sieben Kleider, verwandte dazu auch ein Stück Fussteppich und Ueberzüge für Betten; denn Zeuge sind nicht zu bekommen.

Am 30. November.

Freischlags, die 25 Meilen nördlich von uns wohnen, hörten von meiner Lage, und luden mich ein, mit den Kindern zu ihnen zu kommen. — Ich harre aus, so lange ich zu leben habe. — Lina übernachtete bei mir, kaum war sie zu Hause, als andere Räuber ihren Laden erbrachen und in der Eile so viel fortschleppten, als sie konnten, das Schloss der Thüre nahmen sie mit, wir fanden es wenigstens nirgends; vor der Thüre des Stores lagen viele Kleinigkeiten. Gestern kam Fritz ganz heimlich an, wir erwarten stündlich die Uebrigen.

Am 2. December.

Vorgestern kamen unsere Männer noch an, sie gingen mit einem Wagen und Lebensmitteln und Zelt in's Lager, hier sind sie nicht früher sicher. Jean's Auge ist besser, er hatte grosse Schmerzen, so lange es entzündet war und konnte sich nicht pflegen, musste oft in nasskalten Nächten in einem Teppich gehüllt unter einem Baume schlafen, mich wundert's, dass das Auge besser werden konnte. Ein Nachbar, Amerikaner und südlich gesinnt, aber sonst guter Mann, war unter den Gefangenen im Lager, er hatte heftiges Fieber und liess Jean rufen. Er schlang seinen Arm um ihn und klagte bitterlich, dass morgen alle Gefangenen sterben müssten. Williams sprach im Fieberwahn und lag zur Zeit auf feuchtem Stroh unter freiem Himmel.

Am 6. December.

Vorgestern wurde von Fritzens Waaren geholt.

Am 8. December.

Fritz kam mit einem Pass für sich und Jean nach Hause, sie gingen noch spät abends in's Lager. Gott sei gedankt. Wir wollen nach Kansas gehen und von dort nach St. Louis, mich schaudert vor dem Gedanken, mit den vielen Kindern zu dieser Jahreszeit durch jene Gegend in kalten Nächten im Freien zu kampiren. Als wir uns zum Mittagstisch setzten, kamen fünf freche Halbindianer und setzten sich keck an unsere Plätze und verzehrten unter rohem Lachen unser Mahl, ihre Gewehre behielten sie bei sich. Die Kinder fürchteten sich, und mir lachte das Herz auch nicht. Anfänglich sprachen sie indianisch und lachten abschaulich. Sie frugen in englisch nach den deutschen Männern, aber ich that, als verstehe ich nicht, antwortete einer in nachgeahmter Weiberstimme „ich weiss nicht“. Nach der Mahlzeit verlangten sie Aepfel, und ich gab sie ihnen, und war froh, als sie gingen. — Lina war soeben da, todtenbleich, sie hörte diese Kerle sagen, unsere Männer wären umgekommen; ich glaube, sie wollten uns nur ängstigen.

Am 12. December.

So können wir es nicht lange aushalten. Letzte Nacht kamen Räuber zu Lina, diesen Schreck! Sie gaben sich für Unionsleute aus, waren auch so gekleidet, sie frugen artig um Nachtessen, Lina gab es ihnen, da sie sich freute, es seien Nördliche, sie thaten, als glaubten sie Lina südlich gesinnt, diese holte ihren Schein von General Blunt, nun schalten sie dennoch Lina eine verdammte Sesesch und begehrtten Geld, wollten aber Gold und Silber und suchten im ganzen Haus. Einer setzte sich ihr gegenüber mit gespannter Flinte, während die Anderen alle Fächer durchsuchten. Am 13. kamen dieselben Kerle mit etwa 30 Mann bei Tag wieder, gingen truppweise in Lina's Haus und bestahlen sie, zu mir kamen Einige davon wegen Essen. Gegen Dämmerung kamen fünf Kerle und frugen nach Whisky, sie wollten nicht glauben, dass ich keinen habe, und durchsuchten Haus und

Keller, sie fanden unser Sackzeug, nahmen sieben Stück davon mit und die Uebrigen fünf Stück versteckte ich. Richtig kamen die Fünfe wieder, um das Zeug zu holen, ich sagte, es sei mir alles gestohlen worden bis auf ein Stück, und das liessen sie mich behalten.

Dann nahmen sie die alte Flinte von Julius und den Vorrath von Zwieback und neun Maulesel. Eine lange Pfeife meines Vaters riss ich Einem aus der Hand. Lina war eben bei mir. Ob kalt oder warm, ob Vermögen zurückgelassen oder nicht, alles eins, fort müssen wir.

Die Nördlichen sollen nicht verloren haben. Die Südlichen sind durchgegangen nach Van Buren, zum Glück kamen sie nicht bei uns vorüber, wenn es so ist, müssen wir noch heute von unsern Männern hören.

Am 14. December.

Gestern Abend kam ein Nachbar aus dem Lager, alle Nachbarinnen eilten zusammen, da gab es Freudenthränen da alle unsere Männer noch lebend und gesund waren. Vorhin gingen 500 Pin-Indianer unter weissen Officieren vorüber. Die Kinder jubeln, die Mädchen spielen sogar Klavier.

Am 17. December.

Gestern Nacht wurde wieder bei einem Nachbar gestohlen, die Hunde bellten zwischen 12 und 1 Uhr, es war mir unheimlich.

Am 19. December.

An Fritzens Wagen ist die Deichsel gebrochen, ich benutze diese Gelegenheit zum schreiben. Wir sitzen in unserem Familienwagen, haben alles im Stich gelassen, doch wir haben unsere Männer behalten. Es thut mir nur leid um Schwester Mina.

Am 20. December.

Gestern kamen wir spät in's Lager der Nördlichen. Der General hat erfahren, dass wir so vieles zurückliessen, und hat Jean Wagen und Bedeckung angeboten, um noch zu



holen, was wir konnten, allein wir hörten, die Südlichen seien wieder im Anzug.

Fritzens guter Hund ist verschwunden. Hier sind alle Häuser und Fenzen verwüstet, heute früh zogen wir in eine Ruine mit noch gutem Kamine. Die Kinder fürchteten, das wäre unsere neue Heimath.

Herr Freischlag kam hier vorüber, ich rief ihn, er war erstaunt, uns hier zu sehen, und ich bat ihn, unser Klavier in sein Haus zu holen, da er abgelegen wohnt.

Nany.

Bruder Jean fügt hinzu:

Washington Mo., den 30. April 1863.

Hier endet das Tagebuch meiner lieben Nany, auf ihren Wunsch hin muss ich den Schluss hinzufügen.

Am 30. April morgens  $1\frac{1}{2}$  9 Uhr verschied meine arme Frau nach sechstägiger Krankheit. Sie rief mich an ihr Bett und sagte: Jean, sage mir das Ende — ich kann die Worte zum Schluss nicht finden — hole meine Schreiberei her, schreibe du das Ende hin.

\*

\*

\*

Die Gesetzlosigkeit begünstigte das schlechteste Gesindel von nah und fern, daher verliessen mit Ausnahme des örtlichen gleichen Gelichters, auch alle Amerikaner beider Partheien Haus und Hof, um das nackte Leben zu retten, so dass Ende des Jahres 1863 das Land thatsächlich entvölkert war.

Vor Sonnenuntergang des 19. Dezember 1862 kamen wir in dem Lager von Prairie Grove an, es war kein Umzug wie im Frieden, sondern ein jeder Beschreibung spottender ununterbrochener Eilmarsch durch Feindesland. Obwohl die Entfernung nur sechszehn Meilen betrug, genügte sie den Frauen und Kindern zur völligen Erschöpfung.

Unter der Masse von Zelten, Wagen, Pferden und Menschen vermisste ich bald unseren treuen Nero, den einzigen Beschützer der Familie in den letzten Monaten, und er blieb verschwunden. Die Armeewagen hatten uns an das

nördliche Ende der Prairie zu den Ruinen der Gebäude einer Farm gebracht, wo wir die erste Nacht in und unter unseren zwei eigenen Wagen kampirten, und am nächsten Morgen nahmen wir Besitz vom fast zerstörten Loghaus,<sup>1)</sup> dessen halbes Dach und Kamin noch in leidlichem Zustand waren. Die verwüsteten Felder des geflüchteten Eigenthümers spiegelten uns ein trauriges Bild der baldigen Trümmer unserer eigenen Heimath vor. Alles war der Zerstörung preisgegeben. Die niedergerissenen Umzäunungen und rauchenden Aschenhaufen der einst fruchtbergenden Scheune liessen die frühere Wohlhabenheit des Farmers erkennen. Seine Heerden waren bis auf das letzte Huhn gestohlen, seine Wohnung vernichtet, die Flüchtigen jetzt unsere ziellosen Schicksalsgefährten.

Die geknickten Baumgipfel, und die herabhängenden Aeste am nahen Waldsäume zeugten von der Verheerung der Kanonenkugeln, welche Bruder Jean, mein Schwager, und ich am Tage des Streites, ungewiss, ob aus Freundes oder Feindes Geschoss, in unheimlicher Nähe schwirren hörten, und aus deren Bereich wir wie ein gehetztes Wild zu entkommen suchten.

Wie kümmerlich muss unsere Lage gewesen sein, um in der jetzigen Umgebung den Glauben an Sicherheit, dem wir uns hingaben, aufkommen zu lassen. In solcher Voraussetzung band ich mein Pferd, welches in den letzten Wochen stets so viel Bewunderung unter den Officieren des Lagers gefunden hatte, wenige Schritte vom Hause an einen Baum, allein zur Vorsicht trat ich dennoch in der kommenden Nacht mehrmals an die mit einem Tuch verhängte Thüröffnung, um nach dem Pferde auszuschauen. So viel überraschender war die Entdeckung am hellen Morgen, als ich an derselben Stelle mit meinem Seil einen kleinen mageren Indianerponi angebunden fand, meine Mähre war fort, und da ich hiermit

---

<sup>1)</sup> Von Baumstämmen gezimmert.

die beabsichtigte Erholung meiner vielgeprüften Lina auf der bevorstehenden weiten Reise zerstört sah, empfand ich diesen Verlust härter als alle Uebrigen. Ernstlich hatte ich nur die in kurzer Entfernung kampfirenden Indianer im Verdacht des Diebstahls, aber zugleich nicht ganz von der Schuldlosigkeit der übrigen Nachbarschaft überzeugt, durchzog ich auf dem abgetriebenen Pony unter unsäglichen Qualen der Seele und des Körpers das Lager nach allen Richtungen, jedoch erfolglos. Trotz alledem erwies sich meine Vermuthung als begründet, da Nachbarn später die Stute im Besitz eines Indianers oft in Fort Gibson gesehen haben.

Ich liess den Pony laufen, kaufte zur Bespannung meines Wagens vom Quartiermeister zwei ausrangirte Maulthiere, welche an Schulter und Rücken wund waren, sammt einem schadhafteu Geschirr zu fünfundzwanzig Dollars, und da sich eben ein herrenloses Maulthier bei der Ruine herumtrieb, fing ich es, Zeit und Umständen gemäss, ein, in der Hoffnung, damit meinen beiden Krüppeln abwechselnd Ruhe geben zu können.

Brigade-General Herron gab mir folgendes Schreiben.<sup>1)</sup>

Headquarters 2 and 3d Divisions  
Army of the Frontier  
Camp Prairie Grove Dec. 21<sup>th</sup> 1862.

Captain

Permit me to introduce my friend Mr. Hermann and his family. — They are „true blue“ and have suffered much on that account. I send them to Springfield by one of the Commissary trains, give them an order to have one of Peeks' trains carry their goods through to Rolla. You will find Mr. Hermann and his friends the right kind of folks.

Capt B C Carr.  
A. Q. M.

Yours  
F. J. Herron  
Brig. Genl.

---

<sup>1)</sup> Original in Inventar III C.

Hauptquartier 2. und 3. Division.

Armee der Grenze.

Camp Prairie Grove, den 21. Dec. 1882.

Kapitän:

Erlauben Sie mir hiermit meinen Freund Herrn Hermann und seine Familie einzuführen, sie sind durchaus loyal und haben in Folge dessen viel gelitten. Ich sende sie nach Springfield mit einem der Vorrathszüge, geben Sie Befehl, dass einer von Peeks Zügen ihre Sachen nach Rolla befördert. Sie werden in Hermann und seinen Freunden vertrauenswürdige Leute finden.

F. J. Herron

Brig. Genl.

### Auf der Rückseite:

Trains for Rolla will transport families and baggage as requested within

B. O. Carr

Chief Q. M.

Züge nach Rolla werden die hierin genannte Familie und deren Gepäck, wie verlangt, befördern.

B. O. Carr

Chef Q. M.

Endlich waren alle Zurichtungen für den Zug, dem sich noch viele Flüchtige anschlossen, gemacht, und er zog unter starker militärischer Bedeckung auf der Strasse gegen Missouri aus, doch nur zu bald fand ich, dass mein gekaperter Esel weder ziehen noch hinten an den Wagen gebunden folgen wollte, das störrige Thier stemmte sich mit allen Vieren. Weder Güte noch Härte half, und da auf mein Zurückbleiben keine Rücksicht genommen wurde, so liess ich die Kriegsbeute zurück.

Die Wagen erreichten am selben Tag Fayetteville, wo wir über Weihnachten am nördlichen Ende des Städtchens nahe einer Quelle unter freiem Himmel kampirten. Das Christkindchen hatte seine Zauberkraft verloren, heute herrschte Beelzebub! Bei stiller Betrachtung des leuchtenden Sternenfirnments dachten wir an den Glanz des Lichterbaumes, der wie ferne Erinnerung über uns zu spiegeln schien.

Hier ereilte Bruder Jean das Unglück, von einem plötzlichen Rückenschmerz (Hexenschuss) befallen zu werden, als er eben einen Teller vom Boden aufhob, und nun lag er bis an's Ende der Reise hülflos im Wagen. Im Uebrigen war

es in Betracht der Jahreszeit und der Anzahl von Personen, wovon die Hälfte Kinder im zartesten Alter waren, zu verwundern, dass Gross und Klein die Unbilden des Wetters und die Entbehrungen an Nahrung und Bekleidung während der Fahrt gut überstanden, doch blieben die Folgen nicht immer aus.

Endlich ging der Zug weiter, Soldaten und flüchtige Bürger verproviantirten sich unterwegs in gleicher Weise im Wald und auf der Flur mit Freundes oder Feindes Gut. Zeigte sich nahe oder fern eine Herde Schafe oder sonstiges essbares Gethier, so wurde es in wenigen Minuten auf dem Fleck erlegt, kein Stück entkam, es verschwand wie die zur Mühle gehörigen schönen Heerden.

Am Sylvester Adend 1862 erreichten wir Springfield in Missouri und kampirten auf der Nordseite in einer Niederung unter Hunderten von Armeewagen der dortigen Hauptstationen für Feldvorräthe, und alle Anzeichen liessen auf längeren Aufenthalt schliessen.

Mit schwerem Herzen schauten wir zurück in das endende Jahr und mit Zagen blickten wir in das dämmernde neue.

Ungefähr am fünften Januar 1863 machte die Nachricht, dass der Feind gegen unsere Stellung marschire, der Rast ein jähes Ende, und die Wagen brachen in Eile gegen Rolla auf. Alles, was für die flüchtigen Unionsleute geschehen konnte, war, dass man sie sich selbst überliess. Wer nicht mitkam, blieb zurück. Das dichte Gedränge auf der von tiefen Furchen zerschnittenen Strasse war so gross, dass die Wagen nur mit grosser Schwierigkeit vorwärts kamen. Links und rechts lagen oder blieben verendende Pferde oder Maulthiere liegen. Mir bangte vor meinem elenden Gespann. Am ersten Tage machte nach anhaltendem Vorwärtsstreben erst die einbrechende Nacht dem Gedränge ein Ende. Ein kleiner Vorrath half uns über das allernächste Bedürfniss zur Existenz, allein bald waren wir, da alle Lebensmittel des Landes aufgezehrt waren, auf die äusserst beschränkten Militär-Rationen von Zwieback und schwarzem Kaffee angewiesen.

Je mehr man sich dem Ziele näherte, desto dringender wurde die Frage, wohin wir eigentlich gehen wollten, worüber wir bis zur Stunde unter mancherlei Aufregungen nicht schlüssig geworden waren. Jetzt sollte die Entscheidung fallen. Im Wagen kauend erwogen wir unseren nächsten Verbleib, und da in Washington (Missouri) Verwandte wohnten, entschlossen wir uns, mit den Anderen vorerst dahin zu gehen, dort aber nicht zu bleiben, da sich für mich nur in einer grösseren Stadt Aussichten boten, in nicht zu ferner Zeit wieder auf die Beine zu kommen, falls der Krieg andauere und unsere Rückkehr nach Arkansas verhindere. Ich war auf baldigen Verdienst angewiesen, da wir nur die nöthigsten Kleider und Betten, aber keinerlei Hauseinrichtung besaßen, sondern nur jenen eingenähten Nothpfennig und den im Lager eingenommenen kleinen Betrag von ungefähr zweihundert Dollar, womit wir unser Leben fristen mussten.

Als wir Rolla erreichten, enthielten die Zeitungen Berichte von stattgehabten Gefechten in der Gegend von Springfield und einer zeitweiligen gänzlichen Entblössung des Postens, somit war die Eile des Aufbruchs von dort wohl begründet, und wir entgingen noch grösserer Verwirrung, vielleicht Gefahren. Von Rolla aus gingen die Familien unter Bruder Jean's Begleitung mit der Eisenbahn nach Washington; Julius, Dietrich und ich folgten mit den Wagen auf der Landstrasse und trafen Mitte Januar 1863 bei den Unsrigen ein.

Zum Schluss dieses Abschnittes lasse ich das in Gert Goebel's „Länger als ein Menschenleben in Missouri“ auf Seite 12, 14, 152 über die deutsche Ansiedelung in Arkansas Gesagte, hier folgen.

Im Jahre 1853 wanderte eine kleine Gesellschaft Deutscher, lauter tüchtige und intelligente Leute, von Missouri nach dem nordwestlichen Arkansas, dicht an der Grenze des Indianer-Territoriums, dort kauften sie sich an, und nannten ihre kleine Ansiedelung „Hermannsburg“. Eine gesellschaftliche Organisation bestand nicht unter ihnen. Jeder war selbstständig und unabhängig von dem Anderen, jedoch waren die Meisten einer Familie angehörig. Sie betrieben ausser Feldbau, eine Mühle und eine Wollkratzmaschine, ein Store und mehrere Hand-



werke waren vertreten. Mit ihren Nachbarn, den Amerikanern sowohl als auch den zum Theil civilisirten Indianern lebten sie im besten Einvernehmen, und sie genossen als friedliche und rechtschaffene Leute die allgemeine Achtung.

Sie waren auf dem besten Weg wohlhabende Leute zu werden, als die ersten Anzeichen der kommenden Unruhen sichtbar wurden, sie waren vorsichtig, politisirten nach keiner Richtung und gaben sogar ihre deutschen Zeitungen auf, welche, weil sie eben deutsch waren, für abolitionistisch galten. Bei der Herbstwahl 1860 stimmten sie nicht für Lincoln, sondern für Douglas, aber alle Vorsicht half nichts, sie waren und blieben als deutsche Absolutionisten gestempelt und wurden als Feinde des Südens angesehen. Ich war mit den meisten dieser Männer persönlich bekannt und befreundet, weiss auch, dass es keinem von ihnen an persönlichem Muth fehlte; die Leute kannten aber ihre Umgebung genau und erkannten sehr wohl das Gefährvolle ihrer isolirten Lage, deswegen kann ihre Vorsicht nur gebilligt werden. Ein entschiedenes, oder gar bewaffnetes Auftreten einer Handvoll Leute inmitten zahlloser, blutdürstiger Rebellenhorden, und ohne die allergeringste Verbindung mit einer Achtung einflössenden Unions-Organisation wäre blinde Tollkühnheit, aber kein vernünftiger Muth gewesen, denn selbst ihr Tod unter solchen Umständen hätte der guten Sache absolut nichts genutzt.

Das raub- und mordsüchtige Gesindel, welches mit „Bushwhackers“ (Buschklepper) bezeichnet wurde, durchschwärmte den ganzen Staat, wie überall, wo keine geschlossene Organisation zu fürchten war. Wen diese rohen fanatisirten Banden durch List, Gewalt oder Zufall in ihre Hände bekamen, wenn er der Unionstreue verdächtig schien, der wurde ohne weitere Umstände niedergeschossen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Flüchtlinge den weiten Weg von Arkansas bis zu den loyalen Counties in der Nähe von St. Louis ungefährdet hätten durchwandern können. Jene braven Leute verlebten eine Zeit von fast zwei Jahren in schrecklicher Weise. Die umherstreifenden Banden begannen ihre sogenannten militärischen Operationen, die aber nur in der Ermordung und Beraubung wehrloser Unionsfreunde bestanden schon im Winter von 1860 auf 1861. Von dieser Zeit an, waren jene Männer keine Stunde mehr ihres Lebens sicher; ein entferntes Pferdegetrappel oder Bellen der Hofhunde jagte ihnen, ihren Weibern und Kindern einen Schrecken durch die Glieder, meistens mussten sie sich des Tages über in den Wäldern versteckt halten und nur des Nachts, oft vom Hunger getrieben, konnten sie es wagen, sich zu ihren Familien zu schleichen; bei jedem Schritte mussten sie erwarten angegriffen zu werden, und ehe sie eintraten, um ihre Häuser herumspioniren, um sich zu versichern, ob kein unangenehmer Besuch darin sei. Nachrichten von

irgend woher erhielten sie nicht mehr, dagegen extravagante Lügenberichte der Rebellen, St. Louis oder Washington City seien in der Macht des Südens. Die Allianz mit Frankreich wäre abgeschlossen, und die Schlachtberichte der Rebellen lieferten Zahlen von Todten und Verwundeten, die grösser waren als die Armeen. Niemand liess sich mehr auf der Strasse sehen, kein Geräusch verrieth die Nähe eines Menschen. Hier folgt eine kurze Beschreibung der erfolglosen Schlacht bei Pea-Ridge und im Weiteren:

Nichts war natürlicher, als dass unsere armen Bedrängten nun von Stunde zu Stunde dem Nachrücken von Unionstruppen entgegen sahen und hofften, dass ihre Erlösung gekommen sei. Die Enttäuschung war stets bitter und schmerzlich; die Verfolgung der Rebellen-Armeen war aufgegeben worden, es kam Niemand. Eine Zeit lang blieb es leidlich ruhig, dann aber streckte das Buschkleppergesindel die Häse wieder so hoch wie jemals, die Unsicherheit fing von Neuem wieder an, und von aller Hülfe abgeschnitten, mussten die Ansiedler in ihrem geängsteten Dasein ausharren bis zum Herbst 1862. Aber die Leute waren in der ununterbrochenen Todesgefahr und durch die Befürchtung, plötzlich eines gewaltsamen Todes zu sterben, abgestumpft und gleichgültig geworden, indem die grössten Gefahren durch die Macht der Gewohnheit ihre Schrecken verlieren.

Im Herbst 1862 rückte die Unions-Armee unter dem Befehl der Generale Blunt und Herron den Rebellen, die sich ebenfalls wieder gesammelt hatten, abermals entgegen und bei Prairie-Grove wurden die Südlichen wieder auf's Haupt geschlagen. Um diese Zeit stürmte eines Tages eine Heerde Unions-Indianer in die Ansiedelung, alle Männer wurden gefangen genommen, zwei davon, die den Indianern unbekannt waren, wurden erschossen, die Uebrigen in das Lager der Unions-Armee abgeführt. Dort fiel es den Leuten nicht schwer, sich als loyal gegen die Union zu legitimiren. Trotz der zerlumpten und zerfetzten Kleidung, in der sie den Generalen vorgeführt wurden, gehörte doch nicht viel Menschenkenntniss dazu, um in ihnen Männer von gediegener Bildung zu erkennen, und sie wurden mit vieler Rücksicht und Freundschaft behandelt.

Von dort gelang es ihnen, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel nach Washington Missouri zu befördern, worauf nur die Angabe ihres Aufenthaltes stand, und der Wunsch nach Franklin County zurückkehren zu können.

Zwei ihrer ältesten und zuverlässigsten Freunde von dort machten sich auf der Stelle auf den Weg nach St. Louis, liessen sich durch eine damals sehr einflussreiche politische Persönlichkeit bei dem Kommandanten des Missouri Departements, Gen. Curtis einführen, stellten ihm die Lage ihrer Freunde in Arkansas vor und baten um

seine Hülfe. Der General, welcher durch die Nachricht von dem Siege bei Prairie-Grove, die eben eingelaufen war, in gute Laune versetzt war, erklärte sehr artig seine Bereitwilligkeit, setzte sich an den Schreibtisch und reichte dem Bittsteller seine Zeilen hin, dieser betrachtete rathlos den Zettel, worauf der General sagte: „Ich sehe, Sie können meine Handschrift nicht lesen, ich will Ihnen vorlesen, was ich geschrieben habe.“ Es war eine bündige Ordre an General Blunt seinen Schützlingen sichere Beförderung in ihre alte Heimath zu verschaffen, und im März<sup>1)</sup> 1863 hatten wir die Freude, unsere Freunde wieder in unserer Mitte zu sehen.

Wären die Unionstruppen in jener Gegend nicht siegreich vorgedrungen, so würde vermuthlich jeder Mann, der zu jener Ansiedelung gehörte, dort eines unnatürlichen Todes gestorben sein.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Januar.

<sup>2)</sup> Mögen mir einige Berichtigungen erlaubt sein.

1. Die deutsche Ansiedelung wurde schon im Jahre 1850 von Johann Heinrich Hermann gegründet, dorthin folgten mehrere seiner Familienmitglieder im Herbst 1854.

2. Der Empfang unserer deutschen Zeitungen hörte erst mit der Einstellung der Postverbindung auf.

3. Bei der Präsidentenwahl von 1860 lag in Arkansas Lincoln's Kandidatur nicht vor, die Deutschen stimmten für Breckenridge.

4. Nur Extremisten mögen uns als Feinde des Südens angesehen haben.

5. Nicht des Tags, sondern Nachts hielten wir uns im Walde auf.

6. Die Brüder Fischer wurden erschossen, ehe die Indianer die Ansiedelung stürmten. Dies sowohl wie

7. Die Zuflucht in's Unions-Lager geschah lange vor den Gefechten bei Prairie-Grove.

8. Die freundliche Behandlung seitens der Generale erfuhr nur die früher bezeichnete Ausnahme.

Die Quelle des Autors ist mir unbekannt.

---

## Va-banque.

---

Seit achtzehn Monaten ohne Verkehr mit der Aussenwelt, hatten die Angehörigen in Missouri keine Nachricht vom Ableben des guten Vaters Wilhelmi, der schon vor Jahresfrist gestorben war, und ebenso fehlte den Geschwistern in Deutschland von uns jede Kunde. Dies sollte die sorgliche Mutter nicht erleben.

Auch wir erfuhren erst jetzt von Schwager Franzen's Anschluss an die Unions-Armee 1861 und dass er zur Zeit vor Vicksburg stehe.

Indessen fanden wir von Seiten der Verwandten und ihrer zahlreichen Freunde in Washington die beste Aufnahme. In der That brachte uns das ganze Städtchen warme Sympathie entgegen, wir waren so glücklich, nie mehr erbitten zu müssen, doch hing unsere Existenz von mancherlei Zufälligkeiten ab, und wer mag es tadeln, wenn ich trotz all des freundlichen Entgegenkommens, noch ehe das Jahr verging, des Harrens müde, zum Entscheid der Zukunft den höchsten Einsatz wagte.

Wir mietheten zwei sehr dürftig eingerichtete Räume, die zu Wohn- und Schlafzimmer, wie zur Küche genügen mussten, und so unerquicklich dieses Hausen war, erfreuten wir uns doch der lang vermissten Sicherheit, aber die Folgen eines unsteten Lebens in jeder Witterung unter freiem Himmel, einer anhaltend mangelhaften Ernährung und unaufhörlicher Erregung in Furcht und Sorge konnten nicht ausbleiben. Meine Gesundheit war erschüttert, da ich jedoch die Gefahren meines Zustandes nicht kannte, schrieb ich

gleich in der ersten Woche um Beschäftigung an Freund Happel und Andere. Der Erstere antwortete umgehend im Auszug wie folgt:

New York, den 26. Januar 1863.

Heute empfang ich Dein Schreiben vom 21. d. M. und so sehr ich mich freute, Dich und die Deinen in Sicherheit zu wissen, so machte mir Deine Schilderung doch einen wehmüthigen, ja traurigen Eindruck, welchen Deine Anspielungen auf die Administrations-Wirthschaft nicht vermindern konnten. Eitel Klagen und Bedauern fruchten aber dem Manne wenig, und ich ersehe zu meiner grössten Satisfaction, dass Du Dich nicht unter dem unverdienten Unglück hast beugen lassen, sondern mit erneuter Energie an's Werk gehen möchtest, um Deiner Familie eine andere und sichere Heimath zu gründen. Es würde mir zur grössten Freude gereichen, wenn Dir mein Rath dabei zu statten kommen könnte, den ich später beifügen werde. Dass Du Dich nicht für das amerikanische Unwesen herumschlagen willst, kann ich nur billigen, besonders, da eine Familie von Dir abhängt. Die Dissatisfaction der Soldaten am Potomac wie im Westen ist mir wohl erklärbar durch den Mangel an tüchtigen energischen Führern, und doch bedaure ich es tief, dass die Sache der fortdauernden Union dadurch leiden soll, denn ich sehe nur einen dauernden friedlichen Bestand möglich, durch die Zurückbringung der getrennten Staaten mit Entfernung derjenigen Institution, welche aus der Pandorabüchse entsprang, die der Union mit in's Taufangebinde gegeben worden war.

Unfreie Einrichtungen, welche im beständigen Widerstreit mit der freien Entwicklung des Ganzen standen, und welche uns all das Unglück über den Hals brachten, sind ungeachtet der Wichte, welche jetzt im Trüben fischen, geeignet und wichtig genug des Mannes Thatkraft, Ausdauer und Opferwilligkeit herauszufordern, um sie zu bekämpfen und zum Heil künftiger Geschlechter vollständig auszurotten.

Es thut mir leid zu vernehmen, dass in Eurem entfernten Landestheile die Corruption und Unfähigkeit, welche am Potomac herrschen, sich widerspiegeln.

Es wundert mich aber nicht, dass dem so ist, denn wenn man die Principlosigkeit und das unverschämte Gebahren einer New Yorker Volksmasse und der Demokratie im Allgemeinen mitanschen muss, so vergeht einem die Lust, unter diesem Volke überhaupt ferner zu weilen.<sup>1)</sup> Ich habe indess die Hoffnung auf den endlichen Erfolg der guten Sache nicht aufgegeben.

Ich komme auf den vorerwähnten Rath zurück, für welchen ich möglicherweise später einen Besseren substituiren.

Im Augenblick wüsste ich Dir nicht bessere Aussichten hier als in St. Louis auf eine Stelle zu eröffnen, und dann ist das New Yorker Pflaster theuer, die Reise mit Familie nicht in Anschlag gebracht. Wenn Du aber mit Deiner Familie auf immer hier Aufenthalt nehmen willst, so werde ich thun, was in meinen Kräften steht, um Dir zur Selbstständigkeit zu verhelfen“. Im Weiteren schreibt der Freund; wenn ich später in der Nähe meiner Verwandten bleiben wolle, so rathe er mir aus Gründen, die er kenne, zu einer Zündholzfabrik, das Geschäft sei einfach und verlange kein grosses Kapital, ferner, dass mein Geld jeden Augenblick zu Diensten stehe und noch mehr, wenn es mir fehlen sollte, ferner zum Schluss; Alle bringen Dir und den Deinen ihre Gratulation zur Befreiung aus dem Secessionsjoch. Ich hoffe, Du wirst die Nachbarschaft meiden, so lange Gefahr da ist, denn was nutzt der Plunder ohne Leben oder Gesundheit, Du wirst ohnedem finden, dass Deine alten Bekannten table net gemacht haben werden.<sup>2)</sup>

\*

\*

\*

---

<sup>1)</sup> Happel kehrte 1867 mit Frau nach Deutschland zurück und wohnt in Stuttgart.

<sup>2)</sup> Brief im Inventar.



Die früher so überschwänglichen Geschäftsfreunde übergingen meine Anfrage um Arbeit, ohne zu antworten.

Uebrigens wartete ich auch Happels Antwort nicht ab, sondern ging mit der Empfehlung eines Freundes<sup>1)</sup> nach St. Louis und suchte sogleich einen Arzt auf, kam aber in unrechte Hände.

Der Bruder meines Freundes, damals im käufmännischen Geschäft<sup>2)</sup>, nahm mich gütig auf und mit der ihm eigenen Hochherzigkeit übertrug er mir eine sechswöchentliche Geschäftsreise nach Minnesota, deren mässiger Erfolg mit liberaler Nachsicht befriedigte.

Auf dieser Reise traf ich zur grössten Ueberraschung und für meine Stimmung äusserst wohlthätig, einen lieben alten Schulfreund<sup>3)</sup>, den ich seit jener flotten Zeit in Lyon nicht mehr gesehen hatte, und bis heute nicht mehr aus den Augen verlor.

Infolge beständigen Ortswechsels, verfehlten alle Briefe meiner Familie ihre Bestimmung, endlich als ich schon auf dem Rückweg begriffen war, erreichte mich in Dubuque (Jowa) die Nachricht von einer bössartigen Erkrankung unseres Söhnchens Louis, worauf ich ohne weiteren Verzug nach Washington eilte. Das Wiedersehen der Meinigen unter den obwaltenden Umständen, steht mir lebensfrisch vor Augen.

Kaum war im Befinden des Kleinen Besserung eingetreten, als Schwägerin Nany an den noch nicht überwundenen Folgen der körperlichen und geistigen Strapazen in Arkansas und der Winterreise schwer erkrankte, und etwa drei Monate nach unserer Ankunft in Washington starb, den an Seele und Leib schwer geprüften Bruder mit fünf kleinen Waisen zurücklassend.

Nun bezogen wir ein kleines Häuschen und führten mit einem kindergesegneten Bruder und Schwager eine gemeinschaftliche Wirthschaft, was für meine Lina in Betracht der

---

<sup>1)</sup> John B. Busch. <sup>2)</sup> Adolphus Busch. <sup>3)</sup> John Clottu, im Jahre 1897 in Chicago gestorben.

unbeschreiblich mühevollen Wartung des kränklichen kleinen Oskar eine sorgenvolle Aufgabe war, bis Bruder Jean mit seinen Kindern auf Wunsch der guten Schwester Amalie nach Deutschland reiste.

Vorstehenden Brief Happels beantwortete ich am 2. Februar vor meiner Abreise nach dem Norden; seine darauf folgende Erwiderung ging verloren, dagegen lautet sein späterer Brief vom:

23. März 1863.

Obgleich ich Deinen Brief vom 2. Februar in einem früheren Schreiben erwähnte, so glaube ich doch nicht Musse gehabt zu haben, näher auf den Inhalt einzugehen.

Dein Geheimniss unter der Erde ist bei mir vollkommen gewahrt, selbst meine Frau weiss nichts davon. Es freut mich, dass Du es mir mittheilst, weil ich gerne Deine Hoffnungen und Erfolge vernehme. Ich weiss jetzt, dass Du vor allzu grossen Zufällen des Schicksals vor der Hand geschützt bist, denn ich nehme heute mit verstärktem Vertrauen an, dass in Jahresfrist die Union die Opperhand haben wird, wenn nicht früher, ohneachtet der miserablen Führung.

Ich kann natürlich, da ich mit der Localität nicht vertraut bin, Dir keinen Rath geben, ob Du jetzt schon den Schatz heben oder abwarten sollst.

Soviel ich aber beurtheilen kann, muss es für die nächste Zukunft ein sehr gewagtes Unternehmen sein.

Wenn das Bewusste nur recht sicher verborgen ist, so wird ohne Zweifel eine passendere Zeit kommen als die jetzige, um es wegzubringen.

Mittlerweile steht Dir meine Börse gerne zur Verfügung, wie schon früher angedeutet.

Ein erfreuliches Zeichen für kommenden Erfolg ist's, dass Gold hier herunter und in dem konföderirten Staaten hinaufgeht. Der südliche Enthusiasmus wird wie jeder andere der Zeit, der Theuerung und dem Hunger weichen.

Der Yankeeass wird wohl bleiben, denn er war auch schon früher da, ehe man an Secession dachte, mit Hass

allein lässt sich wie die Geschichte darthut, auf die Dauer kein Krieg führen, noch kann man damit Kinder füttern, auch ist's nicht unmöglich, dass das Material zu einer Reaktion im Süden vorhanden ist und bereits benutzt wird. Ist erst einmal der Anfang gemacht, dass die Rebrellensache im Rebellenlande als nicht ferner haltbar betrachtet wird, dann werden wir über ein unerhörtes „sauve qui peut“ zu staunen haben. Vorderhand ist's aber noch nichts damit, obgleich der Anfang des Endes herauf dämmert.

Seiner Zeit bin ich doch begierig zu vernehmen, welchen Dienst Du der Union leisten konntest.

Wie gefällt Dir Deine *Commis voyageur* Eigenschaft, hast Du viel gehandelt und erhandelt?<sup>1)</sup>

\* \* \*

Einem gleichzeitigen Brief des Bruders Wilhelm, der sich ebenfalls auf die damaligen Verhältnisse bezieht, entnehme ich Nachstehendes:

Lyon, den 15. Mai 1863.

Ich danke für Deinen Brief vom 10. März, der aber volle sieben Wochen unterwegs blieb. Briefe von 1860 habe ich auch seiner Zeit erhalten und beantwortet, aber davon selbst in Euren Schreiben nach Deutschland nie Erwähnung gefunden, so muss ich schliessen, dass keines der meinigen Euch in die Hände gekommen ist.

Unsere gute Schwester Amalie schickt jedes Eurer Schreiben in der Familie herum, so habe ich im Augenblick Karl's Brief vom 18. März von St. Paul, Jean's vom 3. April von Washington, Lina's vom 16. März und der Nany drei ersten Blätter ihrer traurig schönen Journale vor den Augen.

Ich brauche Euch gewiss nicht zu versichern, alle meine Lieben, welch herzlichen Antheil ich wie meine ganze Familie, (der ich alles wörtlich übersetzen muss) an Euren Leiden

---

<sup>1)</sup> Brief im Inventar.

und Gefahren nehmen. Wir danken aber auch dem lieben Gott, dass er Euch am Leben erhalten mit Euren Kindern, denn was nach so vielem Ausgestandenen, materieller Verlust anbelangt, so ist dieser zu erholen. Man glaubt auch hier, dass Euer Krieg nur nach völliger Erschöpfung des einen Theiles ein Ende nehmen wird. Auch wir leiden viel darunter und warten mit Ungeduld auf bessere Nachrichten, obschon Niemand an Krieg zwischen England und Amerika glaubt. Ich bin gar nicht mit Karl's Vorhaben nach New York zu gehen einverstanden, besonders nicht mit seiner Familie; die Geschäfte leiden dort sehr, und der beste Wille seines Freundes wird nicht hinreichen, ihm so bald Unterkommen zu verschaffen, was zu dem Nöthigen dort schrecklich theuer ist, und hinlänglich sein würde.

Ich denke recht wohl an das traurige Trennen von seiner Familie als Commis voyageur, dies wird aber auch nicht lange dauern, und bis die Politik im Reinen ist, muss man aus Noth ein Gesetz machen. Wäre es mir möglich, Euch hier ein gutes Unterkommen zu bereiten, so würde ich mich nicht an den Haaren ziehen lassen, aber hier sind die Geschäfte in solch erbärmlichem Stand, wie man sie selbst im Jahre 1848 nicht sah. Es ist sehr schwierig, Euch lieben Brüdern von hier aus Rath zu geben, was am besten für Euch anzufangen sei, dies ist eine Sache, die Euch allein überlassen bleibt, aber ebenso wie wir unsere Bitten an Euch richten, klug und geduldig zu sein und Euer Leben nicht in Gefahr zu setzen, ebenso vereinigen wir unsere geschwisterliche Verpflichtungen gegen Euch, und werden Euch jeder im Maasse seiner Mittel an der Seite stehen, so bald die Stunde dazu schlagen wird.

\* \* \*

Nicht mehr vorhandene Briefe mit gleichen Zusagen trafen von Schwester Amalie und Bruder Eduard ein, Schwager Schmidt erbot sich zu materieller Hülfe, und es soll nicht behauptet werden, dass ich nicht im äusserstem Nothfall Gebrauch davon gemacht hätte, allein es blieb mir erspart.

Kurz nachdem wir die Arkansas Heimath verlassen hatten, schrieb der zurückgebliebene Schwager Eberle an Julius Wilhelmi in zwei Briefen, welche auf Umwegen befördert wurden, wie folgt:

am 23. Januar 1863.

Seit ich meinen letzten Brief schrieb, den ich bis jetzt keine Gelegenheit hatte fortzuschicken, hat sich unsere Lage hier verschlimmert. Dass Pukler (Buschklepper) mit einem Theil seiner Leute inzwischen hier war und sich so zu sagen ganz artig benahm, habe ich, so viel ich mich erinnere, in meinem früheren Brief bemerkt. Nicht so günstig war der Besuch einer andern Bande. Es waren ihrer sieben, sie stiegen beim Maschinenhaus ab und banden ihre Pferde an den Holzwagen. Mehrere hatten blaue Uebermäntel und sonstige Konföderatkleidung. Kraft (der Obermüller), kam herunter zu Rhein (Feuermann), um zu sehen, was es gebe. Nach flüchtiger Begrüssung kamen sie näher zu Kraft, einer packte ihn von hinten, und während er seinen Revolver ziehen wollte, hielt ihm Einer den Seinigen schon gespannt vor die Augen. Er versuchte nun sich nicht weiter zu wehren, worauf sie ihm Revolver und Geld abnahmen.

Nachdem dies geschehen, ging ich ohne zu ahnen, was vorgefallen, gegen die Mühle, die Bande rief mich zu sich, frug mich streng aus wegen einer Doppelflinte, die in der Mühle sei. Ich sagte ihnen, dass ich davon nichts wüsste und nichts wissen könnte, da ich eben von Hause gekommen und meines Wissens keine Waffen in der Mühle seien. Sie erwiderten, es müsse eine Doppelflinte da sein, man habe auf sie zu schiessen versucht, hierauf frugen sie nach Euch und nach Nick Weber, sagten beim Weggehen, wenn Weber nicht Acht auf seine Familie geben wollte, müssten sie es thun, ritten hinüber und nahmen Nick's Kleider, Blankets und Couverten weg. Ich ging sogleich zurück, um meine Familie vorzubereiten und ein paar Sachen auf die Seite zu bringen, hielt mich aber nicht zu Hause auf, sondern ging

wieder nach der Mühle. Als sie von Webers zurückkamen, liessen sie mich rufen und befahlen mir, ihnen den Müller zu schicken, sie müssten noch mit ihm reden, bevor sie gingen. Ich that so, bald kam Kraft zurück in die Mühle und holte die Doppelflinte aus dem Versteck, er war nämlich am Morgen auf der Entenjagd. Zur Flinte wollten sie nun auch Munition, zwei gingen mit Kraft in seine Wohnung, dort entdeckten sie sogleich einen zweiten Revolver und seine eigene Doppelflinte, und nun ritt mit einem Hallo der ganze Schwarm hinüber und nahmen ihm zu den Waffen und Geld noch seine Kleider, Stiefel und Blankets weg. Dann verliessen sie uns auf demselben Wege, von dem sie kamen. Fritz (Karl) wurde zu gleicher Zeit mit etwas bestohlen, der Klavierkasten aufgebrochen und beim Oeffnen des Deckels brachen die Charniere, sonst kann ich keine Verletzung am Piano sehen. Seither sind mehrere solche Banden durchgekommen, und wenn die Anderen verschont blieben, wurde wenigstens nach Fritz gefragt.

Auch Tennant sagte mir kürzlich: wenn Fritz unvermuthet kommen sollte, solle ich ihn nicht eine Stunde hier bleiben lassen, er könne selbst, wenn Frieden gemacht sei, für die erste Zeit nicht hierher kommen.

Da ich sah, dass seine Storessachen doch nach und nach weggenommen werden, und alle mir sagten, der einzige Weg ihm noch etwas zu retten, sei, die Leute von den Sachen, für baar zu den alten Preisen haben zu lassen, habe ich nun meist Medicin, Spice, Schwefel und dergleichen für ihn verkauft, alles Artikel, die noch unten im Storeshaus waren. Sage ihm, wie es steht, und er solle mir so bald als möglich schreiben.

Vorgestern hatte ich das Vergnügen, dieselben Banditen die Kraft beraubten, mit noch drei anderen über Nacht zu haben. Vier davon kamen ungefähr um halb 7 Uhr abends und verlangten Nachtessen und Futter für ihre Pferde. Sie sprachen wenig, was mich bange machte. Nach dem Essen trat einer ziemlich anständig zu mir und sagte



ziemlich höflich, sie seien gekommen um nach Waffen zu suchen, ob ich welche hätte. Nachdem alles so ziemlich genau durchgesucht war, bezahlten sie und ritten weg. Zu gleicher Zeit waren sechs Andere zu Kraft gegangen und hatten sich dort füttern lassen, wovon wir nichts wussten. Bei Kraft vereinigten sie sich, drei von ihnen machten Nick Weber noch einen Besuch, und nach einer Stunde kam die ganze Gesellschaft zu unserem grossen Schrecken wieder zu uns zurück. Nun dachten wir ausgezogen zu werden, aber zu unserem Erstaunen betrugen sich alle ganz zahm und begehrt bloss ein warmes Zimmer, um die Nacht über zu bleiben. Kraft ist leider noch immer zu unvorsichtig, spricht zu viel, hat viel zu viel Ostentation mit seinen Waffen und Geld getrieben, um ganz verschont zu bleiben. Ja wenn die Umgegend nicht ein so grosses Interesse an der Mühle nehme, wäre er nicht eine Minute sicher. Z. B. sagte mir Hackinios, als er eines Nachmittags in die Mühle kam, habe ihm Kraft im Beisein noch Anderer eine ganze Hand voll halbe Dollars gezeigt, worauf sich Hackinios umgekehrt habe, und zur Mühle hinausgegangen sei, mit dem Gedanken, einfältiger Mensch, ich weiss, wie halbe Dollars aussehen. Da man von ihm nichts als Grobheit zu erwarten hat, vollends jetzt, wo er im Hanfsamen sitzt, so haben Hackinios und ich beschlossen, ihn seinen Weg gehen zu lassen, und wir gehen den unseren. Ich muss schliessen, der alte Bock wartet auf mich. Schreibt mir so bald als möglich, ich denke Freischlag wird der beste Vermittler sein.

\* \* \*

Da keine Schilderung ein besseres Verständniss solch rechtloser Zustände verschaffen könnte, als die vorstehende Wiedergabe der vom lebhaften Eindruck diktirten Worte, so möge auch der zweite Bericht folgen.

Am 11. April 1863.

Deinen Brief vom 21. Februar habe ich erhalten, die beiden anderen nicht. Wir sind froh nun zu wissen, dass

Ihr ohne besonderen Unfall dort angekommen und Ihr wenigstens gesichert seid. Bei uns hier wird es von Tag zu Tag schlimmer. Im Anfang hatte ich gute Hoffnung, es hier aushalten zu können, allein nach den Vorgängen der letzten fünf Wochen scheint uns alle Aussicht dahin zu sein.

Wie Ihr wisst, sind alle in dieser Rebellion aktiven Leute von hier geflüchtet, einige alte Männer wie Grozius ausgenommen.<sup>1)</sup>

Die Anderen, müde dieses unheilvollen Krieges, ergaben sich und suchten zu thun, was man von ihnen verlangte. Die Jayhawkers- (Buschklepper) Compagnien fanden wenig Unterstützung und zogen sich immer mehr südlich. Da begannen Col Philip's Indianer und Neger ihr unheilvolles Werk, brachen in Abtheilungen ohne Kommando diesseits der Grenze ein und mordeten und plünderten. Der Jammerschrei der auf diese Weise behandelten Familien drang bis nach Fort Smith (noch im Besitze der Konföderirten) und die Rebellen entwickelten neue Thätigkeit. Euer sauberer Agent Kraft, der in seiner brutalen Weise sich immer mehr Feinde machte, begann für sich zu fürchten und bot nun alles auf, um die Miliz-Compagnie hier stationirt zu bekommen. Sein Plan gelang, es war nichts als eine Privatspekulation, er setzte es durch, trotz dem Widerstreben einiger einsichtsvoller Männer.

Die Crewfort County Miliz, und die anderen, von denen ich weiss, waren fliegende Korps, heute da, morgen dort, weil sie, wie Jedermann einsah, nur auf diese Weise von Nutzen sein, und sich zwischen zwei feindlichen Militärposten halten konnten. Das Lügenmaul machte das Kommando in Fayetteville glauben, die Mühle brauche Schutz, in der That war es nur er, der für sein unsinniges Treiben, das er für Loyalität ausgab, Schutz haben wollte, um seinen Beutel un-

---

<sup>1)</sup> Dieser alte Grozius war Friedensrichter, er wurde später, um ihm das Geständniss seines Geldversteckes zu erpressen, mit einem Strick um den Hals wiederholt aufgezo-gen, und endlich erschossen.

gestört spicken zu können. Schon vorher hatte er die Mühlkunden nach Belieben behandelt, nun bekam Niemand mehr, ohne Unterschied, seine Kleie. Kraft behielt sie zurück und verkaufte sie der Regierung für seine Rechnung. Niemand kam mehr zur Mühle, nun wurde Weizen gepresst und für Krafts Rechnung aufgemahlen. Was war natürlicher, als dass südlicherseits alles aufgeboten wurde, um den Kapitän Kraft mit seiner Kompagnie auszutreiben. So geschah es denn auch. Die Miliz, beinahe zur Hälfte aus Rebellen bestehend, über zwei Drittel unzufrieden, und in Oposition zu Kraft, floh ohne einen Schuss zu feuern. Elf wurden gefangen genommen, worunter Rhein und Michael Weber, ihr und mein Vieh wurde weggetrieben, über tausend Dollars Eigenthum bloss wegen des Kapitän Kraft und seiner Privatspekulation. Ein Wunder, dass die Mühle nicht in Brand gesteckt wurde, das ist mehr, als wir bei der grossen Erbitterung erwarten durften.

Das Schlimmste kommt aber jetzt. Nicht genug, dass er uns und Euch mit in's Unglück brachte, während er das Hasenpanier ergriff, geht er hin und zeigt uns bei Col Philips als disloyal an, hetzt die Indianer und Neger gegen uns, in Folge davon wird Fritz's Store und Haus geplündert, die Mühle ausgefegt, ein Pferd, dass ich aufgefangen hatte, um etwas Korn zu machen, weggenommen, und meine Frau misshandelt.

General Blunt sagte mehreren von uns, wir sollten suchen hier auszuhalten so gut wie möglich, nun kommt Col Philips und behandelt uns auf diese Anklage hin wie Rebellen, verweigerte die Protektionspapiere vom Divisionsgeneral und des Provost-Marshals in Fayetteville zu respektiren.

Was nun Kraft betrifft, so glaubte Jedermann ohne Ausnahme hier, dass er auf dem Weg nach St. Louis ist, und solltet ihr ihn zu Gesicht bekommen, so hoffe ich, dass ihr ihn nach Gebühr behandelt.

Als er die Mühle übernahm, waren noch über 400 Büschel Weizen in der Mühle nach seiner eigenen Aussage gegen mich. Wollrollen, Schweinefleisch, Kleie, Schweine, Alles

hat er zu Geld gemacht. Im Januar ging die Mühle 21 Tage meistens mit zwei Steinen, ich weiss mehrere Tage, an welchen er zwischen 59 und 70 Dollar eingenommen hat, durch die Jayhawker hat er 55 Dollar in Greenbacks und 7 bis 8 Dollar in Münze verloren. Ein Stück von Fritzen's Sohlleder wurde dieser Tage noch unter Schmitts Fussboden gefunden, er ging mit K. und W. zusammen fort.

Ich könnte mehr schreiben, muss es aber verschieben.

\* \* \*

Dies war die letzte Nachricht von Arkansas, der Schreiber flüchtete bald darauf, um Alles beraubt, nach Fort Gibson im Cherokeesen-Territorium.

Nun harrete ich im Sommer 1863 in Washington dem Ende des Krieges entgegen; mittlerweile schrumpften meine Mittel zum Lebensunterhalt zusammen und immer mehr reifte der Plan, zum Versuch, auf irgend eine Weise nach Arkansas zu gelangen, um so viel von meinen verborgenen Schätzen, als übrig wäre, zu holen. In jener Zeit ein desparater Gedanke! Doch die Ungewissheit meiner Lage konnte ich nicht länger ertragen, vollendeter Ruin schien weniger drückend, als das verlängerte Hangen und Bangen einer zweifelhaften Existenz. So unerträglich das Warten war, überwog dennoch die bessere Einsicht, dass ich mitten im Winter unter entlaubten Bäumen mit grösserer Sicherheit gegen plötzlichen Ueberfall, mich dem mysteriösen Grund nähern könnte als im Sommer. Somit war das Nächstliegende, mich nicht ganz aufzuzehren, und auf eine briefliche Anfrage bei meinen St. Louis-Freunden, erhielt ich mit derselben Güte wie zuvor den Auftrag, in dem siebenundzwanzig Meilen entfernten Städtchen Hermann, Missouri, für das Haus Getreide einzukaufen, worauf ich ohne Zögern einging und abreiste, da ich hoffen durfte, die Sonntage im Kreise der Familie verleben zu können.

Geschäftliche Pflichten verkürzten dort die Stunden des Tages und viele Abende vergingen in Zurückgezogenheit. So wanderte ich während einer Freistunde im Zwielflicht

landstädtischer Strassenbeleuchtung nachdenklich durch die Gassen des deutschen Ortes, welcher mit einbrechender Dämmerung seelische Nachtruhe zu halten schien; plötzlich schlugen die Klänge eines Klaviers an mein Ohr, ich folgte ihnen und trat an die niedere Brüstung des offenen Fensters. Es sassen eine Mutter und Kind am Piano, die Töne einer kleinen Weise, welche mein Söhnchen Heinrich tändelte, klangen in das traute Bild des verlorenen Heims. Ich stand wie an ein theures Grab gebannt, und eine Zähre rollte über meine Wangen. Meine Nerven, durch körperliche Erschöpfung und seelische Erschütterungen herabgestimmt, drängten oft zu Thränen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,  
Mag sich ein Held erscheinen,  
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,  
Geb ihm ein Gott — zu weinen. Goethe.

Eines Samstags Abends verfehlte ich den Bahnzug nach Washington, warten bis morgen konnte ich nicht, daher beschloss ich mein Heim auf dem kürzesten Weg des Bahndammes zu erreichen, vergass aber dabei die eingleisige und lange Eisenbahnbrücke über den Gascanadefluss, welche ich alsdann im Dunkel der Mitternacht überschreiten musste.

Es war Winter, noch hielt ich am Vorhaben, mich nach Hermannsburg zu wagen, fest und benachrichtigte davon meine Chefs frühzeitig, worauf sie mir unaufgefordert vom Kommandanten des Departements von Missouri Brigadier General Totten folgenden Geleitsbrief nach Arkansas erwirkten, der mir später sehr zu statten kam.<sup>1)</sup>

Dept. of the Missouri

St. Louis Dec. 22<sup>th</sup> 1863.

Captain:

The Gentlemen Messrs Julius Wilhelmi and F. Hermann  
refugees from Arkansas will hand you this note. They are  
anxious to return to their homes about twenty five miles south

---

<sup>1)</sup> Original im Inventar III.

of Fayetteville on the road to Van Buren and as they are good loyal men I would commend them to your kindly consideration for any assistance, you may be able to give them and to assist them on their way.

If you have trains going to Fayetteville with Subsistance and quarter master stores could you not give them a lift, without detriment to the public interest? Being loyal men of Arkansas they have like many others been almost ruined by adherence to the Union and deserve well of the government for their unflinching faithfulness. — Help them if you can and oblige

very respectfully  
Your obd. Serrvt.  
J. Totten  
Brigd. Genl.

Dept. vom Missouri  
St. Louis, den 22. Decbr. 1863.

Kapitän :

Die Herren Julius Wilhelmi und F. Hermann, Flüchtlinge von Arkansas, werden Ihnen diesen Brief einhändigen. Sie wünschen nach ihrem Heim, ungefähr 25 Meilen südlich von Fayetteville an der Strasse nach Van Buren zurückzukehren, und da sie gut loyale Männer sind, möchte ich sie der Obhut und Hilfe empfehlen, welche Sie ihnen gewähren können.

Könnten Sie Ihnen nicht Unterstützung geben, falls Sie einen Proviant- oder Feldvorrathzug haben, der nach Fayetteville geht, wenn es ohne Nachtheil des öffentlichen Dienstes geschehen kann? Da sie treugesinnte Männer sind, wurden sie, wie viele Andere, durch ihre Anhänglichkeit an die Union nahezu zu Grunde gerichtet, und sie verdienen wohl die Hülfe der Regierung für ihre unerschütterliche Treue. Helfen Sie, wenn Sie können und verbinden Sie

Ihren achtungsvollen Diener  
J. Totten  
Brig. Genl.

To Capt.  
R. R. Owen  
asst. Q. M.  
Springfield Mo.  
Auf der Rückseite:

„On the recommendation of G. James Totten I respectfully recomment to Lt J. H. Wilson A. A. G. M. at Fayetteville Ark. the within named Gentlemen to afford all assistance, that may be in his power

ohne Datum.<sup>1)</sup>

Respectfully  
R. R. Owen  
Chf G. Q. M. etc

---

<sup>1)</sup> Das Original im Inventar.



Capitän  
R. R. Owen  
Hilfs-Quartiermeister.  
Springfield Mo.

Auf Empfehlung des Genl. Totten, ersuche ich dem Leutnant J. H. Wilson A. A. G. M. zu Fayetteville Ark., den hierin genannten Herrn alle Hilfe zukommen zu lassen, welche in seiner Macht steht.

Achtungsvoll  
R. R. Owen  
Chef-Quartiermeister.

Allmählig entschied sich Schwager Julius mitzugehen, theils um nach seinen Sachen zu sehen, und wohl auch, damit ich nicht allein sei. Der 1. Januar 1864 wurde zur Abreise festgesetzt, sie musste aber wegen eines selten so furchtbar erlebten Schneesturmes, der am Sylvesterabend einsetzte, verschoben werden, und wir reisten darauf erst am dritten Tage des Jahres per Bahn über Pacific nach Rolla ab. Dort gegen Abend angekommen, meldeten wir uns beim Platzkommandanten mit der vorstehenden Empfehlung und erhielten einen zweispännigen Ambulanzwagen sammt der Weisung, uns einigen Officieren und Soldaten, die am nächsten Morgen nach Springfield abgingen, anzuschliessen.

Wir stellten uns frühzeitig beim Hauptquartier ein und waren bald unterwegs, alles ging nach Wunsch, nur trabten unsere Reisegefährten mit besserer Ausrüstung stets eine Strecke voraus; sie nahmen überhaupt wenig Notiz von uns.

Gegen vier Uhr mittags erreichten wir eine steil abwärts führende Stelle des Big Piny Gebietes; an deren Fusse stand das uns von früheren Reisen wohlbekannte Farmhaus, in dessen Nähe sich die gewaltige Big Spring befindet. Noch etwa tausend Schritte davon entfernt, brach der Reif des gesperrten Hinterrades entzwei, und fiel ab, jetzt konnten wir nur hoffen durch sehr behuthsames Weiterfahren das Haus zu erreichen, um dort den Schaden auszubessern. Glücklicherweise gelang es, war aber die Reisegesellschaft längst ausser Sicht und nachdem viel Zeit unter unfruchtbaren Bemühungen das Rad zu repariren verstrichen war, wurde uns als letztes Auskunftsmittel angerathen, das nahe einer vier

Meilen nach Osten gelegenen verlassenen Farm, im Gehölz versteckte Buggy ohne Deichsel aufzuspüren und zu nehmen. Trotz wiederholter Ortsbezeichnung und der bereits erworbenen Uebung uns im Walde zurechtzufinden, schien der Ausgang solch abenteuerlichen Suchens zur Nachtzeit in einer unbekannten Gebirgsgegend, die zudem wegen ihrer rauhen, feindlich gesinnten Bevölkerung verrufen war, nicht geheuer. Da sich Niemand zur Führung herbeilassen wollte, wir aber ebensowenig bleiben, noch zu Fuss rück- oder vorwärts gelangen konnten, so wagten wir den Sprung in's Ungewisse. Der Schneesturm hatte sich in seiner ganzen Fürchterlichkeit nicht bis hierher erstreckt, sondern nur wenige Spuren hergetragen; schon mahnten die letzten Tagesstrahlen über der frühen Dämmerung des Thalgrundes zum Aufbruch, als wir die mit dem Wagen-geschirr belegten Pferde bestiegen, um ein Irrlicht zu verfolgen.

War schon der Ritt ohne Sattel mit grossen Beschwerden verbunden, so wurden sie noch ungleich dadurch vergrößert, dass wir eine Axt und die Deichsel der Ambulanz mitzuführen hatten. Die höchst unbequeme Last wanderte abwechselnd von einer auf die andere Schulter, und als wir endlich, Dank des unerklärlichen Führungstriebes gegen neun Uhr die bezeichnete Farm fanden, lagerten wir geraume Zeit am Rande des Weges, ehe wir uns erholt hatten.

Wir hielten in respectvoller Ferne des vielleicht doch bewohnten Hauses, und fingen der erhaltenen Beschreibung folgend an, die Umgebung zu durchsuchen, wobei uns kleine Schneestreifen, welche das Dunkel der Nacht brachen, unterstützten, dennoch wollte es nur ein glücklicher Zufall, dass wir in dieser libyschen Wüste auf das begehrte Kleinod stiessen.

Ringsum herrschte Todtenstille. Ohne die durchlebte harte Vorschule der letzten Jahre hätten wir verzagen müssen, selbst in lauterer Absicht diese unheimliche Einsamkeit zu betreten, doch die Kriegsnoth kennt kein Gebot, und der uns umgebende Schauder war nicht zur Sentimentalität geeignet.

Ohne im Geringsten das Gefährt näher zu mustern, machten wir uns sogleich an die Arbeit, aber wie befürchtet, passte die eine Oehre der mitgebrachten Deichsel nicht, nachdem die andere in der übereinstimmenden Vorrichtung der Axe befestigt war, und da wir uns für diesen Fall mit Strick und Axt vorgesehen hatten, galt es zunächst einen Prügel zu beschaffen, womit die fehlende Verkuppelung hergestellt werden könnte. Als wir nun versuchten ein armdickes Bäumchen zu fällen, schallten die Axthiebe weit in den Wald hinein, und da die klatschenden Schläge auch unter weniger düsteren Umständen bedenklich gewesen wären, mussten wir fürchten, dass sie uns verriethen. Nun hackten wir das Stämmchen mit Gurtmessern ab, schnitten es zur passenden Länge, verbanden nach einigen misslungenen Versuchen die beiden Theile und damit zur Abfahrt fertig, erreichten wir auch glücklich den Waldweg wieder.

Jetzt auf Rädern, wurden uns die Unebenheiten, auf welchen wir gekommen waren, bemerkbar, übrigens ging eine zeitlang alles gut, doch plötzlich traf mit scharfem Ruck die vordere Achse einen dünnen Baumstumpen, die Pferde zogen kräftig vorwärts und im gleichen Augenblick brachen Prügel und Stricke mit lautem Krach entzwei. Diesmal beseitigten ein nahes Bäumchen und ziemlich entbehrliche Geschirrriemen den angerichteten Schaden, und nach einiger Unterbrechung konnte die Weiterfahrt unter Voranschritt des Einen von uns fortgesetzt werden; so gelangten wir ohne ernstlichen Unfall zur grossen Heerstrasse zurück.

Es muss nach Mitternacht gewesen sein, alles war still im Hause, die Bewohner schliefen fest oder wollten aus wohlbegründeter Furcht die Thüre nicht öffnen, nur nach vielem Klopfen und Parlamentiren gelang es, unsere Sachen heraus zu bekommen und das Fuhrwerk vollends reisetüchtig zu machen. Wir verliessen, ohne uns um das mitgebrachte Gefährt zu kümmern, eilends den Platz, damit wir vielleicht in der Frühe wieder zur Gesellschaft stossen könnten, ehe sie ihr Nachtquartier verlassen würde.

Es war heller Tag, als wir in der Ferne nahe einer Farm die Ambulanz unserer Schutzmannschaft erblickten und im Hause ankamen. Die Leute waren gerade vom Frühstück aufgestanden, um die Weiterreise anzutreten; sie fuhren ab, uns unserem Schicksal überlassend.

Die Pferde waren ausgehungert, auch hatten wir seit vierundzwanzig Stunden weder Rast noch eine genügende Mahlzeit gehabt, und während wir auf die Zubereitung eines Imbisses warteten, bot sich die erste Gelegenheit, mit Musse das Aussehen unserer Prise genauer zu prüfen.

Alles ausser den vier Rädern, war bisher völlig gegenstandlos, es kümmerte uns weder Physiognomie, noch Schöpfungsperiode; willkommen, wie die rettende Hand im Versinken, hielten wir an dem Ungethüm fest, welches wir, des Besitzes wegen, zu keiner anderen Zeit an der Seite der Strasse aufgelesen hätten.

Nach leiblicher Stärkung fuhren wir scharf zu und holten gegen Mittag im Gasthof zu Lebanon die Gesellschaft beim Mahle nochmals ein, wir benutzten den Anlass zum Speisen, und während wir den bisherigen Fortschritt der Fahrt, sowie die weiteren Aussichten besprachen, blieben wir wieder allein zurück.

Unter allerlei Bedenken gegen die Weiterreise machte Julius den Vorschlag zur Umkehr; seine Befürchtungen waren nicht grundlos, wesshalb ich ihm freistellte, zurück zu gehen, da ich nicht verlangen könne, dass er sich aus Rücksichten für mich voraussichtlichen Schwierigkeiten, vielleicht Gefahren aussetze, erklärte mich aber entschlossen, vorwärts zu gehen. Zuletzt nahmen wir den Weg miteinander wieder auf, mussten jedoch jeden Versuch aufgeben, die Vorangeeilten nochmals einzuholen. Uebrigens kamen wir nach zwei Tagen unbehelligt in Springfield an. Schon in der Ferne erregte unser Einzug die Aufmerksamkeit der Einwohner, und ausser der Besorgniss, hier vielleicht dem Eigenthümer zu begegnen, glaubten wir an die Wahrnehmung, in jedem vorübergehenden Gesicht zweifelhaftes Staunen über die sonderbare „Chaise“ zu beobachten.

Wir stellten in einem Hotel ein und hatten daselbst die angenehme Ueberraschung, unseren alten Freund Freischlag von Arkansas zu treffen, der nun auch von seiner abgelegenen Mühle und Heimath geächtet war, um in Springfield bessere Zeiten abzuwarten. Durch ihn erhielten wir die erste verlässige Kunde über die in unserer Gegend herrschenden Zustände. Stets wachsende Gefahr für Leben und Eigenthum hatte fast die ganze Bevölkerung vertrieben, und unsere Heimath war gänzlich verödet, aber so entmuthigend die Berichte lauteten, gab doch die Gewissheit, dass Fayetteville von Unions-Truppen besetzt sei, neuer Hoffnung Raum, deshalb beschlossen wir, vorerst dahin vorzudringen.

Wir erhielten vom Platzkommandanten Erlaubniss uns einer marschfertigen Abtheilung anzuschliessen und kamen bei dem hundertundfünfundzwanzig Meilen südlicher gelegenen Vorposten Fayetteville wohlbehalten an, lieferten sogleich die Pferde sammt der eroberten Kutsche ab und fanden bei der befreundeten Familie Stone Unterkunft.

Durch eine grosse Anzahl unserer früheren Nachbarn beider politischer Gesinnung, die sich hier in gleich übler Lage als Flüchtlinge aufhielten, und welche in dieser alles Rechts und jeder Sicherheit baren Zeit, entweder aus Noth oder Absicht allesammt zerlumpten Bettlern glichen, wurden die in Springfield von Freischlag erhaltenen Mittheilungen in allen Einzelheiten bestätigt. Von ihnen erfuhren wir auch, dass nach unserem Abzug im Dezember 1862 ein Theil der Nachbarn mit guten Vorsätzen, andere in böser Absicht, ganze Wagenladungen aus unseren Wohn- und Geschäftshäusern fortfuhren, um sie für uns in Aufbewahrung zu nehmen, oder sie sich anzueignen. Endgültig sahen wir nichts davon wieder, noch erhielten wir Vergütung, obwohl sie in einzelnen Fällen hätte gegeben werden können. Unsere ganze Haus- und Hofeinrichtung, der Rest meiner Güter, welcher bei unserem Abzug noch bedeutend war, und die zwischen den Wänden meines Wohnhauses aufgespeicherten besseren Waaren, „die Watte“, wie sich die Räuber ausgedrückt haben



sollen, ja sogar der Dampfkessel der Mühle, die theuren Kämmereimaschinen waren gestohlen, und selbst die weltweise Regel, nach welcher Mühlsteine vor Dieben sicher sind, war thatsächlich zu Schanden geworden.

Indem ich die frühere Achtbarkeit einiger jener dienstfertigen Nachbarn gelten lasse, sei es mir ferne, durchweg an redlichen Absichten zu zweifeln. Gewiss glaubte man an unsere Rückkehr, und die ehrlichen Helfer ahnten selbst noch nicht, die Heimath sobald verlassen zu müssen, auch mag in manchen Fällen das für uns geborgene Gut geraubt worden sein, doch ist es auffallend, dass sich später Niemand zur Rückgabe oder sonstiger Erklärung meldete. In Folge eigener Einbusen hat sich wohl Mancher mit seinem Gewissen abgefunden, denn die Erschütterungen jener Tage waren nicht nur auf äusseres Verderben beschränkt, sondern sie ergriffen auch die Unverdorbenheit einer im grossen Ganzen bisher unbescholtenen Bevölkerung. Das alte Sprichwort von „der Gelegenheit“ schwankt an der Spitze meiner Feder, es mag ungeschrieben bleiben.

Von Allem, was kreucht, fleucht, was gemauert oder genagelt war, blieb nichts, gar nichts übrig, doch ja! die in vorstehenden Briefen geschilderten „anständigen Jayhawkers“ liessen einen leeren Kasten zurück und dieser sollte sich als von grossem Werth erweisen.

Das Schicksal unserer zurückgebliebenen deutschen Nachbarn war entsetzlich. Alle flohen, kleine Bündel auf dem Rücken, in's Indianergebiet, nur das nackte Leben rettend. Der Schmied Nikolas Weber wurde wahnsinnig. Mehrere bekannte Nachbarn, worunter alte Leute, wurden nach höllischen Martern, um von ihnen Geldverstecke zu erpressen, erhängt oder erschossen, weder Alt noch Jung, weder Freundes noch Feindes Haus und Leben blieben verschont. Auch von unserem treuen Nero erhielten wir Kunde; er hatte sich von Prairie Grove wieder zurückgefunden und wurde eines Tages todt in meinem verlassenen Hause entdeckt, entweder ist er verhungert, oder er ist in treuer Vertheidigung meines Wracks verendet.



Von unserer Ansiedelung waren gegen das Ende des Bürgerkrieges ausser der Schmiede nur einige unbedeutende Aussengebäude übrig. Auf viele Meilen war kein Hausthier am Leben geblieben.

\* \* \*

Jetzt nur noch vierundzwanzig Meilen von Hermannsburg getrennt, schien dieses nahe Ziel so unerreichbar, wie eine ferne Insel in schäumender Brandung. Es ist bezeichnend für die Unsicherheit ausserhalb der Schusslinie der Besatzung jener Militärposten im damaligen Süden, dass während meines Aufenthaltes in Fayetteville eine Abtheilung Soldaten, die, mit Aexten und Wagen versehen, unter Bedeckung Feuerungsvorrath beschaffen sollten, im Angesichte des von allen Seiten auf freiem Hügel gelegenen Städtchens von südlichen Partheigängern überfallen und theilweise niedergemacht wurde. Die Wagen wurden in Stücke gehauen, und die Pferde entführt.

Aber, konnte ich nach allen bisherigen Beschwerlichkeiten jetzt an der Schwelle stehend umkehren? Halb entmuthigt, verfiel ich auf einen Plan, der die Lösung meiner Aufgabe verhiess.

Bei einer kürzlichen vorübergehenden Besitznahme von Fayetteville durch die Konföderirten wurde der beste Theil des Städtchens sammt der County-Gerichtshalle abgebrannt; vielleicht fehlte es den wiedergekehrten Unionstruppen an Baumaterial für Baracken zu Hospitälern und anderen Zwecken, und wenn dies der Fall, so war der Umstand günstig.

Durch General Totten's Geleitbrief schon bei dem Platzkommandanten Col. Harrison eingeführt, theilte ich ihm mit, dass zur Zeit meines Wegzuges ein ziemlicher Vorrath von Bauholz sich auf meinem Eigenthum befand, und falls er Verwendung dafür habe, ich willens sei, es ihm mit oder ohne Vergütung von Seiten der Regierung zu überlassen. Der Colonel wünschte zu wissen, ob das Holz auch noch dort sei, und da ich keine bestimmte Auskunft geben konnte, zog ich bei Flüchtigen aus der Nachbarschaft Erkundigung ein.

Die erhaltene inhaltschwere Antwort, dass nur zur Einsargung ermordeter Bürger Bretter weggeholt worden seien, berichtete ich mit dem Anerbieten zurück, selbst eine allenfallsige Expedition begleiten zu wollen, und noch am gleichen Tage wurde sie beschlossen.

Vermuthlich war der Bedarf an Material dringend, denn wenige Tage später wurden auf meine Schätzung hin, sieben Wagen zum Transport der Bretter hergerichtet, eine starke Eskorte unter Leutenant Albright zum Schutze kommandirt, und die Fuhren sollten demnächst gegen Hermannsburg ausziehen. Der Denkwürdigkeit der bevorstehenden Episode angemessen, füge ich eine ausführliche Personalbeschreibung vom Befehlshaber des Bedeckungscorps der Expedition bei.

Leutenant George S. Albright war am 17. September 1841 in Illinois geboren und gehörte dem I. Arkansas Cavallery-Regiment, Compagnie I an. Er war kräftig und von schlankem Wuchs, ernst für seine 23 Jahre, von scharfen aber einnehmenden Gesichtszügen, von wenigen Worten aber einfacher Geradheit.

Ein Mann, der, seiner Pflicht streng eingedenk, nichts darüber hinaus thut, Vertrauen bei der ersten Begegnung erweckt und es stets rechtfertigt. Ein Mensch mit toleranten Ansichten vom Thun und Lassen Anderer, kurz ein Mann, welcher die Vorzüge deutscher Abstammung mit den guten Eigenschaften des Anglo-Amerikaners verband, wie ich mir den Charaktertypus der zukünftigen Nation wünsche. Sein Vater war Adoptivbürger und hiess Albrecht, er soll gebrochen englisch gesprochen haben, die Unterlassungssünde, dem Sohne den Schatz der deutschen Sprache werth zu machen, resultirte schon bei diesem in der Namensänderung Albright.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Um Neujahr 1895 empfing ich die Photographie Albrights und der Grundton meiner im Jahre 1891 geschriebenen Charakteristik wird durch seine Briefe bestätigt.

Mein Angebot, den Zug mitzuthun, entsprang wie schon angedeutet, nicht etwa dem Patriotismus, doch mein Zweck war unbeargwohnt, um so mehr, als ich schon in Washington meine äusserliche Ausrüstung den Umständen eines allenfalsigen Gewaltstreiches anpasste, die mich in ein undefinirbares Inkognito hüllen sollte.

Ich trug nämlich einen alten an den Ellenbogen zer-rissenen, ärmlich verflochten rauhhaarigen Ueberrock, nicht minder defekt waren Hose, Hut, ausgetretene Stiefel und zur Vervollständigung des Aeusseren ein seit zwei Wochen unrasirtes Gesicht, wie struppiges Kopfhhaar. Mein Reisezeug bestand in einer altmodischen, ledernen Satteltasche mit Seitenschlitz, in deren beiden Hälften eine unten zugebundene blaue Jeanshose stak, die das Geklirre verhüten sollte, welches die Berührung der vielleicht aufzunehmenden Münze mit den harten Lederwänden verursachen könnte. Ferner besass ich eine stillschweigend aus dem Stone'schen Garten angeeignete alte Grabhacke, die ich unter der schadhafte Weste hinter den Gürtel steckte, und den kurz gesägten Stiel von der Hose bedeckt im Stiefelrohr verbarg. Nur Julius war Mit-wisser meiner wahren Absicht, und ohne einen unglücklichen Zufall wäre sie unentdeckt geblieben. Ich wollte diesen Auszug, bei heiler Rückkehr, mit Fridolin's Gang zum Eisenhammer vergleichen, allein dem Fridolin blieb der Ofen erspart, während mir das volle Maass der feurigen Gluth zugemessen wurde.

Beleuchtet vom matten Sonnenstrahl rollten an einem kühlen Morgen, anfangs Februar sieben für den besonderen Zweck der Reise ausgerüstete Fuhren, die südlich von Fayetteville führende Landstrasse in lebhaftem Trab hinab. Der Leutnant war beritten, dagegen hatten sich Julius, ich und die Eskorte mit einem Platz auf dem an die Wagenbäume befestigten Futtervorrath und Lagergeräth zu begnügen. Die Strasse, in undenkbar schaurigem Zustande, zog über Berge und Thäler, häufig wurden unpassirbare Wegstrecken rechts oder links durch Dick und Dünn umgangen, und über die allersals-

brecherischsten Stellen marschirten wir nebenher. Unter beständiger Wachsamkeit nach beiden Seiten verlief die tolle Fahrt ohne Unfall, und mit gespannter Erwartung näherten wir uns der ersehnten Scholle, wo sich nun eine für mich und die Meinen bedeutungsvolle Frage entscheiden sollte.

Die mittwinterliche Sonne senkte sich bereits zum Rand der westlichen Gebirgshöhe, als wir, die sich im Thale hinschlängelnde Barrenfork zum letzten Male kreuzten, und wir hatten jetzt die Stätte in Sicht, wo ich die kräftigsten meiner Arbeitsjahre zubrachte und verlor. Beim Betreten des Ortes machte die überraschend leere Stille den Eindruck eines Kirchhofs. Tief bewegt von der Wirkung dieses Wiedersehens, geleitete ich den Lieutenant und die Wagen eiligst am Storehaus vorüber nach meinem Wohnplatz, während die Eskorte bei der Quelle am Eingang des Thälchens, beziehungsweise an dem östlichen Fusse des Hügels sich niederliess.

Mein Haus befand sich in beklagenswerthem Zustande, Fussboden, Wände, die Treppe waren aufgerissen, Fenster und Thüren zerschlagen, und als einzige Erinnerung an frühere Häuslichkeit lag ein grosser leerer Kasten noch im selben Zimmer, wo ich ihn mit dem eilig weggesteckten Piano zurückgelassen.

Den Boden bedeckten Trümmer aller Art, zerrissene beschriebene Blätter und Stücke aus Oken's Illustirter Naturgeschichte, Familienbilder und Bruchstücke meiner langen Pfeife, deren Entdeckung dem Raubgesindel, welches sich über meine Habseligkeiten stürzte, Anlass zu einem wüsten Kriegstanz gegeben haben mag.

Mit flüchtigem Blick eilte ich durch die Räume, es trieb mich zur Rückseite des Hauses der Entscheidung entgegen.

Die baumlichten Stellen des Grundes waren tief umwühlt, mir zu verständlich!

Meinem Hort, von keinem hütenden Lindwurm bewacht, war hier augenscheinlich nachgespürt worden, der harte steinige Boden verhütete aber seine Aufdeckung, indem er

der Pflugschar tiefere Furchen verwehrte, und unter der Herrschaft mörderischer Buschklepper wurden die räuberischen Spuren unverwisch gelassen.

Da die spätere Zerfahrenheit aller Rechtszustände von niemandem vorausgesehen worden war, hatte ich keineswegs ausserordentliche Vorkehrungen getroffen; dennoch genügte eine rasche Uebersicht zur Hoffnung, dass wenigstens zwei meiner vier geheimen Niederlagen unversehrt geblieben sein könnten, allein noch sollten sie mir unerreichbar sein.

Die regelmässig aufgeschichteten Bretterhaufen lagen wenig verändert am Platze, sie reichten gerade hin, alle Wagen mässig zu laden, und da es schon bei der Ausfahrt beabsichtigt war, die Rettung des Pianos zu versuchen, fasste ich nun schnell den Entschluss, den Klavierkasten best-möglich zu verwerthen, indem ich ihn der letzten und leichtesten Fuhre aufladen liess.

So weit war alles nach Wunsch und Erwartung verlaufen, nun aber sollten meine Voraussetzungen und der in Fayetteville ausgedachte bis hierher Erfolg versprechende Entwurf durch eine urplötzliche fast vernichtende Anordnung durchkreuzt werden.

Ich wusste, die Unternehmung werde mehrere Tage in Anspruch nehmen und hatte fest darauf gehofft, dass in der ersten Nacht an der bezeichneten Quelle dicht vor Hermannsburg gelagert werden würde, von wo aus ich im Schutze der Dunkelheit mein Vorhaben auszuführen gedachte, und da die Sonne längst hinter dem gegenüber gelegenen Berg untergegangen war, als die Wagen zur Abfahrt aufbrachen, glaubte ich um so mehr an die Verwirklichung meiner Erwartung, allein bei der Quelle angekommen, zogen die Fuhren weiter; die Eskorte brach auf und folgte zum ersten Uebergang der Barrenfork, dann wurde die an der nordöstlich abzweigenden Landstrasse gelegene, jetzt verödete Farm passirt, immer weiter und immer weiter entfernte man sich von dem Ziele, welches mir in hundert Nächten vorgeschwebt hatte. Alles schien gescheitert. Wie ein Schatten entschwand mir die



schon erfasste Hoffnungsplanke; traumverloren schleppte ich mich dahin; die Gebilde meiner letzten Hoffnungen empfand ich nun wie bitteren Hohn der Hölle und folgte ringend, willenlos dem Zuge. Ich durchlebte die Mühseligkeiten der vergangenen Wochen, die ungesicherte Existenz des letzten Jahres und mit trüben Gedanken sah ich in die nächste Zukunft, falls ich zurückkehrte, ohne das leider nur zu wichtige Agens zur Wiedergestaltung eines erträglichen Daseins, für mich und die Meinen erobert zu haben.

Jeder Schritt vermehrte meine unbeschreibliche Angst; unter Tantalusqualen wandte ich mich rathlos an Lieutenant Albright, um womöglich etwas über seine Absichten zu erfahren und frug, warum er nicht an der Quelle geblieben sei. Er gab zur Antwort: „What? in that hole, where they can shoot down on us from all sides“ (Was in dem Loche, wo sie von allen Seiten auf uns schießen können?) Ich erkannte stillschweigend die Richtigkeit der kurzen Erklärung und forschte nicht weiter.

Die kurze Dämmerung senkte sich beängstigend rasch in's Thal. Verzagtheit und Entschlossenheit kämpften in meinem Innern einen Riesenkampf; meine Noth spannte die Seele erfinderisch zum Widerstand, und die Gerechtigkeit meiner Sache gab mir zuversichtliches Glückvertrauen zu dem Einfall, mich in der kommenden Nacht zurück zu wagen und mein Unternehmen zu vollenden; aber noch war es ungewiss, wie weit ich durch die grause Nacht, an lauernden Mördern vorüber, wandern müsse.

Endlich als die Wagen die zweite Furth passiert und die breite Flussniederung verlassen hatten, bogen sie in das weithin freie Feld der ebenfalls preisgegebenen Farm des ehemaligen Nachbarn Evans, etwa zweieinhalbe Meile von der Mühle ein, um für die Nacht Halt zu machen.

Lange, ehe das dürftige Mahl, welches aus Kaffee, Zwieback und Speck bestand, eingenommen war, lag Finsterniss über dem Ruheplatz, und mein Plan zum nächtlichen Streifzug stand fest. Julius hatte berechtigte Zweifel an dem Gelingen des gefahr-



vollen Unternehmens, welches nur die grimmigste Noth der Umstände entschuldigen konnte, da er mich aber zum Aeussersten entschlossen fand, willigte er ein, mir treu zur Seite zu stehen.

Vorgehend unseren alten Nachbarn Tennant<sup>1)</sup>; der noch nicht geflüchtet war, besuchen zu wollen, bat ich zwischen 9 und 10 Uhr Lieutenant Albright, mir das Passwort mitzutheilen, um aus der Linie der vorgeschobenen Wachen zu gelangen und in's Lager zurückkommen zu können.

Damit versehen, verliessen wir das Kamp bei bewölktem Himmel, welcher mit der Entfernung vom Lagerfeuer zunehmend schwärzer wurde und den Horizont der Erleuchtung überschreitend, sah unser geblendeter Blick in die undurchdringlichste Dunkelheit.

Wir zogen absichtlich in der entgegengesetzten Richtung unseres Zieles ab, Julius, der das unwegsame Labyrinth des Flussbettes kannte, schritt voraus, und das eben verlassene Lager im Halbkreis umgehend, fanden wir die richtige Fährte, mehr fühlend als sehend. Noch wenige Holzanschwemmungen und Wasserpflützen umschreitend, erreichten wir jene vor wenigen Stunden passirte Furt, die wir ohne Zögern durchwateten. Gleich rechts auf kleiner Anhöhe stand das leere Weatherspoon'sche Farmhaus, von dem wir uns, links durch die Büsche schleichend, möglichst fern hielten; ebenso vermieden wir die wegen feindlicher Schleichdiebe unsichere Landstrasse, doch zwang uns die Bodenbeschaffenheit mehrmals sie zu überschreiten, nachdem wir zuvor stillgestanden, um zu lauschen, ehe ich, dem der grösste Theil der Gefahr zukam, zuerst hinüber ging, worauf Julius folgte. Einundeinehalbe Meile vom Lager an der Stelle, wo sich zur Linken der Strasse eine steile Böschung hinzog, und zur Rechten die verlassene William'sche Farm angrenzte, beschlossen wir, über das Feld zu wandern. Begangene Wege waren nicht unsere Wege, insbesondere, wenn sie zu beiden Seiten keinen

---

<sup>1)</sup> Briefe Tennant's Inventar.

Ausweg boten. Wir kletterten daher über den Zaun und marschirten in weitem Umkreis über die offene Klärung bis zum nächsten Flussübergang nahe bei unserem Ziele. Es mag kurz vor Mitternacht gewesen sein, als wir in milder Luft und bei stockfinsterem Himmel den todtenstillen Platz betraten, welcher früher allnächtlich von Lagerfeuern fernher gekommener Mühlenkunden erleuchtet, und wo jetzt Oede an die Stelle des lebhaften Verkehrs getreten war. Wir näherten uns dem Fusse des Berges, dessen tiefer Schatten die Umrisse meines Hauses verdeckte; den gespannten Revolver in der Hand, erspähten wir vorsichtig heranrückend die unheimliche Umgebung. Die Stille aussen und im Inneren ermuthigte unsere Schritte, wir durchstöberten die Räume des Gebäudes und, um gegen Ueberraschungen gesichert zu sein, nahm Julius an der exponirten Nordseite des Hauses Stellung und hielt Wache, während ich die Arbeit verrichtete.

Ueberwältigt von der Gegenwart, der Zukunft unbedacht, nahm ich mechanisch die Hacke aus dem Gürtel, holte den Stiel hervor und fing, wie von einem unsichtbaren Heinzelmannchen geleitet, zu graben an, gerade an der verheissungsvollsten Stelle.

Noch stand, wie in den Boden gewurzelt, der schwere Thürpfosten, welchen ich aus einer mit eigener Hand gefällten wilden Akazie gezimmert hatte, auf dem angewiesnen Fleck. Einst wiegten sich in der duftigen Frühlingsblüthe ihres Gezweiges buntfarbige Perroquets, die ein lustiges Gepoluder zwitscherten und nun stand sie, die ihr Herzblut unter meinen Streichen vergossen hatte, als treuer Hüter meinen Schatz bewachend.

Als ich ringsum die Erde gelockert und weggescharrt hatte, hob ich den dicken Stamm. Noch deckte der flache Stein den schlummernden Schatz. Ein Frohlocken drohte meiner Brust zu entschlüpfen. Als der Fund an die Oberfläche gehoben war und der entfesselten Hülle entströmte, schüttete ich den ganzen Schatz in die geöffnete Seite der Satteltasche.

Ohne Verzug nahm ich das nächste, südlich vom Hause

in gerader Linie der östlichen Wand liegende Versteck in Angriff, jedoch konnte ich die Lage nicht genau bestimmen. Eine verdächtige Pflugfurche schien darauf hinzudeuten, daher grub ich in einer der Aushöhlungen tiefer, dann etwas näher zum Hause hin, und stiess nach einer Weile auf einen harten Gegenstand vom Umfang des gesuchten Gallonenkruges, allein er erwies sich als ein gerundeter Stein. Ich machte einen dritten Versuch neben dem anfangs gegrabenen Loch und fand nunmehr das neckische Gefäss, dessen Eingeweide prasselnd in die andere Seite der Tasche flossen. Die dritte Niederlage befand sich nahe der Wand des Rauchhauses unter einer Hobelbank, die von einem Vordach überdeckt war. Hier, nur zehn Zoll unter der Bodenfläche, barg ich fast sorglos die erste Niederlage, sammt einer Anzahl kleiner Goldmünzen in einem Chinin-Unzglase, grösstentheils Eindollarstückchen. Dies hob ich ohne Mühe und schob das Glas in meine Rocktasche.

Eine Stunde mochte wohl schon verstrichen sein; nun kam die schwierigste Arbeit dieser schrecklichen Nacht.

Durch einen erhöhten Gang von zwölf Fuss Länge mit dem Wohnhause verbunden, stand das im Sommer von Eichbäumen beschattete Küchengebäude, aus behauenen, aufeinandergefügtten Baumstämmen bestehend, und etwa fünfzig Fuss von dessen Rückseite erhob sich eine dünnbewaldete, bergähnliche, sehr steinige Anhöhe, an deren Fusse der Boden mit einer dicken Lage von glasscharfem Feuersteingeröll bedeckt war; auch der Grund der schmalen Ebene war mit ähnlichem Gestein durchsetzt. Sowohl die mannigfaltigen Eindrücke des letzten Jahres, wie auch die Dunkelheit, verhinderten die genaue Wiedererkennung des Schlupfwinkels eines Gefässes, welches in einem gehäkelten, seidenen Täschchen mit Bügelschloss, Lina's Ersparnisse und mehrere mir von Nachbarn anvertraute Depositen, sammt meinen letzten Geschäftseinnahmen, enthielt.

Unter solchen Umständen brennt selbst der eigene Grund und Boden unter den Füßen. Die Furcht, von der

seitlichen Anhöhe belauert zu sein, ermahnte, jenen Theil, welcher schon des Schutzes der Erde beraubt war, in Sicherheit zu bringen, anderseits drängten Zweifel an einer besseren künftigen Gelegenheit zum Rettungswerk zur Fortsetzung ohne Aufschub, trotzdem ich gezwungen war, die gelockerte Erde mit den blossen Händen zu entfernen. Die nun durchwühlte Grundfläche dehnte sich bedenklich aus und liess immer mehr fürchten, dass das Versteck durch die Herausnahme von Dannenbergs Päckchen am Tage unseres Wegzuges verathen worden war.

Der folgende spätere Brief lässt mein Geheimniss als zweifelhaft erscheinen. Ein früherer Schuldner, unter dessen Haus nach seiner Flucht mir gehörige Waaren gefunden wurden<sup>1)</sup>, schrieb:<sup>2)</sup>

Den 4. December 1870.

Ihren Brief habe ich erhalten, Sie wünschen das Geld, was ich Ihnen schuldig bin. Wohl weiss ich, wem ich schuldig bin und wen ich bezahle, und ich will Sie auch bezahlen, so bald als möglich.<sup>3)</sup> Aber immer nur, was ich schuldig bin. Sie schreiben von Sachen, die ich bekommen hätte, nachdem Sie fort waren. Ich sage Ihnen, das Stehlen ist nicht meine Sache, verlangen Sie von denen, wo Ihre Sachen fortgetragen und mit Wagen fortgefahren haben, jetzt kommen Sie mir nicht mit Unverschämtheit. Wenn ich mich an Ihnen bereichern hätte wollen, so hätte ich mich an Ihrem begrabenen Geld bereichern können, denn ich wusste es gerade so gut wie Sie, wo es war; und wie ging das zu? weil ich grad mein Pferd aus dem pasture bei ihrem Haus holte, und warum so spät? weil meine Frau schnell krank geworden ist, und weil es den ganzen Abend so stark geregnet hat. Ich wüsste noch viel, will aber aufhören.

\* \* \*

---

<sup>1)</sup> Eberle's Brief. <sup>2)</sup> Original im Inventar.

<sup>3)</sup> Ist nie geschehen, obwohl es möglich war.

Nun er hat eben nichts gefunden, wie die Anderen, welche suchten. Während ich emsig weiter wühlte, steigerte sich unter vergrösserter Anstrengung meine Unruhe. Ich hieb auf den harten Boden ein, bis ich in Schweiss gebadet war und meine Kräfte nachliessen. In Gedanken versunken, achtete ich nicht auf eine allmähliche Trübung des tiefgrauen Gewölkes. Der Wind strich pfeifend durch die laublosen Aeste der Bäume, schwache Blitze zuckten im Westen am Rande des Berges herauf, und in immer kürzeren Pausen rollte ferner Donner, eine nicht seltene Wintererscheinung jener Gegend. Nur mit um so grösserer Hast setzte ich mein Graben fort. Bald fielen einzelne grosse Tropfen, wie aus den Spitzen einer heranziehenden Regenwolke. Julius flüsterte mir zu, dass meine wuchtigen Streiche über das ganze Thal tönten, nun hörte auch ich die Hiebe wiederhallen. Der Schauer goss noch dichter, doch Julius hielt auf seinem Posten aus; die Minuten wurden ihm aber zu Stunden, und nochmals machte er warnend auf das Dröhnen der Hacke aufmerksam; da warf ich sie zur Seite und bohrte in fieberhafter Eile mit Bowie-messer und Händen in dem mit scharfkantigem Geröll vermischten Boden, der in kurzer Zeit meine Fingerspitzen bis auf's Blut zerfleischte.

Der Regen liess nach, die dunklen Wolken verzogen sich, Julius erklärte nun mit Bestimmtheit, wir seien keinen Augenblick mehr sicher, der Tag graue schon, und die Last sei ohnehin schon zu gross, wenn ich noch weiter grabe, werde er mich verlassen. Wie aus einer Betäubung erwacht, kam die Mahnung nachklingend zu meinem Bewusstsein; prüfend erhob ich den Blick zum fahlen Himmel und ein Erhellen schien den nahenden Tag zu verkünden, vor dem wir das Lager wieder erreicht haben mussten. Nun bat ich nur noch um wenige Minuten, und als auch diese erfolglos verstrichen waren, bedeckte ich den Boden mit Grund und Laub und folgte dem Drängen des Begleiters; nicht ohne vorher die Hacke sorgfältig zu verbergen, denn schon durchzuckte die Hoffnung auf Rückkehr und frischen Angriff mein Gehirn.



Von der Last der Tasche hatte ich bisher keine Ahnung, meine Kräfte versagten, sie zu tragen<sup>1)</sup>, und ich hätte nöthigenfalls jetzt keine Gegenwehr leisten können. Julius nahm die Tasche auf seine stärkere Schulter, und dem breiten Fahrweg zum Hause ausweichend, verliessen wir den Zaun entlang, der sich am Fusse der Anhöhe hinzog, mein Eigenthum.

In feierlichem Schweigen schlichen wir, Julius voraus, vorsichtig dahin, ohne vermeiden zu können, dass auf dem Geröll unsere Tritte verrätherisch knarrten. Den Wald zur Rechten lassend, erreichten wir den verlassenen Wohnplatz des Müllers Kraft, dessen Küche, wie meine Gebäude, durch einen gedeckten, sonst offenen Zwischengang mit dem Haupthaus verbunden war und gleichfalls etwa sechszig Fuss innerhalb der Einzäunung stand.

Nichts umher verkündete Leben, selbst die Natur erschien im tiefen Schlaf.

Jetzt hatten wir die Mitte des Wohnhauses zur Seite. Plötzlich drang ein Geräusch an unser Ohr, welches täuschend wie das eigenthümlich gedämpfte, metallische Klopfen eines Schuhmachers klang. Versteinerten Säulen ähnlich, waren wir gleichzeitig an den Boden gebannt. Leise flüsterten wir uns das Gehörte zu. Wohl mögen unsere Nerven erregt und unsere Sinne für Täuschungen empfänglich gewesen sein, allein die Wahrnehmung ging so momentan auf uns beide über, dass keine Möglichkeit einer visionenhaften Einbildung zu Grunde liegen konnte, und das grauenhafte Gepolter ist uns stets ein Räthsel geblieben.<sup>2)</sup>

---

1) Sechzig Pfund auf das Tausend Dollar in Silber gerechnet, müsste die Bürde über 200 Pfund, ohne das Gold, gewogen haben.

2) Die einzige Erklärung, auf welche ich durch ernsthaftes Nachdenken stiess, ist, dass sich im offenstehenden Hause irgend ein grösseres Thier aufhielt, und durch das Aufschlagen des hinteren Kniegelenkes wie bei dem bekannten Kratzen der Hunde, das Geräusch hervorbrachte. Diese Theorie bedürfte nur noch der Erklärung des auffallend „metallischen“ Klanges.



Schon hatten wir uns auf dieser weglosen Rückzugslinie einem grösseren Sicherheitsgefühl hingegeben, als unsere Hand an die schussbereite Waffe fuhr und wir mit Spannung auf die Wiederholung der Laute warteten, welche das Geheimniss aufklären sollten. Eine Katastrophe schien unvermeidlich. Wir beobachteten mit unverwandtem Blick das Haus und horchten auf den leisesten Lärm. Erst als sich weder das Geräusch wiederholte, noch Licht sichtbar wurde, zogen wir behutsam davon, mit öfteren, bangen Rückblicken, denn wie von Furien gepeitscht, fühlten wir uns erst sicherer, nachdem wir vom dunklen Dickicht im Ausläufer eines kleinen Seitenthälchens versteckt und an der Rückseite des Wohnplatzes Juliusens angekommen waren. Nur die Noth des Augenblicks konnte Julius die herkulische Kraft verleihen, die Bürde so weit allein zu tragen; jetzt hoben wir von der Umzäunung seines Eigenthums einen Riegel ab, hingen die Tasche in der Mitte darüber und jeder trug ein Ende auf der Schulter, wie Jäger einen erlegten Bären dem Lagerplatz zuschleppen.

An der Ecke des Zaunes, einem Ort, den man in früheren Jahren des Tages selten, des Nachts nie Veranlassung nahm zu betreten, stiegen wir mühsam mit der starren Last den steilen dichtbewachsenen Abhang zur rauschenden Barrenfork hinab. Wie sich nachher herausstellte, hatte hier eine spitzwinkelige Strömung gegen das Ufer ein vertieftes Bett gewühlt, zugleich zwangen undurchdringliche Hindernisse zu beiden Seiten zum Uebergang an dieser Stelle. Bis zum Leib im Wasser, landeten wir durchnässt am entgegengesetzten Ufer, wo wir auf angeschwemmtem Holz eine wonnige Rast zu halten gedachten, welche jedoch von kurzer Dauer sein sollte, da heftiges Frösteln die Müdigkeit überwog.

Vorsichtig spähend verliessen wir das sichere Plätzchen im verwilderten Flussgebiet nach der Strasse hin, und setzten wieder über die Riegelfenz des Nachbars, in jenes Feld, welches wir bereits auf dem Herweg passirt hatten, allein unser Vorwärtskommen mit dem acht Fuss langen Hinder-

niss, woran die schwingende Satteltasche hing, wurde unsäglich erschwert, da der Grund mit fusshohen Kornstengeln bedeckt war, und die in der Finsterniss unbemerkten, seitlichen Unebenheiten des vom Regen durchnässten Bodens uns abwechselnd zu Fall brachten.

Endlich kamen wir todtmüde zur Strasse, passirten wieder die anstossenden verlassenen Wohnhäuser und krochen an der rechten Seite der Strasse in das Unterholz, das zur Linken eine Anhöhe bedeckte. Nun war aber auch hier unser Fortschritt ungleich schwieriger, als in der Vorhälfte der Nacht. Der Himmel lagerte schwarzes Dunkel vor unsere Schritte, und als wir in laubloses Gesträuch geriethen, wurden Gesicht und Hände zerkratzt, da wir keine freie Bewegung hatten; oft zwang undurchdringliches Gestrüpp zur Lichtung der Strasse zurück, und als wir wieder still standen, um unsere Sicherheit zu prüfen, verkündete das Murmeln des Wassers die Nähe der zweiten Furt des Barrenfork. In der Absicht, das Haus auf dem Hügel wie zuvor halb zu umkreisen, schlugen wir uns diesmal nach rechts durchs Gebüsch, bogen aber, durch die Entfernung getäuscht, zu spät ab und näherten uns ahnungslos dem Ufer, welches an dieser Stelle von einem senkrecht abfallenden Felsen begrenzt war. Ein Schritt in die Luft über den Rand, und ich lag mit einem Salto mortale in der Tiefe.<sup>1)</sup> Ich war mit ausgestreckten Händen der Länge nach im trockenen Kies gelandet, und der Sturz entpresste meinem Leib im Moment des Aufpralls ein froschähnliches Gequake, aber schon mit dem ersten mühsamen Athemzug konnte ich Julius, der sich das Niederfallen des Riegels nicht erklären konnte — Halt! zuzurufen, und schnell wie Alles gekommen, war es auch vorüber.

Ich trug, ausser einer dreieckigen Hautschürfung am Ballen der rechten Hand und eines Schnittes an der Innenseite des kleinen Fingers, dessen Narben noch jetzt sichtbar sind, keine

---

<sup>1)</sup> Ueber Messung der Höhe, Seite 202.

ernstliche Verletzung davon. Wie durch ein Wunder ward ich vor grösserem Unglück bewahrt, und der Ernst der Lage liess mich die blutende Hand und die zerschundenen Glieder missachten und meine erschütterte Zuversicht vor Julius verbergen.

Wahrlich nur eine, in langgehegten Entschlüssen gestählte Willenskraft konnte die immer neu auftauchenden Hindernisse überwinden und mir die Kraft verleihen, sogleich auf einem Umweg in dunkler Wildniss die Anhöhe zu erklimmen, dort das zurückgezogene Ende des Riegels wieder auf meine Schulter zu nehmen und auf der nun doch wiedergewonnenen Strasse die gefürchtete Furt, in Revolverschussweite vom Haus, zu überschreiten.

Ueber den jetzt etwas angeschwellenen Creek gelangt, waren wir nur noch wenig tausend Schritt vom Bivouak entfernt; schweres Gewölk verhüllte den Boden der bewaldeten, oft überflutheten Niederung; das vor unserem Aufbruch befürchtete Tagen erwies sich als optische Täuschung wechselvoll vorüberziehender Regenwolken, wir beschlossen desshalb, im Versteck dieses sicheren Unterschlupfes die ersten Anzeichen des Morgens abzuwarten und liessen uns auf einem Baumstamm nieder.

Noch stritt die Nacht mit dem Tag. Melancholisch säuselte der Luftzug durch die kahlen Baumriesen, deren morsche Aeste vom Regen überlastet, in unheimlicher Nähe oder in ferner Waldeinsamkeit mit lautem Krach niederdröhnten. Nach langem Warten kündeten durch den Wald hallende Töne emsiger Axthiebe reges Leben im Lager an; wir schöpften neuen Muth, aber noch ehe die letzten Streiche verhallten, fielen ohne begleitenden Blitz und Donner einzelne grosse Regentropfen, die einem kurzen aber desto heftigerem Guss vorangingen; und wie in vielen Lagen jener denkwürdigen Zeit Glück im Unglück uns zur Seite stand, fanden wir in einem hohlen Baume von gewaltigem Umfang schützenden Raum, ehe der Strom herabgoss.

Es war eine gar zu lange, schreckliche Nacht! Unangemeldet, als hätte in jenen einst blühenden Gefilden der Morgen-

ruf des Haushahns nie ertönt, schlich die Morgendämmerung durch das trübe Gewölk, und wir bereiteten uns zum Betreten des Lagers vor.

Julius nahm unsere mühsam eroberte Trophäe auf die Schulter, ich stülpte ihm die Decke durch die Mittelschlitze über den Kopf, so dass die Tasche völlig bedeckt war, und jetzt im Begriff, mit unserem Geheimniss vor Menschen zu treten, fühlte ich in Vorahnung eines gefürchteten Ereignisses jenen tiefen Athemzug meine Brust schwellen, der stets einem Wagniss vorangeht. Wir näherten uns erzwungen leichten Schrittes der Wache, gingen zum Wagen mit dem Kasten, bestiegen ihn und im nächsten Augenblick glitt die Tasche ungesehen in Verborgenheit.

Das bisherige Gelingen erleichterte mein Herz, doch stand mir zugleich die betäubende Grösse der noch bevorstehenden Aufgabe vor Augen! Wie im Traume befangen war ich, als hätte ich Geister beschworen, die nicht zu bannen wären, und als ich zur Wirklichkeit erwachte, drängte sich mir die Frage auf, ob es das Klügere sei, den verborgenen Tresor unter kaum bergender Erdhülle zu lassen, oder ihn verwegen aufzudecken. Da Beides trügerisch war, hielt ich mich an die gegenwärtige Lage.

Die Regenschauer der letzten Nacht und der bleierne Morgenhimmel liessen weder einen schönen Tag noch gute Fahrstrasse erwarten, daher wurde früh aufgebrochen. Drei Meilen vom Nachtlager führte die steinige Strasse den steilen Cane-Hill hinan, welcher eine Fortsetzung der rauhen Gebirgskette ist, die wir vom nächtlichen Ritte nach Kamp Babcock her kennen, und ehe noch der Fuss des Berges erreicht war, schichteten sich die Wolken zu einem neuen Unwetter zusammen, in Folge dessen sich bald ein Vorfall ereignete, der leicht verhängnissvoll hätte werden können.

Bisher marschirte ich mit Soldaten der Eskorte neben dem Zuge her, als die Wagen aber steil bergan fuhren, der Regen stärker und endlich in Strömen fiel, schickte ich mich an, im Klavierkasten Schutz zu suchen und schwang mich

behend hinten auf, während die Fuhre in tiefen Einschnitten über kleine und grosse Steine hinweg rollte. Noch trug ich das schon beschriebene mit kleinen Goldstücken gefüllte Glas in der inneren Busentasche. Als ich nun, mich vornüber bückend den Deckel hob, um in den Kasten zu steigen, fiel das Glas vor mir nieder und barst auf den Brettern in tausend Stücke. Das Gold kollerte nach allen Seiten in die ausgehöhlten Radspuren, welche vom anhaltenden heftigen Regen in Bäche verwandelt waren, worin das glitzernde Metall mit kleinen Steinen vermischt bergab hüpfte. Ich sprang ab, suchte und raffte zusammen, was ich erhaschen konnte. Unterdessen hielten die folgenden Wagen an. Nun merkten auch die Fuhrleute, wie die nebenhergehenden Soldaten, was vorging, und ein ganzes Heer Helfender war augenblicklich zur Hand, die mir zuweilen ein Stückchen in die Hände schoben.

Ich sehe noch das wallende Bächlein phantastisch funkelnd herniederstürzen, wenn ich mit geschlossenen Augen dieses Anblicks gedenke. An Ueberraschungen der schlimmsten Art gewohnt, überwand ich auffällige Erregtheit, hiess die Leute willkommen und mit einer Hand voll Goldstückchen erhob ich mich zum Weitermarsch, indem ich die Bemerkung machte, es sei wohl alles wieder gefunden; worauf bei strömendem Wasserguss die folgenden Wagen über die Unglücksstelle hinweg fuhren.

Lieutenant Albright, der vor dem Zuge herritt, und Julius hatten von all dem nichts gesehen.

Meine Erfahrung bei Cane-Hill war nicht geeignet, um mich gleichgültig über die Enthüllung meines Geheimnisses hinwegzusetzen, wenn ich auch den neuen Verlust mit stoischem Gleichmuth hinnahm, und nur zu bald gaben dringendere Sorgen meinen Gedanken eine andere Richtung.

Der bei Fayetteville von Nachbarn erhaltenen Mittheilung gemäss sollten sich mein Klavier und das Bruder Jean's in einem näher bezeichneten Hause, nahe dem Flecken Boonsboro, befinden. Als daher der Zug dort ankam, ersuchte ich den Lieutenant, mir einige seiner Leute und den Wagen,



worauf der Kasten lag, mitzugeben. Da nun die Familie, in deren Besitze meine Sachen waren, im Rufe eifriger politischer Widersacher stand, wurde mir bereitwillig hinreichende militärische Begleitung zu theil.

Ohne das Ceremoniell einer Visitenkarte in das Häuschen tretend, welches zur Zeit nur Frauen bewohnten, fiel mein erster Blick auf die Gegenstände meines Begehrs und ungeachtet aller Proteste und der Versicherungen der kreischenden Weiber, die Pianos seien gekauft, wurden sie kurzer Hand aufgeladen, das eine in dem unterdessen von Julius vorbereiteten Kasten, das andere obenaufgelegt, und in weniger als einer halben Stunde stießen wir im Städtchen wieder zu den übrigen Fuhren.

Hiermit hatte sich eine der wichtigsten Vorbedingungen zur sicheren Bergung meines Schatzes von selbst gestaltet, ohne welche vielleicht keine Verheimlichung möglich gewesen wäre, und ich kann diese glückliche Fügung nicht hoch genug anschlagen.

\* \* \*

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und ohne Mittagsrast wurde am Abend im Obstgarten einer unbewohnten Farm Lager bezogen. Hier sah ich, wegen des unglücklichen Vorgangs am Vormittag, der bevorstehenden Nacht bang entgegen. Mit zunehmender Dunkelheit wuchs mein Argwohn gegen einen Theil meiner Begleiter. Nach den Proben der Galeeren-Moral bei Cane-Hill, durfte ich keineswegs hülfefrige Beschützer wie am Morgen erwarten, eher musste ich Plünderer fürchten.

All meine irdische Habe lag im unvernagelten Kasten, den ich nicht auffällig bewachen durfte, ebensowenig konnte ich die Tasche herausnehmen. Da näherte sich Lieutenant Albright und flüsterte mir leise zu: *My boys found out, that you have money on you. I trust none of them, you had better stayed close to me to-night.* (Meine Jungen haben ausgefunden, dass Sie Geld bei sich haben. Ich traue



keinem von ihnen, Sie thäten besser, heute Nacht nahe bei mir zu bleiben). Der brave Mann glaubte mit diesen unvergesslichen Worten mir allen Schutz zu gewähren, dessen ich bedurfte, und es sei ihm unvergänglicher Dank, aber schlimmer war's um meinen Schatz bestellt, als um die Sicherheit des Wenigen, was ich unbesorgt bei mir trug; und doch durfte ich mein Geheimniss einem Fremden nicht entdecken, bei allem Vertrauen, welches der Mann einflösste, daher suchte ich den Schein unbefangener Ruhe zu behaupten. Sämmtliche Wagen waren mitten unter den Bäumen des Obstgartens, nahe dem Hause, aufgefahren; ich übte mich scheinbar gleichgültig, jenen, der mir am wichtigsten war, von der Hausthüre aus durch das Dunkel zu erkennen und seine Umgebung mir genau in's Gedächtniss zu prägen, um gerüstet die Nacht lauschend zu durchwachen und möglichst viel zu beobachten.

Im grossen Kamin der fast leeren Stube loderte ein grosses prasselndes Feuer; der Lieutenant liess einige Decken gerade davor ausbreiten, und nachdem das übliche Mahl in umgekehrter Reihenfolge verzehrt war, und die nassen Mäntel zum Trocknen die Wände schmückten, wies unser Beschützer auf das vorbereitete Bett und sagte: Well Gentlemen, make yourselves comfortable, (nun meine Herren machen Sie es sich bequem), wonach der letzte Zweifel schwand, dass mein grösstes Geheimniss verborgen blieb.

Nach einer Weile hörte man nur noch das Knistern des Feuers im Kamin, die Schritte der Wache und das Stampfen der unruhigen Maulthiere. Ich schlief mit sehenden Augen und hörenden Ohren, und wenn es auch noch so still war, so stand ich doch öfter auf, um einen Blick durch die offene Thüre nach dem Wagen zu werfen oder das leiseste Geräusch in seiner Umgebung zu vernehmen. Einmal wagte ich mich hinaus, da Schritte wiederhallten, allein sie rührten von der ablösenden Schildwache her, und ich kehrte zum wärmenden Kamin zurück, denn mich fröstelte schlaffieberisch in feuchten Kleidern.

Kurz darauf wurde dem Lieutenant gemeldet, einer der Posten sei angeschossen worden; vielleicht momentan vom Schlaf überwältigt, hatte ich keine Schüsse gehört, und der Lieutenant nahm keine Notiz von der Meldung, auf die nichts weiter folgte.<sup>1)</sup>

Die Nacht schien einer Ewigkeit gleich, und als es endlich im Lager lebhaft wurde, überliess ich Julius die Wache, um bis zum Aufbruch ein wenig zu schlummern.

Nach ereignissloser Weiterfahrt gelangten wir gegen zwei Uhr mittags nach Fayetteville. Der Wagen mit den Pianos wurde zur Stone'schen Wohnung befohlen, und beim Abladen fanden die Leute die Kiste wohl sehr schwer, dies aber des Instrumentes wegen ganz erklärlich.

\* \* \*

Die nächsten Tage benutzte ich zur geeigneten Verpackung der Klaviere für den langen Weitertransport, dabei bediente ich mich zur Erleichterung des grossen Kastens einer besonderen Kiste für die Füsse, des eisernen Stuhls und einer Anzahl Bücher, welche einer befreundeten Dame gehörten, die bei Freischlags wohnte, aber nach Missouri reisen wollte.<sup>2)</sup> Es schien mir nicht unwesentlich, dass auch dieser Kasten schwer würde, so waren mir die Bücher sehr gelegen, und ich liess sie absichtlich durch den Deckel sichtbar und gab unterwegs bei jeder Gelegenheit vor, dass die grossen Frachtstücke einer Lehrerin gehörten.

Es ist mir nicht bekannt geworden, ob man damals im Hause von der Wichtigkeit meiner Verpackungsarbeit wusste. Das unbefangene Gehenlassen und Nichtsehenwollen der freundlichen Hauseigenthümer, liess mich darüber im Un-

---

<sup>1)</sup> Im Frühjahr 1893 sprach Frau Albright gelegentlich eines Besuches zum ersten Male von der öfteren Erzählung ihres Mannes, bezüglich dieses Anschlages seiner Leute, mich von ihm zu trennen!

<sup>2)</sup> Frau Marie Janssen.

klaren, aber nach Jahren fielen entfernte Andeutungen, die annehmen lassen, dass wohl vermuthet wurde, was vorgeing. Uebrigens stand die Ehrenhaftigkeit der Familie so bedingungslos hoch, dass das Meinige unter allen Umständen sicher gewesen wäre, deshalb hatte ich von einer geplanten Abwesenheit unter Zurücklassung meiner Habe im Hause der Freunde nichts zu befürchten. Es ist auch nicht unmöglich, dass die Stone'sche Familie durch Lieutenant Albright, der später die liebenswürdige Tochter des Hauses heirathete, von dem Vorkommniss am Cane-Hill unterrichtet war, und ohne das Verdienst dieses treuen Beschützers verringern zu wollen, gebe ich der Möglichkeit Raum, dass mir vielleicht das freundschaftliche Verhältniss zur Familie bei jener Fahrt etwas zu statten kam.

Julius, der mich bis dahin mit seltener Opferwilligkeit unterstützte, wartete nun auf sichere Gelegenheit zur Rückkehr nach Missouri, während ich über das Wagstück brütete, nach Hermannsburg zurückzukehren, um womöglich am lichten Tag der noch vermissten Niederlage nachzuspüren, ohne den Schwager um Begleitung anzugehen, der bald mit einem Wagenzug der Armee abreiste.

Wenige Tage später erhielt ich vom Quartiermeister Lieutenant Wilson eine Zahlungsanweisung für Bretter, im Werth von fünfundvierzig Dollar, und von Oberst Harrison eine Empfehlung an den kommandirenden weissen Officier des inzwischen nach Boonsboro vorgeschobenen Postens, der aus einer Kompagnie Indianer bestand. Hierauf schloss ich mich dem nächsten Fouragierzug in die Gegend von Cane-Hill an. Der unterdessen von Springfield zurückgekommene Freund Freischlag liess mir einen alten Klepper, welcher ihm von einer grossen Anzahl Thiere übrig geblieben war.

Am Abend des gleichen Tages wurde ungefähr drei Meilen von Boonsboro bei einer Farm über Nacht gelagert; ich nahm Quartier im Hause und brachte mein Pferd im Stall unter, allein es fand, wie alles halb Begehrliche, seinen Räuber und war am Morgen verschwunden.

Mit den Wagen bei den Vorposten angekommen, erhielt ich für die übrige Strecke von sieben Meilen unter plausibler Vorgabe vom kommandirenden Officier ohne Schwierigkeit eine Eskorte, die aus acht unerforschlichen Indianern bestand. Die Bedürfnisse des Magens vergessend, drängte ich unverzüglich, ohne Mundvorrath für den Tag, nach meiner Ruine zurück.

Die verwilderten Felder, die nur selten betretene Landstrasse und die verödeten Menschenwohnungen forderten zur Betrachtung meiner einsilbigen Begleiter heraus. Ich liess das Wort *ca-na-ne-ha-he* fallen, konnte aber nur so viel erlauschen, dass Einer oder der Andere früher für die Mühle Holz geschlagen habe, und im Uebrigen blieben sie beim hart apostrophirten *klat-ná*, nein! ohne Freundschaftsgefühle geweckter Kultur zu verrathen.

Mit jedem Schritt dem Ziele näher gebracht, beschäftigten mich die Erwägungen noch unfertiger Pläne, als ich in die Ferne sehend, durch das Geäste der Baumgipfel die wohlbekannten Umrisse des erstrebten Thälchens erkannte.

Die Sonne stand hoch, als wir an der grossen Quelle ankamen, wo ich den Leuten verständlich machte, hier auf mich zu warten, ohne weitere Erklärung zu versuchen. Nun sah ich die Stelle im Tageslicht wieder, Niemand schien sie seit jener Nacht betreten zu haben. Ich holte die Hacke unter einer Baumwurzel hervor und fing ohne weiteres Handgeräth das unterbrochene Durchwühlen des Bodens von Neuem an. Zeit auf Zeit verstrich, grösser und grösser wurde die Ausdehnung des nur gelockerten Erdreiches, und immer wahrscheinlicher schien mir das Gefäss von fremder Hand gehoben. Obwohl ermüdet von der hastigen Arbeit, wollte ich mir doch zur späteren Genugthuung Gewissheit über das Verschwinden des Schatzes verschaffen und grub ununterbrochen weiter, bis ich erschöpft aussetzte.

Das Gesicht nach Norden gewendet und die Hacke vor mir haltend, stand ich mit ausgespreizten Beinen über der Grube, um Athem zu schöpfen, und überschaute den Um-

fang des aufgewühlten Bodens. Sinnend umschweifte mein beobachtender Blick den fernerer Umkreis, dabei streifte er den offenen Gang zwischen Haus und Küche des ehemaligen Nachbars, wo in schauervoller Nacht der geheimnissvolle Schuhmacher sein Wesen trieb. Jetzt erfasste mein Auge eine dunkle Gestalt, und als ich sie schärfer fixirte, schien kaum ein Zweifel möglich, dass auf der erhöhten Verbindung der Häuser ein Mann sass, der unverwandt zu mir herübersah und ein Gewehr aufrecht zwischen den Beinen hielt. Ich vereinigte nochmals die ganze Sehkraft meiner Augen auf die Gestalt und muthmasste jetzt einen zur Eskorte gehörigen Pin, der wohl wegen meines langen Ausbleibens auf Kundschaft aus war, mich in Indianerart umschlichen und vielleicht schon seit längerer Zeit beobachtet hatte.

Diese Entdeckung musste mich befürchten lassen, dass selbst, wenn ich jetzt meinen Schatz fände und höbe, dieser, sammt meinem Leben gefährdet wäre; ich brach deshalb kurz ab, ebnete und bedeckte den Boden mit Reissig, warf Hacke und Stiel nach verschiedenen Richtungen hin, schritt über die anstossende verwilderte Obstgartenanlage gerade auf den Späher los und gab in ungesuchter Weise die mir am passendsten scheinende Erklärung, hier vor einigen Tagen einen Schlüssel verloren zu haben, den ich jetzt wiedergefunden hätte. Wohl oder übel musste ich die Weisheitsregel des Hesiod anerkennen „die Hälfte ist mehr als das Ganze“, und die Sorge für meine weitere persönliche Sicherheit half über meine Verstimmung hinweg, denn ich hatte alle Ursache, meinen Beschützern nicht zu trauen, besonders keinen davon in meinen Rücken schleichen zu lassen, da sie doch meine Schlüsselgeschichte (die sie übrigens vielleicht nicht verstanden) missdeuten und glauben konnten, ich hätte Werthvolleres gefunden. Unzählige Bürger sind während dieses Bruderkrieges ungeahndet verschwunden, doch ca-na-ne-ha wurde wohlbehalten dem Vorposten wieder abgeliefert, und als auch die Fouragierwagen eingetroffen waren, eilte der Zug zum vornächtlichen Lagerplatz zurück. Er-

folglos, wie erwartet, blieb meine Nachfrage nach dem gestohlenen Pferd. Niemand wollte etwas davon wissen. Ich nahm ungerührt Abschied von meinem Wirth, und am Abend in Fayetteville angekommen, ersetzte ich meinem Freund den Werth des Gauls, indem ich ihm die Bretterzahlung überschrieb.

Alles Erreichbare, immerhin mehr, als möglich schien, war erlangt. Nun blieb sicherer Transport für meine Sachen zu beschaffen, und als ich bald darauf mit ihnen unter militärischem Geleite die Brandspuren des Krieges verliess, blickte ich mit Dankbarkeit auf die neuerrichteten Baracken und mit frischer Hoffnung in die Zukunft.

Der Wortlaut des Befehls von Brigadier General Sanborn zur Auslieferung meiner Güter in Springfield ist folgender:<sup>1)</sup>

Headquarters District of S. W. Mo.

Springfield Mo. March 2<sup>th</sup> 1864.

Special order No. 58.

Upon recommendation of Brig. Genl. F. Herron and Totten, Capt. R. B. Owen A. Q. M. will deliver to Charles F. Herman the two pianos brought by his train from Fayetteville by order of Brig. Genl. Sanborn

Lt. V. D. Hulburt  
Actg. assistant  
Adj. Genl.

Hauptquartier, Distrikt von  
S. W. Missouri  
Springfield Mo. d. 2. März 1864.

Auf Empfehlung der Brig. Genl. F. Herron und Totten soll der Capitän R. R. Owen A. Q. M. die zwei auf Befehl von Brig. Genl. Sanborn mit seinem Zuge von Fayetteville gebrachten Pianos an Carl F. Hermann überliefern.

Lieut. W. D. Hulburt  
Actg. Asst.  
Adjt. Genl.

---

<sup>1)</sup> Inventar, meine eigenhändige Abschrift des ausgelieferten Originals III.



Der Zug nach Rolla über die früher erwähnten Plätze ging glücklich zu Ende. Ich entsinne mich einer Begebenheit, welche grosse Aufregung veranlasste. Auf der Fahrt durch das berühmte Big Piny Gebirge, unweit der Big Spring, hatte sich das Gerücht verbreitet, dass ein Ueberfall seitens einer feindlichen Streifabtheilung zu befürchten sei, und in Folge dessen eilte der Zug in halbtägiger fluchtähnlicher Hast über alle Hindernisse der durch starken Gebrauch erschrecklich ausgefahrenen Strasse, allein wir kamen mit dem Schrecken davon, und ich konnte nicht ermitteln, ob wirklich Gefahr, welche für mich so bedeutungsvoll geworden wäre, vorhanden war.

Die Reise von Fayetteville nach Rolla nahm beinahe zwei Wochen in Anspruch. Unterwegs erregte es keinen Verdacht, wenn ich allnächtlich im gedeckten Wagen auf meiner grossen Kiste schlief. Als ich mich in Rolla von meinen Gütern trennen musste, um sie mit der Bahn weiter befördern zu lassen, machte mein armseliges Aeussere, wie auf jenen jungen Troupier, der mich unterwegs stets „old man“ nannte, nun auch auf die Verlader an der Bahn den gewünschten Eindruck, denn sie liessen meine gewichtigen Kisten unberührt. Ich kam mit dem Personenzug nach beinahe dreimonatiger Abwesenheit wieder in Washington an und fand meine ängstlich harrende Frau und Kinder gesund wieder.

Bald trafen auch die Güter in gutem Zustande ein, und nach einigen Tagen brachte ich meine wiedereroberte Baarschaft, deren Gesamtbetrag mir bis dahin unbekannt geblieben, in sichere Verwahrung.

Alles seit 1855 selbst Erworbene ging verloren, dagegen waren die Hinterlassenschaften der Eltern und des Onkels Claes grösstentheils gerettet; ich betrachtete sie als ein heiliges Vermächtniss, und meine damit verbundenen Erlebnisse mahnten zur fernerer Erhaltung.

Im achtunddreissigsten Lebensjahre betrat ich unter erschwerenden Umständen einen neuen Wirkungskreis, aus welchem ich kurze Umrisse folgen lasse.

\*

\*

\*

In trüben Bildern zogen die Ereignisse der letzten Jahre an mir vorüber. Der schleppende Gang der Ereignisse auf dem ausgedehnten Kriegsfelde liessen die Aussicht auf eine dauernde Rückkehr nach Arkansas hoffnungslos erscheinen. Die entsittlichenden Einflüsse des Krieges vergrösserten den Hass der Partheien, welcher fortzeugend die Brandfackel und die Mordlust schürte. In sinnloser Wuth wurden die Farmen zerstört; mit neronischem Behagen unsere Wohnungen, Storehaus und Mühle den Flammen preisgegeben, die besten Einwohner ihrer Gesinnung oder ihrer Habe wegen gemordet, oder ins Elend gebracht. Selbst nach Beendigung des grausamen Streites waren die Erwerbsquellen des Landes auf lange Zeit gehemmt, und alle gesetzlichen Ordnungen aus Fug und Band. So stürzte denn, nach „Goebel“, der Ball in den Abgrund.

Ein tapferer Haufen hatte den mit reichen Mitteln jeder Art verstärkten Streitkräften des Nordens erstaunlichen Widerstand geleistet. In völliger Erschöpfung und aus Mangel an Allem war das konföderirte Volksheer erlegen. In beispieillosen Nachsicht blieben die Hauptschuldigen am Verrath gegen das Leben der Nation unbestraft, und die Verführten wurden zur Beute einer Rotte politischer Geier; während die treuen Unionsanhänger des Südens sich obdachlos über das Land zerstreuten.

Die übermüthigen, nach der Rebellion zur Macht gekommenen Sieger, und die Sauger, welche sich an ihre Fersen hefteten, forderten nun von der Mitwelt zum Lohne eines Sieges, der nur in der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse lag, unvergängliche Dankbarkeit in der Gestalt der Fortdauer ihrer Macht. Zur Betäubung der Steuerzahler errichtete man mittelmässigen Schlachtenlenkern Denkmäler und Mausoleums. Unterdessen zehrten im Verein unersättliche Hochzöllner, käufliche Stimmgeber, diebische Volksvertreter am öffentlichen Vermögen, und Massen professioneller Pensionäre für geleisteten oder ungeleisteten Kriegsdienst schlossen die Reihen, um einen Klassenkommunismus zu beleben,

welcher ein ruinantes Spoliations-System schuf und den vorgeschützten Patriotismus zur Satyre machte.

Möge die Union sich der ungeheuren Opfer und Leiden zu ihrer Erhaltung werth erweisen.

\* \* \*

Die Nothwendigkeit, das Vergangene von der Gegenwart abzuschliessen, war unverkennbar, und sie deutete darauf hin, dass wir uns eine neue Heimath gründen müssten. Meine Geneigtheit zu einer Veränderung in früheren Jahren, war nun zum unerbittlichen Zwang geworden, aber ich habe es seither als ein Glück erkannt, dass er gerade in widerstandsfähigen Jahren an mich herangetreten ist.

Indem ich die Wiedegründung meiner häuslichen Niederlassung in einem besonderen Nachtrag nur kurz behandle, verfolge ich zum Schluss die Kriegsereignisse, welche mit dem Vorangegangenen im engeren Zusammenhang stehen.

Erst das Jahr 1867 brachte Licht über den in Arkansas zurückgelassenen Schatz. Ein früherer Angestellter in meinem Geschäft mit Namen Rassmus aus Washington in Missouri, hatte die Tochter Dannenberg's, welche am Abend unserer Flucht jenes Depot ihres ermordeten Vaters verlangte, aber nur zum Theil erhalten konnte, geheirathet.

Im Jahre 1866 schrieb Rassmus als Testamentsvollzieher mit Bezug auf den Rest der anvertrauten Niederlage. Die Verhältnisse in Arkansas hatten sich etwas gebessert, und da ich selbst noch ein Interesse in jener Vergrabung hatte, hoffte ich in nicht zu ferner Zeit dorthin gehen zu können, um alles zu ordnen. Allein Rassmus, wie auch Legg, ein anderer Depositor, drängten ungeduldig auf Rückgabe und wollten nicht auf mein Hinkommen warten. In zu grosser Besorgniss um das, was man denken könnte, ordnete ich eine Nachgrabung im Beisein aller Betheiligten und zweier meiner Freunde an, indem ich unter Siegel, welches am betreffenden

Ort in Gegenwart Aller gelöst werden sollte, den Platz der Niederlage nach bestem Wissen bezeichnete.

Auf weitere derzeitige Briefe später zurückkommend, gebe ich jetzt nur das auf Obiges Bezügliche wieder.

Thomas Tennant<sup>1)</sup> schreibt:

Washington County Jan. 16<sup>th</sup> 1867.

Your more than wellcome letter to hand yesterday, for which receive my very warmest thanks. I am truly glad to know that my old friends, whose hands and hears have never been stained with blood nor robbery, still remember one, who has suffered everything but death, and I am glad that after I have passed through this unholy war, where robbing and murder has been the order of the day, that you still repose confidence in me as an honest man. Yes, my dear friend, I assure you, that this war, although it has been a curse to the nation and a disgrace to mankind, it neither made me a rogue or murderer.

The little favour you ask of me to do, will be done with more delight than if I was working for â rebell for fifty Dollars a day, and if you John Hermann, or J. Wilhelmi wants me to go to the moon and send me a balloon to do it with, I will make the effort. All you have to do, is to make known your request, and if I do not do it, then you may call me a rebell.

Washington County, den 16. Januar 1867.

Ihren mehr als willkommenen Brief habe ich heute erhalten, wofür Sie meinen wärmsten Dank empfangen wollen.

Es freut mich wahrhaft, dass meine alten Freunde, deren Hand und Herz nie von Blut noch von Raub befleckt wurden, sich noch an Einen erinnern, der Alles, bis auf den Tod, erlitten hat, und ich bin froh, dass, nachdem ich diesen unheiligen Krieg, während dessen Rauben und Morden die Losung des Tages waren, durchlebt habe, Sie noch Vertrauen in mich als einen ehrlichen Mann setzen. Ja, meine theuren Freunde, ich versichere Sie, dass dieser Krieg, obwohl er ein Fluch für die Nation, eine Schande der Menschheit ist, mich weder zum Schurken noch Mörder gemacht hat.

Den kleinen Dienst, welchen Sie von mir verlangen, thue ich mit mehr Freude, als wenn ich für fünfzig Dollar per Tag für einen Rebellen arbeitete, und wenn Sie, John Hermann oder J. Wilhelmi von mir fordern, zum Monde zu fliegen und mir einen Ballon dazu senden, so würde ich den Versuch machen. Alles was Sie zu thun haben ist, Ihr Verlangen zu stellen, und wenn ich es nicht thue, mögen Sie mich einen Rebellen heissen.

Th. H. Tennant.

---

<sup>1)</sup> Ein amerikanischer Farmer vom gewöhnlichen Schlag.

Rassmus schreibt:

Flint, Cherok. Nation, Febr. 20<sup>th</sup> 1867.

The Rev. Mr. Ewing informed me yesterday that Mr. Tom. Tennant had told him of a communication received from you recently wherein you expressed a desire, that he (T) should get some coin that was buried, and that you would write again soon giving directions where to find the money. Mr. Ewing says: Mr. Tennant has kept the matter all, but a secret, having spread it the neighborhood over, which I consider very imprudent in him, and should yours with directions as promised have been sent, it is very doubtful whether Mr. T. will be the first to note its contents, there being no Post office at Evansville yet, many persons have access to the mail, directed to that place.

Should you not have advised any one as yet where the amount belonging to the estate of N. B. D. can be found, I hope you will refrain from doing so by letter, however I shall hold you responsible for the deposit.

Flint (Cherok. Nation), den 20. Febr. 1867.

Der Pastor Ewing theilte mir gestern mit, dass Hr. Tom. Tennant ihm von einer kürzlich von Ihnen erhaltenen Nachricht sagte, in welcher Sie den Wunsch äusserten, dass er (T.) einige Münze, welche vergraben ist, ausheben solle, und dass Sie bald wieder schreiben wollten, wo das Geld zu finden sei. Herr Ewing sagte: Herr Tennant hat die Sache als Alles, nur nicht als Geheimniss behandelt, denn sie ist über die ganze Nachbarschaft verbreitet, was ich für sehr unklug von ihm halte, und im Fall Ihr Brief mit den Angaben schon gesandt wurde, so ist es sehr zweifelhaft, ob Herr T. der erste sein wird, welcher seinen Inhalt sieht, da noch kein Postlager wieder in Evansville eröffnet ist. Viele Personen haben Zugang zu den Postsachen, welche dorthin gerichtet sind.

Sollten Sie Genannten noch nicht davon unterrichtet haben, wo das zum Nachlass von N. B. D. Gehörige gefunden werden kann, so hoffe ich, Sie werden unterlassen, es durch Brief zu thun, übrigens werde ich Sie für das Deposit verantwortlich halten.

Die punktirte Zeichnung wurde an M. Weber geschickt. Die vier Männer gingen eines Sonntagvormittags zur Stelle, die mich so manchen Schweisstropfen kostete, konnten aber nichts finden, und zogen ab. Auf die Benachrichtigung ihres Misserfolges hin ersuchte ich sie um nochmalige grössere Anstrengung, welche dann gemacht und wodurch der Schatz auch wirklich gefunden wurde.

Tennant wiederholte am 12. und 22. Februar, er habe



auf seine im Januar mitgetheilte Bereitwilligkeit keine Antwort erhalten, er fürchte meine Antwort sei abhanden gekommen, Legg dränge um das Seinige, sonst würde er nicht zum zweiten Male geschrieben haben. „Those secesh liars ask Legg as soon as they see him if he got his money“, (diese abtrünnigen Lügner fragen Legg so bald sie ihn sehen, ob er sein Geld hat) und stellen ihm verfängliche Fragen.

Alsdann schreibt Tennant am

6. April 1867.

It becomes my duty to give an account of my stewardship. Being unwell and a little out of humour I do not expect to give very lucid account and I proceed to give you a faint view of the money matter and the numerous lies that have been told; these rebels here can outlie anything on this earth.

The letter, you sent to Van Buren, Mr. Weber got on the 28 of March, on the 30<sup>th</sup> which, was Saturday we came together and he tore off the envelope, which had on the back „to be opened in presence of Legg, Rassmus, Weber and Tennant“ and as it was such a public place, we decided to „do it“ the next day on sunday. We all met at Webers' home and got to the place and dug, and the rest watched, and after a long time we found it within 5 or 6 feet of the tree.<sup>1)</sup>

Den 6. April 1867.

Es ist meine Pflicht, Rechnung über meine Oberaufsicht abzulegen.

Da ich unwohl und ein wenig in übler Laune bin, erwarte ich nicht einen klaren Bericht geben zu können, doch werde ich eine schwache Beschreibung der Geldangelegenheit und von den vielen Lügen geben, welche aufgebracht wurden; diese Rebellen können stärker lügen als irgend jemand in der Welt.

Der Brief, den Sie nach van Buren adressirten, wurde am 28. März durch Herrn Weber empfangen. Am 30., welcher ein Sonntag war, kamen wir zusammen, und er (W.) öffnete das Envelope, auf dessen Rückseite vorgeschrieben stand: „Zu eröffnen in Gegenwart von Legg, Rassmus, Weber und Tennant“. Doch da der Platz so öffentlich war, beschlossen wir „es“ am nächsten Tage, einem Sonntage, „zu thun“.

Wir kamen bei Weber's Haus zusammen und gingen zum Platz, einige gruben, und die anderen standen Wache. Nach einer langen Zeit fanden wir das Geld 5 oder 6 Fuss von dem Baume.

---

<sup>1)</sup> Obige Briefe im Inventar.



Weber schrieb übereinstimmend in Briefen vom 6. April und 12. Mai 1867 und giebt eine kleine Zeichnung des Platzes, wo der Hafen (Topf) einundeinhalb Fuss tief gefunden wurde, und wenn diese Bezeichnung genau ist, so war diejenige, welche ich an die vier Männer sandte, ungenau, übrigens fehlten mir ja schriftliche Notizen.

Für mich war das Resultat unglücklich, da Rasmus den Löwenantheil des Gefundenen als Dannenberg's Antheil beanspruchte und ausgeliefert erhielt.

Hätte ich dies voraussehen können, so würde ich mich nicht beeilt haben, um so weniger, als über Dannenberg's Niederlage nichts Schriftliches existirte. Für Legg war weniger, als ihm zukam, übrig geblieben, eine begonnene Klage wurde zurückgezogen, verursachte mir aber Kosten und Unannehmlichkeiten.

Auch Lina's Ersparnisse, in einem seidenen, gehäkelten Täschchen mit Bügelschloss, wie dort kein zweites existirte, wurden von Rasmus beansprucht und gingen mir verloren.

Hierauf erfolgte eine erregte Korrespondenz, welche mit Rasmus' Brief vom 20. Mai 1867 die Angelegenheit abschloss.

Ein anderes Geldversteck aus jener bösen Zeit sollte während meines kurzen Aufenthaltes in Arkansas im Jahre 1868 aufgedeckt werden. Bruder Jean hatte in meinem Beisein im Jahre 1861 im Rauchhaus, welches seitdem abgebrannt war, etliche Hundert Dollars vergraben. Um damit den Bruder Jean zu überraschen, half mir ein Freund mit Pike und Schaufel beim Ausgraben, allein erst nach drei viertel Tag schwerer Arbeit fanden wir das Gesuchte.

Machte schon früher unser verödetes damaliges Heim einen düsteren Eindruck, so blickte ich doch jetzt mit Wehmuth auf die Trümmer der alten Wohnstätten, wovon nur noch die Kamine und Fundamente sichtbar waren.

Mein Eisenschrank, in welchem die Geschäftsbücher über bedeutende Aussenstände, Schuldscheine nebst Tausenden in konföderirtem Gelde, wie auch meine Postamtskasse sammt

Briefmarken zurückblieben, lag mit zertrümmerter Thüre in der Storeruine.

Ich erhielt eines Tages folgende Notiz:<sup>1)</sup>

Mr. F. C. Hermann

January 30<sup>th</sup> 1867.

Sir:

I now hold a Draft N. 350 on you from the Auditor of the Treasury for the Post office Department with orders to address you demanding immediate payment on said draft, and if you fail within thirty days to comply, it will be the duty of the said office to institute a suit in the United States court to recover the amount. This debt against you is the balance due on your account with the United States as Post Master at Hermannsburg Washington Cty. Arkansas.

The draft calls for thirty four 34 Dollars.

Respfy.

W. H. H. Nott P. M. at West Fork  
Washington Cty. Ark.

To. F. C. Hermann  
late Post Master at  
Hermannsburg Washington Cty. Ark.

Herrn F. C. Hermann.

30. Januar 1867.

Mein Herr:

Ich halte eine Tratte No. 350 auf Sie vom Auditor des Schatzamtes für das Postdepartement, mit dem Befehl, Sie zur sofortigen Zahlung der Anweisung aufzufordern, und sollten Sie innerhalb 30 Tage diesem Verlangen nicht nachkommen, so wird jene Behörde Klage gegen Sie im Vereinigtenstaaten-Gerichte beantragen.

Diese Forderung ist ein schuldiger Rest Ihrer Rechnung mit den Vereinigten Staaten, als Postmeister in Hermannsburg, Washington Cty. Ark.

Die Anweisung lautet auf Vierunddreissig Dollar.

Achtungsvoll

W. H. H. Nott, P. M. in West Fork  
Washington Cty. Ark.

An F. C. Hermann,  
früher Postmeister  
in Hermannsburg, Washington Cty. Ark.

Die angedrohte Einklage hätte unter den damaligen Umständen keine Folgen haben können, allein um Weitläufigkeiten

---

<sup>1)</sup> Original im Inventar III K.

zu vermeiden, warf ich auch dies in die holländischen Sümpfe und bezahlte den Betrag.

Gelegentlich einer nochmaligen Reise nach Arkansas, im März 1891, kam ich am denkwürdigen Feldlager auf Prairie-Grove und an dem bei Cane-Hill vorüber. In trüben Gedanken beschleunigte ich den Schritt des Pferdes, aber beim Weather-spoon'schen Uebergang der Barrenfork angekommen, ritt ich links, dem Lauf des Wassers folgend, um die dämmernde Erinnerung aus jener pechschwarzen Nacht am Platze aufzufrischen. Die Fluthen häufiger Ueberschwemmungen hatten statt des groben Kiesel ein stehendes Wasserbecken am Fusse des sieben Schuh hohen Felsens hinterlassen, doch die vernarbten Andenken an meiner Hand bezeugen, dass der Herabsturz kein Traum war.

Die Ansiedelung und Poststation fand ich unter dem neuen Namen Dutch Mills wieder.

Gleich im April 1864 wandte ich mich abermals an meinen hochherzigen Gönner Adolph Busch, der mir nun eine Anstellung in seinem Geschäft einräumte, welche ich sogleich antrat.

Aus einer unabhängigen Selbständigkeit herabgestiegen, wurde mir die neue Lage recht fühlbar. Ich prüfte meine Fähigkeiten und erkannte in mir inneren Werth, aus dem ich Geduld und Muth schöpfte und mich zu neuen Anstrengungen stärkte.

Meine Familie blieb in Washington, bis ich in der von Flüchtigen überfüllten Stadt St. Louis eine äusserst bescheidene Wohnung gefunden hatte und, Dank der weisen Eintheilung meiner haushälterischen Lina, lebten wir im Einklang mit meinem Gehalt (von \$ 75 per Monat), während der Unterhalt sehr theuer war, dagegen musste ich zur Anschaffung einer Hauseinrichtung mein Bankguthaben in Angriff nehmen.

Ich litt noch mehrere Jahre an dem von Arkansas mitgebrachten Uebel der Darmgeschwüre, und ihrer oft tödtlichen Entkräftung, wovon ich erst unter der Behandlung des später

zurückgekehrten Bruders nach und nach vollständig geheilt wurde.

Im Jahre 1865 trat ein Theilhaber der Firma aus dem Geschäft; ich weiss nicht, wodurch ich die hohe Auszeichnung verdiente, dass mir, wenn auch nur eine kleine Theilhaberschaft angeboten wurde.

Ich war von der wohlgemeinten Absicht meines Gönners überzeugt, dennoch schlug ich das Anerbieten mit den Worten aus, „ich wolle es mir überlegen“, um nie wieder darauf zurück zu kommen. Mein Protector war rasch und kühn in seinen Unternehmungen, ja meiner Ansicht nach zuweilen verwegen, und ich hatte nichts zu wagen. Es war eine nur zu natürliche Folge schicksalsschwerer Zeit, dass ich lange Monate dem Boden unter meinen Füßen nicht traute, vielleicht selbst da, wo er fest war, und dass ich erst in einer späteren Epoche wieder anfang, Mut zu selbstständigen Unternehmungen zu bekommen. Auch mein edler Freund sprach nicht wieder von seinem Anerbieten, und ich befürchtete stets, dass ich ihn etwa verletzt haben könnte.

Bald darauf wurde mir vom Inhaber einer Privatbank eine Offerte mit weit höherem Gehalt (\$ 2000 pro Jahr) und festgesetzter Theilhaberschaft gemacht, in Folge dessen ich meine Stelle aufgab, doch die Verhältnisse in dem neuen Wirkungskreise missfielen mir der Art, dass ich ihn nach wenigen Monaten wieder verliess.

Ich wollte mich nun im Norden, etwa in St. Paul (Minnesota), um eine Niederlassung umsehen, und um auf billige Weise dorthin zu kommen, bot ich dem noch immer wohlwollenden Gönner meine Dienste an, am dortigen Platze den Einzug eines mehr als zweifelhaften Aussenstandes zu versuchen, wofür mir im Fall des Gelingens eine Vergütung zukommen sollte, andernfalls nur freie Reise.

Ich ging ungefähr im Juni 1865 nach Minnesota, und nach mehreren Wochen ungewöhnlicher Schachzüge gelang es mir, die Angelegenheit zur Zufriedenheit meines Gönners zu erledigen.

Unterdessen hatte ich dem obigen Geschäft meine ganze Zeit gewidmet, dagegen meinen eigenen Reisezweck vernachlässigt und war nach St. Louis zurückgekehrt.

Im August 1865 ging ich für meine Rechnung an die Arbeit, nicht ohne Selbstvorwurf in der gleichen Geschäftsrichtung wie der Freund. Uebrigens habe ich mich brieflich bei ihm entschuldigt.

Im Jahre 1874 brachte ich eine Erholungsreise mit Familie, Frau und sechs Kindern, wovon das Jüngste zwei Jahre alt war, beiläufig gesagt eine unverzeihliche Dummheit, nach Deutschland zur Ausführung und kehrte erst im Spätjahr 1875 nach Amerika zurück. Nach weiteren Jahren der Erwerbsthätigkeit zog ich mich am 31. Dezember 1887 in den Ruhestand zurück.

Von 1888 auf 89 verweilten wir mit drei Töchtern und nochmals 1896 mit zwei Töchtern in Deutschland. Ausgenommen den in die Jahre 1883—86 fallenden grossen Kummer der langsamen Erblindung unseres talentvollen unvergesslichen Töchterchens Emilie, im Gefolge eines Gehirntumors, und ihrer Erlösung durch den Tod, sind wir von schweren Krankheitsfällen oder sonstigen Heimsuchungen verschont geblieben.

\* \* \*

Nachdem ich in mehreren Zwischenpausen aus den Schachten alter Erinnerung tagein, tagaus diese Körner einer Bergmanns-Arbeit zusammengetragen, wage ich den Freudensprung, von dem die Randbemerkung einer uralten St. Gallischen Handschrift spricht (Scheffel) „Libro completo, saltat scriptor pede laeto“, zu deutsch:

Kommt das Büchlein endlich zum Schluss,  
Hüpft der Schreiber auf fröhlichem Fuss!

Jetzt, am Ende des zwölften Jahres, seit ich die drückende Last eines missfälligen Berufes abgestreift habe, bin ich unverändert der Ansicht, dass da, wo der Erwerbsthätigkeit die ästhetische Anregung abgeht, und wo man ihr ohne wirth-

schaftliche Nothwendigkeit fröhnt, also nur zum Zeitvertreib Güter anhäuft, die intellektuelle Erkenntniss der Rechte des vernünftigen Daseins fehlt, denn nur in solchem Falle ist das Ende in der Tretmühle des Geschäfts naturgemäss. Roscher sagt: „Für gewöhnliche Naturen ist es ein Glück, dass sie ihr Brod im Schweisse ihres Angesichts essen müssen“.

Wer es so weit bringt, muss das Nichtsthun von seiner idealen Seite anfassen, um es zu geniessen; man sollte nicht allzu oekonomischer Oekonom sein, sondern dem Ende aller Dinge mit praktischer Lebensweisheit entgegengehen.

Den Mangel innerer Uebereinstimmung konnte die Färbung meines Denkens nicht zerstören; denn nur die äussere Nothwendigkeit und das Pflichtgefühl zwangen mir Ausdauer ab.

Endlich folgte ich dem Beispiel des Vaters und der Brüder und zog mich von den Geschäften zurück; ebenso wie sie, wage ich nicht zu behaupten: Alles aufs Beste gestaltet zu haben.

Mancher füllt mit ernstem Streben  
Fast ein ganzes, langes Leben,  
Aber einmal lässt doch Jeder,  
Sei es früher, sei es später,  
Unbegreiflich, übergross,  
Eine Riesendummheit los!

\* \* \*

Während eines vierten Besuches in Deutschland mit Frau und der jüngsten Tochter, befinden wir uns jetzt, im Spätjahr 1899, in der imposanten Kaiserstadt Berlin.

Aus Gerechtigkeit, und um Missverständnisse zu vermeiden, darf ich nicht unterlassen die mächtigen Eindrücke hervorzuheben, welche heute mein geliebtes Vaterland nach allen Richtungen hin auf mich, sowie wohl auf den gebildeten Menschen jeder Nationalität überhaupt macht.

Ich schätze eine Einführung in Leipzig, der grossen Metropole des deutschen Buchhandels und der Buchdruckerkunst zu den glücklichen Augenblicken des gegenwärtigen Aufenthaltes in Deutschland, wodurch auch die nunmehrige Drucklegung meiner Familien-Chronik zur Ausführung gelangte.



Blicke ich mit objektiver Zergliederung auf die Vergangenheit zurück, so gelange ich zur Ueberzeugung, dass es ein Missgriff des Geschickes war, aus meinem Holz einen Mercurius schnitzen zu wollen! Doch wer weiss, was aus der Verwirklichung meiner Jugendideen und ihren Folgerungen geworden wäre!

Wie die Natur einzelne Wesen vollkommener als andere bildet, so bereitet besonderes Zusammentreffen der Umstände Einzelnen auch ein mehr bevorzugtes Erdenloos als Anderen. Da ich keiner von den ausnehmend Bevorzugten, noch von den ganz Gemiedenen des Glückes bin, betrachte ich das Geschehene als unvermeidlich nothwendig Gewesenes. In Leiden geprüft, erwarb ich durch glückliche Fügung die wesentlichen Eigenschaften, welche mich befähigten, den Existenz-Kampf dieser Welt für mich siegreich zu Ende zu führen.

Ich verdanke dem Zufall die Erhaltung des Lebens und vertraue auf eine ruhige Zukunft.

Zum Schluss die Worte aus Goethe's Egmont: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, muthig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiss es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

---

Die nachstehenden Kopien, deren Originale im Inventar sind, gestatten weitere, allgemeine Einsicht in die sittlichen und örtlichen Verhältnisse des exponirten Nordwestens von Arkansas, während und nach dem Bruderkriege.

---

Boonsboro Ark., Aug. 12<sup>th</sup> 1866.

Dear friend:

I have the opportunity of writing to you in answer to yours, which came to hand a few days ago, and we were very glad to hear from you all once more. Would have written sooner but postage stamps were very hard to get. The neighbours say, they would be glad if you would come back, you could live here now just the same as you did before the war commenced, and could make a good deal by selling merchandise, as there are not many goods in the country, only two or three little stores in Evansville, and one in Cane-Hill another is building up. Everything is quiet and peaceable here now, no bushwhacking going on at all.

Your stable and smokehouse and Smitts' house are not burnt <sup>1)</sup> Ira Williams has built himself a new house, and moved to his farm again; I believe all the neighbours have come home, that I can think of, I understand there is a cow at the widow Leaches, which Mr. John H. bought of El. Leach before the war.

Some people think there will be trouble here again, I want to know what you think of it, please write me as soon as you can, and tell me, do you think we will have any more trouble of war here.

---

<sup>1)</sup> sind später abgebrannt.

Our best respect to your family and all the balance of my old friends.

Yours with great respect  
N. F. English.

Mr. Ch. F. Hermann.

Boonsboro Ark., d. 12. Aug. 1866.

Werther Freund !

Ich schreibe die Antwort auf Ihren Brief, welcher mir vor einigen Tagen zukam, und wir freuten uns sehr, von Ihnen allen nochmal zu hören. Hätte schon früher geschrieben, allein die Postmarken waren schwer zu erhalten.

Die Nachbarn sagen, sie würden sich freuen, wenn Sie zurück kämen; Sie könnten jetzt hier wie vor dem Krieg leben, und Sie könnten mit Waarenverkauf viel verdienen, da wenig Güter im Lande sind, nur 2 oder 3 kleine Stores in Evansville und einer in Cane-Hill, ein anderer ist im Bau.

Alles ist jetzt ruhig und friedlich, keine Buschklepper mehr.

Ihr Stall, und Smitt's Haus sind nicht abgebrannt. Ira Williams hat ein neues Haus gebaut und zog wieder auf seine Farm. Ich glaube alle Nachbarn, von welchen ich weiss, sind heim gekommen.

Ich höre, dass bei Wittwe Leach eine Kuh ist, welche Herr John H. vor dem Krieg von El. Leach kaufte.

Manche Leute glauben, es werde wieder Unruhe geben, ich möchte wissen was Sie davon denken, bitte schreiben Sie, sobald Sie können, und sagen mir, ob Sie denken, dass wir noch Kriegstrübel haben werden.

Unsere besten Wünsche für Ihre Familie und alle unsere alten Freunde.

Mit Achtung grüsst  
N. F. English.

Hr. Ch. F. Hermann.

Washington County August 12<sup>th</sup> 1866.

My very dear friend!

Mr. English received a letter from you a day or two ago, and knowing, I was anxious to hear from you, sent it to me.

I am truly glad to hear, that you have all survived the ruin of our beloved America, and although our land has been overrun with rebels, torches and murderers, they have not killed you. Myself and family are alive, which is a miracle. I have been hounded down by all parties, my house has been broken open repeatedly at night, and if I had been there, I would have been killed; — I have been robbed fifteen times, finally I moved out near Fayetteville and stayed until peace was made, but everything I left at home was taken, and a number of men killed. Wm. White and Frank Weatherspoon were killed by the Indians, Genl. Burrow and his two boys, Joker and James, 2 Gage and Mr. Inks and many others, but to tell you of the distress and suffering that has been here, is more than I can do. I presume you know the county is burned up, but the people have now moved back, and many

more are coming in. There are three or four families about the mill. John Weber will move back next month, Nick Weber came home, but as there was no person there at the time, he left again. There is not anything about the mill of value, the boiler, the big wheel, all the irons about the carding machine are gone, loads have been carried off, but I am sure, that no army burned your house or the mill, it was these low down, mean, roguish bushwhackers, who have been the curse to this country and I wish the last one was hung.

I am told, if you were here, you could find out who burned the mill.

The election came off here last monday, and the last rebel that offered, was elected, even Russel, who once run away with ten thousand Dollars borrowed money, came back made over all his property and then became a candidate for the Legislature and is elected; and that gosling looking Erls, who was captain in the rebell army, was elected to the Senate. What kind of laws will a set of outlaws make, to governe a free people? I forgot to say old man Grozius, El. Leach and Rob. Whinery were hung by the bushwhackers, their families are all here, their houses burned up and they were robbed to death.

You wish to know, if there are any stores here, Gge. Washington and a man from Springfield have a few goods at Evansville. Js. Chandler has a shirttail full of marchandise at his old house, and there is a man on Cane-Hill, who has a few goods, but they sell very high.

You say, if you had an idea of success you would come back; I assure you to do well, and if the Mill was in operation it would do well, for all the mills are burned up, and I further assure you, that if prayers and good wishes would bring you all back, you would be here very soon, and even the black hearted rebels are wishing the Dutch were back. I may say the whole country is very anxious for your return, and those of your special friends are praying for your speedy return, and I assure you, I would rather see, you, Wilhelmi and John Hermann return, than any other man on earth.

There is some sickness among the families, and we want John Hermann, who you say, is doing well in St. Louis, I envy the people that have him, with one bushel of cold water, than every doctor in Arkansas with a Barrel of calomel, tell the good people of St. Louis I am the man, he roused from dead.

I believe, I have given you all the news, that are of any account. Tender my untiring love to John Hermann, Wilhelmi

and your family and receive the same yourself from your old true and constant friend

C. F. Hermann Esq.

Ths. H. Tennant.

Washington County, d. 12. Aug. 1866.

Mein sehr werther Freund!

Herr English empfing vor einigen Tagen einen Brief von Ihnen, und da er weiss, dass ich ängstlich warte, von Ihnen zu hören, sandte er ihn mir.

Ich bin wahrhaft froh, zu hören, dass Sie den Ruin unseres geliebten Amerikas überlebt haben, und dass Sie, obwohl unser Land mit Rebellen, Brandfackeln und Mördern überschwemmt wurde, dennoch nicht getödtet worden sind. Ich und meine Familie sind, wie durch ein Wunder, noch am Leben.

Ich wurde von allen Partheien gehetzt. Mein Haus wurde wiederholt bei Nacht aufgebrochen, und wäre ich dort gewesen, so würde ich getödtet worden sein. Ich wurde fünfzehn mal beraubt, zuletzt zog ich in die Nähe von Fayetteville und blieb dort, bis Friede gemacht wurde; doch Alles, was ich im Hause liess, war fort, und eine grosse Anzahl Männer waren ermordet worden. Wm. White und Frank Weatherspoon wurden durch die Indianer umgebracht, auch Genl. Burrow und seine zwei Söhne Joker und James, ebenso 2 Gage und Mr. Inks, und viele Andere. Doch es ist mir nicht möglich, Ihnen von all dem Jammer und Elend, das hier geherrscht hat, ausführlich zu berichten.

Ich vermuthete, dass Sie wissen, dass der Countysitz abgebrannt ist, aber die Leute sind zurückgekommen, und andere kehren zurück. Nick Weber kam heim, da aber Niemand zu Hause war, ging er wieder weg. John Weber wird nächsten Monat zurückkehren.

Nicht der geringste Werthgegenstand ist noch von der Mühle übrig. Die Kessel, das grosse Rad, alles Eisenwerk, die Wollkämmmaschine sind fort. Ladungen sind weggefahren worden. Ich bin sicher, dass keine Soldaten Ihr Haus oder die Mühle abbrannten, es waren vielmehr diese gemeinen, schlechten, herumstreichenden Buschklepper, die Schmach des Landes, und ich wünschte sie bis zum letzten Mann aufgeknüpft zu sehen.

Es wurde mir gesagt, dass Sie hier ausfindig machen könnten, wer die Mühle angesteckt hat.

Letzten Montag fand die Wahl statt, und alle sich offerirenden Rebellen wurden gewählt, sogar Russel, der einmal mit zehntausend Dollar geborgten Geldes durchging, kam zurück und ist gewählt worden, ebenso jener zeisiggrüne Erls, welcher Capitän in der Rebellenarmee war, ist in den Senat gewählt. Was für eine Sorte Gesetze wird eine solche Rotte von Banditen machen, um ein freies Volk zu regieren?

Ich vergass zu sagen, dass der alte Grozius, El. Leach und Rob. Whinnery von den Buschkleppern erhängt wurden. Die Familien sind alle hier, ihre Häuser sind abgebrannt, und sie wurden bis auf den Tod ausgeplündert.

Sie wünschen zu wissen, ob irgend welche Stores hier sind. George Washington, und ein Mann von Springfield, haben ein wenig Waaren in Evansville. J. Chandler hat einen Hemdenlappen voll Waaren in seinem alten Haus, und ein Mann auf Canchill hat ein wenig Waaren, aber sie sind sehr theuer.

Sie sagen, dass wenn Sie Erfolg zu erwarten hätten, würden Sie zurückkommen. Ich versichere, Sie würden Erfolg haben, und wenn die Mühle

im Gange wäre, würde sie gut thun, und ich versichere Sie weiter, dass wenn Gebete und Wünsche Sie alle zurückbringen könnten, wären Sie bald zurück; selbst die schwarzherzigsten Rebellen wünschen, dass die „Dutch“ zurückkommen. Ich möchte sagen, die ganze Landschaft wünscht Ihre baldige Rückkehr, und ich versichere Sie, ich würde lieber Sie, Wilhelmi und John Hermann zurückkehren sehen, als irgend einen Andren in der Welt.

Es herrscht Krankheit unter den Familien und wir brauchen John Hermann, der wie Sie sagen in St. Louis ein gutes Auskommen hat. Ich beneide diejenigen, die von ihm in kalt Wasser gesteckt werden, und nicht wie von den Doctoren in Arkansas, ein Fass voll Calomel schlucken müssen; sagen Sie nur den guten Leuten in St. Louis, ich sei der Mann, den er vom Tode errettet hat.

Ich glaube Ihnen alles von Belang mitgetheilt zu haben, empfangen Sie die Versicherung meiner unvergänglichen Liebe für Sie selbst, für John Hermann, Wilhelmi und Ihre Familie von Ihrem

wahren und treuen Freund  
Th. H. Tennant.

An C. F. Hermann.

January 16<sup>th</sup> 1867

Washington Cty.

Chas F. Hermann Esq.

My very dear friend:

Mr. English is dead, his moving exposure and distress of mind was to much for his age. I am sorry and the rebels are glad. If the Pope house was not burned it could be rented any day, also is the Everly house very much inquired, for some of the fence is burned and destroyed, send me your terms, and I will do the best I can for you.

There has been no Post office this side of Fayetteville, letters are sent and left at the store on Cane-Hill and Evansville, where there are only rebels. The men are sworn in, and I wish every man of this nation had to take the test oath. I am sorry you said nothing about coming back, I still hope you will return.

You will reserve for yourself and Lady my best love.

I am dear friend Your most obedient servant

Th. H. Tennant.

Washington Cty., den 16. Jan. 1867.

Chas F. Hermann.

Mein sehr theurer Freund!

Herr English ist todt, die Strapazen des Umzuges und geistiger Kummer waren zu viel für sein Alter, ich bedauere es und die Rebellen sind froh.

Wenn das Pope Haus nicht abgebrannt wäre, könnte es vermietet werden, ebenso wird nach dem von Eberle oft nachgefragt. Ein Theil der Einzäunung ist verbrannt. Senden Sie mir Ihre Bedingungen, und ich werde das Beste für Sie thun, was ich kann.



Da kein Postamt diesseits Fayetteville ist, werden Briefe im Store in Cane-Hill und Evansville gelassen, wo nur Rebellen sind.

Jeder Einwohner wird vereidigt, und ich wünsche alle Männer der Nation müssten den Treueid ablegen. Ich bedaure, dass Sie nichts vom Zurückkommen schreiben.

Für Sie und die Ihrigen die besten Wünsche, und ich verbleibe

Ihr gehorsamer Diener

Th. H. Tennant.

Evansville Ark. January 19<sup>th</sup> 1867.

Mr. Ch. F. Hermann.

Dear Sir!

Your favor of the 18<sup>th</sup> was received.

Times are very dull here just now, and I am pressed for means, more than I have been, since I commenced business here.

I do not think so small a business, as you speak of, would pay at Hermannsburg having nothing to attract the people, except the store and shop.

If there was a mill, any kind of a business would do well.

If there is a commencing made to rebuild the mill at H-G., I will either buy your property there, or go in partnership with you. I would prefer going in with you for 2 or 3 reasons, knowing you understand the business of purchasing goods, and remaining in the market all the time would certainly be a great advantage. If there should be no mill at H., Evansville would be a better place.

They are now building a steam mill at E., they have bought your brother John's boiler at Hermannsburg, at least they have taken it, suppose they bought it.<sup>1)</sup>

If this suits you, to enter in partnership with me, let me know, and I will make no other arrangement.

I remain very respectfully yours

J. M. Chandler.

Evansville Ark, den 30. Januar 1867.

Hr. Ch. F. Hermann.

Werther Herr:

Ihr Werthes vom 18. ds. empfangen.

Die Zeiten sind hier gerade jetzt sehr hart, und ich bin fast mehr um Geldmittel in Verlegenheit als seit ich Geschäfte aufing.

---

<sup>1)</sup> Er wurde gestohlen.

Ich glaube nicht, dass ein so kleines Geschäft, wie Sie schreiben, sich in Hermannsburg, wo sonst nichts zur Anziehung als Store und Schmiede wäre, lohnen würde. Wenn die Mühle dort wäre, würde jedes Geschäft gut thun. Sobald in Hermannsburg der Anfang zum Baue einer Mühle gemacht wird, würde ich entweder Ihr Eigenthum kaufen, oder mit Ihnen in Theilhaberschaft treten. Ich zöge vor, mit Ihnen zusammenzugehen, aus zwei oder drei Ursachen, da ich weiss, dass Sie das Geschäft, Waaren zu kaufen, verstehen, und da Sie stets am Markt sein würden, was gewiss von Vortheil wäre. Wenn keine Mühle in Hermannsburg errichtet wird, so wäre Evansville der bessere Platz. In Evansville wird jetzt eine Dampf-mühle gebaut, sie haben Ihres Bruders John Dampfkessel gekauft, wenigstens haben sie ihn genommen, ich vermüthe gekauft.<sup>1)</sup>

Wenn es Ihnen passt, mit mir in Theilhaberschaft zu treten, so lassen Sie es mich wissen, dann mache ich keine andere Abmachung.

Ich verbleibe achtungsvoll Ihr  
J. M. Chaudler.

Washington County July 20<sup>th</sup> 1867.

Dear friend!

This man Sparks, who lives on the Everly farm is no doubt a grand villain, he was up for hay stealing after he came here. It is believed, his house is a stand for horse thieves, passing from Kansas to Texas. A baptist preacher living at Reins house had a good mare, after two men, who were there one night the mare was gone. Sparks was seen in the bushes, and there will be another horse stolen no doubt. If you give me the authority, I will move him out, as soon his time is out, every good man here wants hem away.

You ask, if I am willing to accept pay, when the places will yield any rent. No Sir! when I do a favour for a friend I do not charge him, I would rather get up at midnight than charge him.

My love to your family and same to yourself.

Yours truly  
Th. H. Tennant.

Washington County, d. 20. Febr. 1867.

Werther Freund!

Jener Mann Sparks, der auf der Eberle Farm wohnt, ist ohne Zweifel ein Bösewicht. Er legte sich aufs Heustehlen, nachdem er in die Gegend kam.

Es wird geglaubt, dass sein Haus ein Stell-dich-ein zwischen Kansas und Texas für Pferdediebe ist. Ein Baptisten-Prediger, der in Rhein's Haus wohnte, hatte eine gute Stute, und nachdem 2 Männer da übernachteten, war die

---

<sup>1)</sup> Er wurde gestohlen.

Stute verschwunden. Sparks sah man in den Büschen, und ein anderes Pferd wird zweifelsohne gestohlen werden. Wenn Sie mir die Berechtigung geben, werde ich ihn ziehen machen, sobald seine Zeit um ist. Jeder gute Mann hier will ihn fort haben.

Sie fragen, ob ich Bezahlung nehme, sobald der Platz irgend welche Rente bringt. Nein, mein Herr! wenn ich einem Freund einen Dienst thue, so rechne ich nichts dafür, ich würde lieber um Mitternacht aufstehen, als ihm etwas zu berechnen.

Ihr treuer  
Th. H. Tennant.

Evansville Ark., Aug. 30<sup>th</sup> 1867.

Mr. F. C. Hermann.

Dear friend!

Since I wrote you last, I have received no answer. I am still anxious, to be connected with you, so as to have you purchase goods as you live in the market. Mr. Washington is willing to go in with us at this place, we will do the balance of the labor and each man's profit in proportion to his capital invested; you can invest large or small as it may suit you. This arrangement is shorter and more easily understood than the one, we have been thinking of.

Tell John, we would like to see him and Wilhelmi come back and rebuild the mill.

Mr. English died a few months ago. You would find many old friends, if you were to come back to Hermannsburg.

Give my respects to Mrs. Hermann and family. Mr. Washington wishes to be remembered by you.

Yours truly  
J. M. Chandler.

Evansville Ark. d. 30. Aug. 1867.

Werther Freund!

Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich keine Antwort erhalten. Ich bin noch ungeduldig, mich mit Ihnen zu verbinden, so, dass Sie Güter kaufen, weil Sie am Markt sind. Hr. Washington ist willens, sich mit uns an diesem Platz zusammen zu thun, wir würden uns in die Arbeit und den Nutzen im Verhältnisse zum Kapital theilen. Sie können gross oder klein einlegen, wie es ihnen passen mag. Die Abmachung ist kürzer und leichter verständlich, als die, woran wir dachten.

Sagen Sie John, wir würden ihn und Wilhelmi gerne zurückkommen und die Mühle aufbauen sehen.

Hr. English ist vor einigen Monaten gestorben. Sie würden viele alte Freunde wiederfinden, wenn sie zurück nach Hermannsburg kämen. Beste Wünsche für Fr. Hermann und Familie. Hr. Washington wünscht sich in Erinnerung zu bringen.

Ihr ergebener  
J. M. Chandler.

Washington Cty. Ark. Aug. 4/67.

C. F. Hermann Esq.

My dear friend!

I received Yours of the 30<sup>th</sup> of Augst.

The man Sparks, who was on the Everly place, has run away, for they were after him.

Glad to hear that you are all well, but sorry you did not say, when you are coming back or named the day, when you would be here. If I knew, when you and John would come, I would kill the best calf and the largest hog I have, half a dozen chicken, go to mill, churn and make the biggest dinner that has been in Arkansas since the war.

Some of the good men here are paying off their debts by taking the bankrupt law; Russel has rogued me out of more than one thousand dollars. (follow the names of those good men).

Some people have been sick, several have died and those, who live are praying for John Hermann. Oh! that he was here.

Tennant.

Washington Cty., den 4. August 1867.

Mein werther Freund!

Ich empfang das Ihrige am 30. August.

Der Mann Sparks, welcher auf dem Eberle Platz war, ist durchgebrannt, da man hinter ihm her war.

Freute mich zu hören, dass Sie alle wohl sind, aber es thut mir leid, dass sie nicht sagen, wann Sie kommen, oder die Zeit ihrer Ankunft mittheilen. Wenn ich wüsste, wann Sie, und John Hermann kommen, so würde ich das beste Kalb und das grösste Schwein, was ich habe, und ein Dutzend Hühner schlachten, zur Mühle gehen, Butter machen und das grösste Mittagessen geben, was man in Arkansas seit dem Krieg gesehen hat.

Einige gute Leute hier bezahlen ihre Schulden, indem sie sich des Bankerottgesetzes bedienen; Russel betrog mich um mehr als tausend Dollar.

Mehrere Leute waren krank, und einige sind gestorben, die, welche leben beten für John Hermann. Oh! dass er hier wäre!

Tennant.

Washington Cty. Febr. 17<sup>th</sup> April 1868.

My dear friend!

Notwithstanding I am very unwell, as I have been for some time, yet I must write to you. Mr. Hill came to see me to day, he say's he cannot pay that price, says if a store was here, it would enhance the value of the land; if you are not coming back you had better sell lots very low, but I would rather you would all come back, than sell forty lots.

I believe Legg has given up the lawsuit. The convention

which met in February formed a constitution for the State and returned it to the people for ratification, for coming back into the Union. According to the latest news it has been voted down, as the oath they require men, to take, is the basest blackest thing I ever saw, I did not take that oath, for me to grant unto negroes, horsethieves, murderers and cut throats all the privileges and immunities of good men? It cannot and will not do, this is the blessed consequences of Southern confederacy, a disgrace to mankind and a curse to the world.

Washington Cty., den 17. April 1868.

Mein werther Freund!

Obwohl ich seit einiger Zeit unwohl bin, muss ich Ihnen doch schreiben. Hr. Hill kam heute, um mir zu sagen, er könne den Preis nicht bezahlen. Wenn ein Store hier wäre, würde der Werth steigen, und im Fall Sie nicht kommen, würden Sie wohl thun das Land und die Baustellen sehr billig zu verkaufen, doch wünschte ich, Sie alle kämen zurück, mehr, als wenn Sie vierzig Bauplätze verkauften.

Ich glaube, Legg hat die Klage aufgegeben. Die Konvention, welche sich im Februar versammelte, erliess ein Gesetz betreffend der Rückkehr des Staates in die Union und es wurde dem Volke zur Rectifikation vorgelegt. Den neusten Nachrichten zufolge wurde es niedergestimmt, da der verlangte Eid das gemeinste, schwärzeste Ding ist, wovon ich je gehört habe. Ich werde diesen Eid nicht schwören, ich soll dem Neger, Pferdedieb, Mörder und Halsabschneider alle die Freiheiten eines guten Mannes einräumen? Ich kann und will nicht. Dies ist die gepriesene Folge der südlichen Conföderation, ein Schimpf der Menschheit und Fluch der Welt.<sup>1)</sup>

Th. H. Tennant.

August 12<sup>th</sup> 1868.

Arkansas is in the Union with her constitution, black as a negro's face. It is said those rebell states will not be allowed to vote only for the State legislature, it is a fearful looking time.

Yours truly

Th. H. Tennant<sup>2)</sup>

to Ch. F. Hermann Esq.

den 12. August 1868.

Arkansas ist in der Union mit ihrer Constitution, so schwarz wie ein Neger-Gesicht. Es wird gesagt, diese Rebellenstaaten dürfen nur für die Staatsgesetzgebung stimmen, eine fürchterliche Zeit.

Ihr treuer

Th. H. Tennant.

Ch. F. Hermann.

---

<sup>1)</sup> Der gute Mann kommt hier in Betracht seiner politischen Stellung zu merkwürdigen Schlüssen.

<sup>2)</sup> Tennant starb 1869.

Karl Friedrich's drei Söhne:

**Heinrich Wilhelm**

\* 9. Juni 1855 zu Hermannsburg Ark. — Arzt in St. Louis Mo.  
Verehelicht — 1 Tochter.

---

**Eduard Adolph**

\* 28. December 1856 zu Hermannsburg Ark. — Civil-Ingenieur  
in St. Louis Mo. — Verehelicht.

---

**Louis Karl**

\* 13. Juli 1859 zu Hermannsburg Ark. — Sekretär und Schatzmeister  
der Hermann und Könitzer Oak Leather Co. in St. Louis.  
Verehelicht — 1 Sohn, 3 Töchter.

---



Louis Karl's Sohn:

Friedrich Albert

\* 6. August 1892 in St. Louis.  
im Kindesalter.

---

Johann Wilhelm's vierter Sohn:

**Eduard Wilhelm**

1829—1898

---

## Eduard Wilhelm

\* 19. December 1829 in Mannheim, war Apotheker in Kehl a. Rh.,  
† 1898 als Privatier in Heidelberg. — Verheirathet, hat 2 Söhne und  
2 Töchter.

Eduard Wilhelm war von kräftigem Körperbau und über Mittelgrösse, mit markirten Zügen und nach den Urtheilen derjenigen, die es wissen sollten, blieb er, von starkem Willen, herzensgut und ohne Falsch, immer der „Wattel“. Er gab sich für leichtlebig aus, hielt auf Dekorum, und wurde auch für dem Vaterland geleistete Dienste mit dem „Zähringer Löwenorden“ dekorirt, stand Niemandem an Ehrenhaftigkeit nach und hatte feinen Geschmack für's „Gute“, nur hielt er nicht viel auf „Stammbäume“.

Häufig denken Väter und Söhne über die Wahl des zu ergreifenden Berufes der Letzteren verschieden. Weil der Vater die Schattenseiten anderer Berufe nicht kannte, sollte Eduard nicht Apotheker werden; allein als die Zeit zur Entscheidung herankam, und sich die gute Gelegenheit zur tüchtigen Lehre bei Schwager Halberstadt in Camberg bot, so wählte man mit allgemeiner Uebereinstimmung das Fach des Pharmaceuten, bei dem sein Vater ein gutes Auskommen und Ansehen gefunden hatte.

Die Lage Kehl's, gegenüber der bis 1870 starken französischen Festung Strassburg, war immer etwas unheimlich.

Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 wurde am 22. Juli 1870 ein Pfeiler der grossen Rheinbrücke in die Luft gesprengt, ohne an den naheliegenden Gebäuden Schaden anzurichten. Man sah stündlich der französischen Beschiessung entgegen, wesshalb die Einwohner des unter den Kanonen

Strassburgs gelegenen Kehl sich und ihre Habseligkeiten in die rückwärts gelegenen Ortschaften flüchteten, so auch Eduard Wilhelms Familie. Während Frau und Kinder nach Offenburg und später nach Ortenburg gebracht wurden, blieb er mit noch einer kleinen Anzahl Männer am Platze unter der Brücke über einem Kasernengraben, welcher Stadt und Dorf Kehl scheidet, dort hielt er sich während der ersten drei Tage der Beschiessung (7.—10. Aug. 1870) auf, während 50—60 Häuser in Grund geschossen wurden, nunmehr verliessen auch die übrigen Einwohner die Stadt, und da er sich als Apotheker jetzt seiner moralischen Verpflichtung entbunden betrachtete, ging er nach Kork und stellte sich mit einigen Kisten voll entsprechend ausgewählten Medicamenten versehen, dem Oberstabsarzt . . . , welcher den ersten militärischen Verbandplatz kommandirte, freiwillig zur Verfügung.

Durch das rasche Vorrücken der siegreichen deutschen Armee wurden die in Kork vorsorglich errichteten Spitäler nur wenig bevölkert, da die sechs volle Wochen, Tag und Nacht anhaltende Beschiessung zwischen Kehl und Strassburg, von gedeckten Stellungen aus geschah, und verhältnissmässig nur wenig Verwundungen erfolgten.

Fünfschsstel der Häuser von Kehl wurden total zusammen geschossen und ausgebrannt. Die Apotheke blieb nur wenig beschädigt stehen, und die Beschädigten wurden von Reichswegen entschädigt, wie auch die während sechs Wochen vertrieben gewesen Bewohner vom Staat per Tag eine Mark und für jedes Kind eine halbe Mark erhielten.

Weitere Berichte über Eduard Wilhelms Leben fehlen!

---

Eduard Wilhelm's zwei Söhne:

Wilhelm Friedrich

\* 4 März 1858 in Kehl. — Apotheker in Kehl, Doctor der Chemie.  
Verehelicht, hat 2 Kinder (Töchter).

---

Fritz Wilhelm

\* 21. März 1859 in Kehl. — Amtmann in Karlsruhe, später Bürgermeister in Offenburg (Baden). — Verehelicht hat 3 Kinder (Söhne).

---

Fritz Wilhelm's drei Söhne:

Eduard Ludwig

\* 14. August 1888.

Im Kindesalter.

---

Ludwig Adolph

\* 23. Juli 1890.

Im Kindesalter.

---

Wilhelm Walter

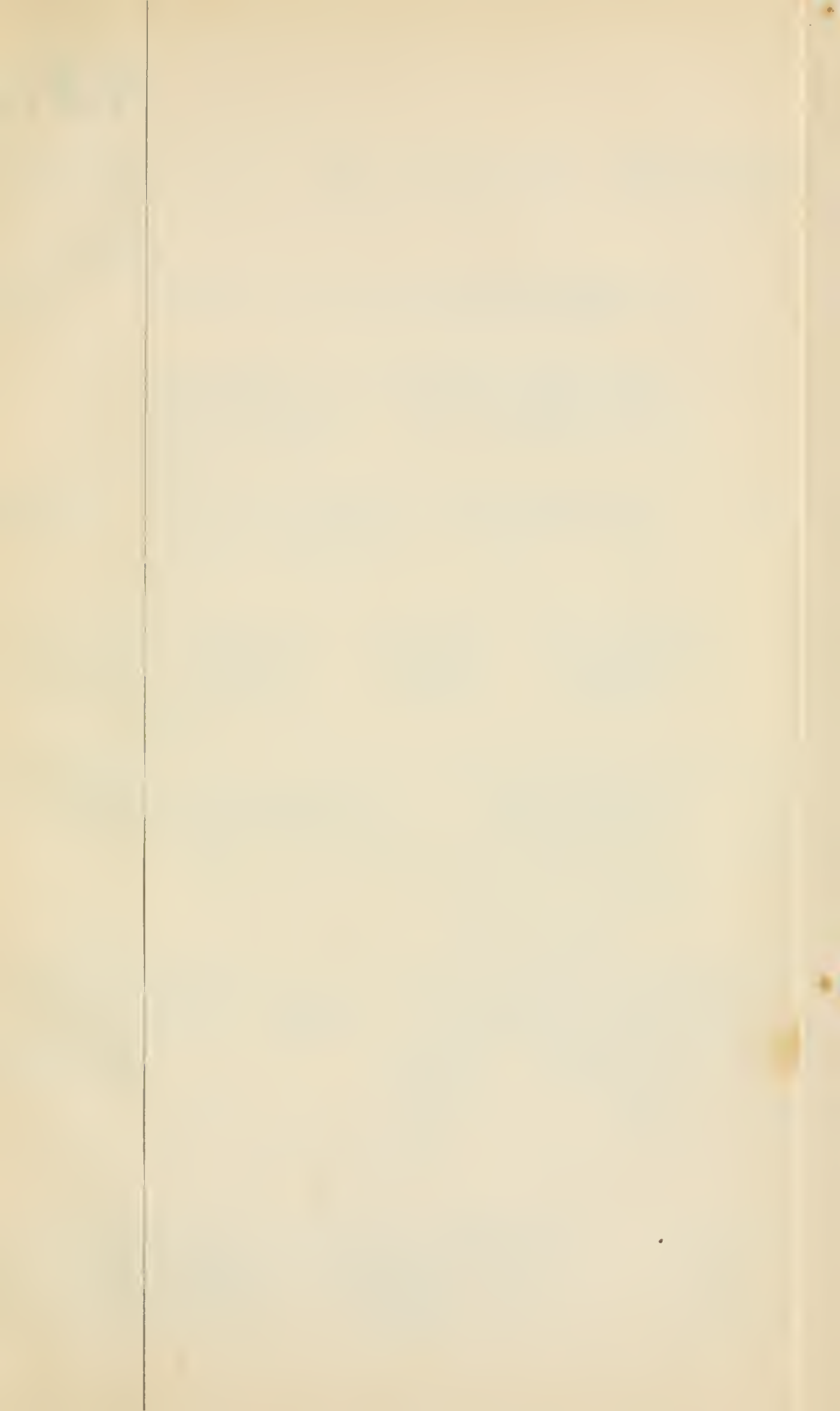
\* 27. September 1892 in Karlsruhe.

Im Kindesalter.

---









-TA

zusamm

n Jahre 189

00.

Ergänzung 2 zu Generation VI.

Eduard Adolph Hermann  
\* 28. Dec. 1856.

30. April  
1896

=  
in St.  
Louis.

Florence geb. Pitzman  
\* 12. Januar 1869.

Ottfried Hermann  
in Wollenberg,  
Juli 1735.

11.  
Carl Wilhelm  
Hermann  
1. Januar 1775.  
... als Kind  
in Bonfeld.

6.  
Friedrich Hermann  
11. März 1826  
in Mannheim.

Marie Anna geb. Graul  
November 1832 in Worms.

8.  
Heinrich . . . . Hermann  
\* ?, † als Kind.

F.-C. Seite 37.

2.  
Eduard Adolph  
Hermann  
Dec. 1856  
in  
Mannsburg.  
id II oben!

3.  
Louis tonie Paula  
Herm. Schädler  
\* 13. Juni 1858  
in Offenburg.

3.  
Fritz Wilhelm  
Hermann  
\* 21. März 1859  
in Kehl a. Rh.

22.  
Sep-  
tember  
=  
1889

Marie Melanie  
geb. Hofmann  
\* 22. Nov. 1865  
in Wiesbaden.

4.  
Amalie  
Hermann  
\* 13. Mai 1860  
in Kehl a. Rh.  
verheirathet mit  
Ad. Hofmann,  
Apotheker in  
Mannheim.  
(6 Kinder.)

F.-C. S. 217.

F.-C.

F.-C. S. 222.

5.  
Walter F. . . . .  
Hermann  
\* 13. März 1894  
in Cuthbest. Ga. Rh.

1.  
Eduard Ludwig  
Hermann  
\* 14. Aug. 1888  
in . . . .  
F.-C. S. 223.

2.  
Ludwig Adolph  
Hermann  
\* 23. Juli 1890  
in . . . .  
F.-C. S. 223.

3.  
Wilhelm Walter  
Hermann  
\* 27. Sept. 1892  
in Karlsruhe.  
F.-C. S. 223.

# STAMM

ANN, aus vorhandenen Documenten

(begonnen

19

|                                                                             |                                                                                                                                                                                             |                                        |
|-----------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------|
| rina Marie geb. Buch<br>er 1741 zu Wertheim a. M.,<br>Juli 1802 in Bonfeld. | Marie Katharina Philippine Hermann<br>* 17. Juli 1733 in Wollenberg.<br>verheirathet 26. Februar 1754 mit<br>Johann Michael Deinhardt, Chirurg<br>und Verwalter in Treschklingen, † . . . . | Johann Philip<br>* 20. Mai 1<br>dort † |
|-----------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------|

|                                                                                   |                                                                                            |                                                                                                    |                                                                                                  |
|-----------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 7.<br>iann Christoph<br>Hermann<br>December 1768,<br>15. März 1769<br>in Bonfeld. | S.<br>Johann Christoph<br>Hermann<br>* 10. Februar 1771,<br>† 9. April 1781<br>in Bonfeld. | 9.<br>Johann Christian Friedrich<br>Hermann<br>* 2. Mai 1772,<br>† . . . . als Kind<br>in Bonfeld. | 10.<br>Wilhelm Heinrich<br>Hermann<br>* 13. December 1773,<br>† 14. December 1773<br>in Bonfeld. |
|-----------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------|

|                                                                                                                  |                                                                                              |                                             |                                                                                                                     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 4.<br>Amalie Hermann<br>April 1819,<br>t mit Phil. Schmidt,<br>t in Mannheim.<br>891 in Mannheim.<br>(inderlos.) | 5.<br>Johann Heinrich Hermann<br>* 28. Mai 1823 in Mannheim,<br>† 14. Oct. 1892 in New York. | 13. Mai<br>=<br>1851<br>in<br>Mis-<br>souri | Nani Louise geb. Wilhelmi<br>* 2. August 1825 in Stebbach,<br>Baden, † 30. April 1863 in<br>Washington Mo. V. S. A. |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

F.-C. Seite 31.

|                                                                        |                                                                                                                           |                                                                         |                                                            |                                                      |                                                                                                  |
|------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1.<br>Johanna . . . . .<br>geb. Bang<br>* . . . . 18—<br>in St. Louis. | 4.<br>Julie Amalie<br>Hermann<br>* 7. Febr. 1858<br>in<br>Hermannsburg,<br>verheirathet mit<br>Chr. Graff in<br>New York. | 5.<br>Oscar Julius<br>Hermann<br>* 10. Dec. 1860<br>in<br>Hermannsburg. | 15.<br>März<br>1885<br>=<br>in<br>Big-<br>Sandy<br>(Texas) | Sarah . . . . .<br>geb. Bischof<br>* 24. Febr. 1864. | 1.<br>Heinrich Wilhelm<br>Hermann<br>* 9. Juni 1855<br>in<br>Hermannsburg. F.<br>siehe Ergänzung |
|------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------|

F.-C. S. 35.

F.-C. S. 217.

|                                                               |                                                                |                                                                        |                                                                    |                                                                   |                                                         |
|---------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------|
| 2.<br>Ella M. J.<br>Hermann<br>* 3. Mai 1884<br>in St. Louis. | 3.<br>Ada F. W.<br>Hermann<br>* 7. Febr. 1887<br>in St. Louis. | 1.<br>Johann Wilhelm<br>Hermann<br>* 11. Oct. 1886<br>in Greeley. Col. | 2.<br>Oscar Julius<br>Hermann<br>* 22. April 1887<br>in St. Louis. | 3.<br>Minna Julia<br>Hermann<br>* 6. Oct. 1889<br>in Orange N. J. | 4.<br>Ida B.<br>Hermann<br>* 19. Juli<br>in Glou-<br>N. |
|---------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------|

-TA

zusamm

n Jahre 189

00.

Ergänzung 2 zu Generation VI.

Eduard Adolph Hermann  
\* 28. Dec. 1856.

30. April  
1896

Florence geb. Pitzman  
\* 12. Januar 1869.

=  
in St.  
Louis.

Ottfried Hermann  
in Wollenberg,  
Juli 1735.

11.  
Carl Wilhelm  
Hermann  
Januar 1775.  
... als Kind  
in Bonfeld.

6.  
Friedrich Hermann  
11. März 1826  
in Mannheim.

Marie Anna geb. Graul  
November 1832 in Worms.

8.  
Heinrich . . . . Hermann  
\* ?, † als Kind.

F.-C. Seite 37.

2.  
Eduard Adolph  
Hermann  
Dec. 1856  
in  
Mannsburg.  
id II oben!

3.  
Louis tonie Paula  
Hermb. Schädler  
\* 13. Juni 1858  
in Offenburg.

3.  
Fritz Wilhelm  
Hermann  
\* 21. März 1859  
in Kehl a. Rh.

Marie Melanie  
geb. Hofmann  
\* 22. Nov. 1865  
in Wiesbaden.

4.  
Amalie  
Hermann  
\* 13. Mai 1860  
in Kehl a. Rh.  
verheirathet mit  
Ad. Hofmann,  
Apotheker in  
Mannheim.  
(6 Kinder.)

22.  
Sep-  
tember  
=  
1889

F.-C. S. 217.

F.-C. S. 222.

5.  
Walter F. . . . .  
Hermann  
\* 13. März 1894  
in Cuthbest. Gal. Rh.

1.  
Eduard Ludwig  
Hermann  
\* 14. Aug. 1888  
in . . . .  
F.-C. S. 223.

2.  
Ludwig Adolph  
Hermann  
\* 23. Juli 1890  
in . . . .  
F.-C. S. 223.

3.  
Wilhelm Walter  
Hermann  
\* 27. Sept. 1892  
in Karlsruhe.  
F.-C. S. 223.





## DRUCKFEHLER.

| Seite | Zeile      |               |       |                  |
|-------|------------|---------------|-------|------------------|
| 20    | 3          | 29            | statt | 27 Mai           |
| 40    | 15         | unerklärbaren | “     | erklärbaren      |
| 77    | 4          | benannte      | “     | bekannte         |
| 85    | unterste   | 12            | “     | 3 des Monats     |
| 88    | 26         | dessen        | “     | dessem           |
| 103   | 5          | Kansas        | “     | Arkansas         |
| 122   | 8          | Aeolos        | “     | Acolus           |
| 125   | 21         | es            | “     | (dem ersten) ich |
| 161   | 17         | desperater    | “     | desparater       |
| 171   | 18         | und           | “     | aber             |
| 181   | 5          | dem           | “     | den              |
| 183   | 8          | da            | “     | das              |
| 183   | 9          | ist           | “     | bedeckte         |
| 185   | 17         | fühlte        | “     | war              |
| 203   | 7 v. unten | Ausstandes    | “     | Aussenstandes    |

## CORREKTUR.

|     |            |                                               |       |                  |
|-----|------------|-----------------------------------------------|-------|------------------|
| 39  | 6 v. unten | gleichzeitig die Erinnerung einer tröstlichen |       |                  |
| 205 | 11         | Befriedigung                                  | statt | Uebereinstimmung |
| 205 | 12         | ausgleichen                                   | “     | zerstören        |

**RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT**  
**202 Main Library**

|                 |   |   |
|-----------------|---|---|
| LOAN PERIOD 1   | 2 | 3 |
| <b>HOME USE</b> |   |   |
| 4               | 5 | 6 |

**ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS**

1-month loans may be renewed by calling 642-3405

6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk

Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

**DUE AS STAMPED BELOW**

|                                                                    |  |  |
|--------------------------------------------------------------------|--|--|
| INTERLIBRARY LOAN<br><br>JAN 25 1981<br><br>UNIV. OF CALIF., BERK. |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
| REC CIR MAR 6 '81                                                  |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |
|                                                                    |  |  |

M300792

CS 71

H 48  
1900

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

U. C. BERKELEY LIBRARIES



C046054231

